

# Braunschweigische Heimat



1957

43. Jahrgang · Heft 1

---

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz

Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag Braunschweig

# Inhaltsverzeichnis

	Seite
Neuer Doldfund an der „Alten Straße“ von Kreisheimatpfleger Otto Thielemann, Goslar, Grauhöfer Straße . . . . .	1
Mitglieder des braunschweigischen Landadels als Abte der Matthias-Abtei zu Zellerfeld (Oberharz) von Oberstudienrat Herbert Lommatzsch, Clausthal-Zellerfeld, Königsberger Straße 1 . . . . .	3
Geschichte und Sage im Raum von Königslutter von Konrektor Heinz Röhr, Königslutter, Pastorenkamp 12 . . . . .	4
Ostfalen als Land der guten Würste von Dr. Werner Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6 . . . . .	6
Sitzmöbel als Werke volkstümlicher Handwerkskunst im Kreise Holzminden von Kreisheimatpfleger Curt Sauermilch, Holzminden . . . . .	8
Hexen ut en Dörpe driewen. Brauchtum des 30. April im Amte Calvörde (1952) von Irmgard Grote, Vorsfelde, Bahnhofstraße 5 . . . . .	13
Die Vogeluhr von Studienrat Gerhard Schridde, Braunschweig, Richterstraße 6 . . . . .	15
Der Flurname „Im Mettjensiek“ bei Volzum von Landwirt Carl Schweinhagen, Volzum . . . . .	17
<b>Aus der Heimatpflege:</b>	
Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1956 . . . . .	18
Die Wiederherstellung der St.-Leonhardkapelle in Braunschweig von Pfarrer Wolf-Dietrich v. Kurnatowski, Braunschweig, Leonhardstraße 26 . . . . .	24
Was wird mit dem Truppenübungs- und Schießplatz am Westrande des Harzes im Raume Lauten- thal-Wildemann-Bad Grund-Seesen? . . . . .	30
Harzer Mundartdichter-Treffen 1956. Eine gesamtdeutsche Veranstaltung von Studiendirektor Dr. Louis Wille, Halberstadt . . . . .	31
Müllermeister Willi Becker zum Gedächtnis von Lehrer Wolfram Forche, Salzgitter-Lichtenberg, Kornstraße . . . . .	32

## Rollei

### ein Stück der Welt von morgen

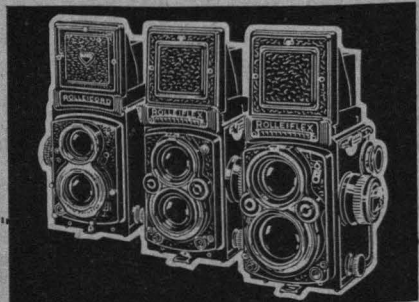
**ROLLEIFLEX 3,5 und 2,8 E** - die Hochleistungs-Rollei für verwöhnte Ansprüche:

- Zeiss Planar oder Schneider Xenotar (fünfлинсig) • **Belichtungsmesser** mit 2 Meßbereichen • Gesicherte Zeit-Blenden-Kupplung (abschaltbar)
- Automatische Tiefenschärfenanzeige • Filmtransport mit Schnellaufzug

**ROLLEICORD V/Xenar 3,5**

die Meisterkamera für  
den passionierten Amateur

- Sämtliche Modelle:  
Synchro-Compur-Verschluß ( $1/500$ )  
Lichtwertskala · Selbstauslöser  
Abschaltbare Doppelbelichtungssperre  
12 Aufnahmen 6 x 6  
Mit Rolleikin: 36 Aufnahmen 24 x 36



FRANKE & HEIDECKE · BRAUNSCHWEIG

# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1  
Schriftleiter: Dr. W. Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag

43. Jahrgang

März 1957

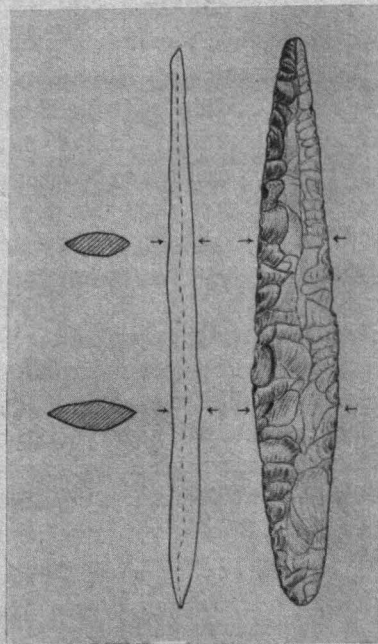
Heft 1

## *Neuer Dolchfund an der „Alten Straße“*

von Otto Thielemann

Im Oberharzer Museum in Zellerfeld liegen neuerdings zwei Feuersteindolche und eine Feuerstein-Lanzenspitze vom nordharzer Vorland aus. Die Funde kommen aus der Sammlung des früheren Oberbergrats Barry und wurden von diesem auf Anfrage als „aus der Vienenburger Gegend stammend“ ausgewiesen. Diese Lokalisierung wäre vor knapp zwei Jahrzehnten sicher noch stark bezweifelt worden. Heute können wir im nordharzer Raum an Oker und Innerste eineinhalb Dutzend Flintwaffen nachweisen und darum die Angabe „Vienenburger Gegend“ für durchaus glaubwürdig halten. Die Bereitschaft dazu erhält jetzt eine wesentliche Stütze durch einen hervorragenden Neufund, eine außergewöhnlich große Feuersteinwaffe aus nächster Nähe Vienenburgs, nämlich aus dem Radauer Holze, nur 3 km südlich der Stadt.

Das beachtliche Fundstück wurde im Mai des Jahres 1956 bei oberflächlichen Hackkulturarbeiten im südöstlichen Waldwinkel des Radauer Holzes, in Abteilung 26a zwischen Teufelsbach und Waldrand, aufgenommen und nun von Rev.-Förster Rottsahl-Wöltingerode vorgelegt. Es übertrifft mit seiner Länge von über 21 cm alle unsere bisherigen Vergleichsfunde und verrät auch in seiner technischen Fertigung eine erstaunlich genaue Schlagkunst. Von den scharfgratigen Rändern her, die den ganzen Körper rundum umlaufen, ist das Gerät über beide Breitseiten hinweg vollständig ausgedengelt, und die größeren Lamellen sind noch in feinsten Schlägen treffsicher ausretuschiert. Im Querschnitt ist der Stein bis auf 1 cm Stärke und weniger abgemuschelt.



Feuersteindolch von Vienenburg

Zeichnung: Thielemann

57.292

Das kürzere und etwas breiter gehaltene Schaftende war wohl einmal in Holz oder Leder gefaßt. Das Klingenende verjüngt sich stärker und wirkt mit seinem ausgeprägten durchlaufenden Grat wie ein gefährliches Stilett. Die elegante Form und der flache, spitzovale Querschnitt datieren das Gerät in die ausgehende Jungsteinzeit um oder bald nach 2000 v. Chr. Nach Größe und Bearbeitungstechnik könnte man versucht sein, in diesem kapitalen Fundstück eine Importware aus dem flintreicheren Norden zu sehen. Unter Berücksichtigung aber der zahlreichen heimischen Flintwaffenfunde, die eine gleiche Hochstufe technischen Könnens belegen, spricht auch nichts gegen die Annahme einer Fertigung hierzulande.

Jedes prähistorische Funddokument erhält seine volle Bedeutung erst im Zusammenhang mit seinem Fundort, dem auch in diesem Falle eine besondere Aussage zukommt. Als wir vor kurzem den Feuersteindolch von Hahausen bekanntgaben, wurde schon auf den fundortmäßigen Zusammenhang mit der sogen. „Alten Straße“ am nördlichen Harzrand hingewiesen. An der gleichen Alten Straße, diesmal an ihrem östlichen Strang in unserem Gebiet, liegt dieser neue Waffenfund, und zwar an einer besonders markanten Stelle. Hier stand in unmittelbarer Nähe, auf dem äußersten Nordostzipfel der Harlingeröder Flur, der „Taterngalgen“, und daneben schneidet die alte Grenze an der SW-Ecke des Radauer Holzes in seltsam auffälliger Weise ein Geländegeviert aus, das „Im Teufelsbade“ benannt und vom „Teufelsbach“ durchflossen wird. Die Alte Straße steuert diese Geländepunkte an, sie leitet wenig weiter westlich zum Harlingeröder Galgen mit dem Pfingstanger und seinem ehemals vorhanden gewesenen Kreuzstein, und knapp östlich unserer Fundstelle führte sie über Lukaszoll, wo einst ein Schandpfahl stand, zum nahen Harzburger Galgen am Lochtumer Hasenberg mit dem Hillenkamp. Genau mittwegs zwischen diesen historisch umwitterten Stätten liegt die Fundstelle unserer Steinwaffe. Sicher sind nun solche Landschaftspunkte zunächst mittelalterlich einzuordnen, aber es gibt zeitlich zurück wohl kaum einen Abbruch in den bodenbezogenen Bindungen der Geschehnisse, viel eher dagegen genügend Hinweise, daß die geschichtlich lebendigen Stätten der Landschaft durch Jahrtausende hindurch die gleiche Anziehungskraft auf die einander folgenden und miteinander verketteten Geschlechter ausübten, bis die papierne Neuzeit alle aktuellen Vorgänge im menschlichen Dasein in die steinernen Amtsstuben verlegte und im Aktenschrank konservierte, während vor dem in der freien Landschaft, unter dem Malbaum oder am Hohen Stein, über Menschenschicksale entschieden wurde. In dieser Sicht ist der Fundplatz unserer steinernen Waffe nicht weniger beachtenswert als das Meisterstück selbst. Unter Betrachtung des schon erwähnten westlichen Dolchfundes von Hahausen und eines Beilfundes am „Stapelhof“ nördlich Goslar, einem weiteren Festpunkt an der Alten Straße, sowie gehäufte Urzeitfunde nahe am östlichen Austritt dieses Weges aus unserem Kreisgebiet südöstlich Lochtum stellt sich die Frage, ob nicht schon ein urzeitlicher Verkehrspfad den Zug dieser „Alten Straße“ vorgebildet hat. Ihre Beantwortung ist eine Aufgabe weiterer interessierter Fundbeachtung.



## *Mitglieder des braunschweigischen Landadels als Äbte der Matthias-Abtei zu Zellerfeld (Oberharz)*

von Herbert Lammatzsch

Im hohen und späten Mittelalter lag im Oberharz oberhalb der Stelle, an der die Harzstraße Goslar—Osterode zwischen Zellerfeld und Clausthal den Zellbach überquert, eine Benediktinerabtei, „St. Matthias zu der Tselles“ genannt. Diese zwischen 1186 und 1431 urkundlich nachgewiesene Abtei war der äußerste nördliche Punkt der gewaltigen kirchlichen Organisation des Bistums Mainz, und dem Mainzer Erzbischof stand das Recht zu, die Äbte dieses Benediktinerklosters zu bestätigen und in ihr Amt einführen zu lassen.

Bei der oft recht erbitterten Feindschaft, die zwischen den Bistümern Mainz und Hildesheim herrschte, ist es nun um so erstaunlicher, daß — soweit wir über ihre Herkunft unterrichtet sind — die Äbte als aus dem nördlichen Harzvorland stammend nachgewiesen werden können.

Wenn nämlich auch die Bestätigung der Äbte Mainz oblag, so erfolgte die Wahl durch das im Bistum Hildesheim gelegene Domstift Simon und Juda in Goslar.

Es wird vermutet, daß das um 1050 entstandene Domstift der Gründer der Matthiasabtei auf dem Oberharz gewesen ist. Eine Urkunde ist darüber nicht vorhanden, eins ist aber sicher: das Domstift hat die Abtei als eine seiner Pfründen betrachtet und als Äbte Männer eingesetzt, die den landwirtschaftlichen Gebieten entstammten, in denen das Domstift vor allem Besitz hatte.

Wie die Güterverzeichnisse des Domstiftes zu Goslar ausweisen, ist es am Rammelsberg und an Schmelzhütten nur ganz wenig beteiligt, die Haupteinnahme der Domherren fließt aus landwirtschaftlichem Besitz. Die Domherren selbst stammen vielfach aus dem begüterten Landadel nördlich des Harzes. Das gleiche gilt für viele Äbte des Matthias-Klosters.

Der erste uns mit vollem Namen bekannte Abt ist ein Jordan von Veltheim (1260—1270 Abt). Ein Johann von Veltheim wird zwischen 1272 und 1274 als Domherr genannt. Abt Jordan verläßt 1270 das Kloster und macht einen von Herzog Albrecht dem Großen von Braunschweig empfohlenen Mönch Hermann aus dem St. Godehardikloster (Hildesheim) Platz. Im Jahre 1288 bewirbt sich ein Mönch H. von Bornum um die Abtstelle zu Zellerfeld. H. von Bornum war damals Mönch im Kloster St. Ägidien in Braunschweig. Ob er Abt geworden ist, ist nicht bekannt.

Der nächste Abt aus den Reihen des ostfälischen Adels, Konrad von Werre, erscheint in einem wenig günstigen Lichte. Er kommt zweifellos aus dem Kloster Ilseburg. Dort finden wir in den Jahren vor und nach 1300 zwei Mönche, die sich Konrad von Werre nennen; wahrscheinlich ist es der ältere Mönch, der später Abt in Zellerfeld wird. Keinesfalls kann aber Konrad von Werre schon im Jahre 1301 als Abt jene Urkunde angefertigt haben, nach der sein Kloster die ganze Hochfläche besessen haben soll. Denn der ältere der beiden Mönche namens Konrad weilte noch bis 1307 in Ilseburg, und der jüngere Konrad von Werre tritt als Mönch erst um 1307 auf.

Merkwürdig, wie diese angebliche Urkunde, ist auch die Rückkehr des Abtes in sein früheres Kloster Ilsenburg. Sein Nachfolger beklagt sich bitter im Jahre 1326, daß Abt Konrad nicht nur Landbesitz seines Klosters (in Weddingen), sondern auch Bücher und Altargeräte verkauft und den Erlös für sich verwendet habe.

Noch ein weiterer Abt, Arnold von Gitter, stammt aus dem Braunschweigischen, er ist zwischen 1340 und 1351 Abt gewesen, 1357 ist sein Todesjahr.

Sein Nachfolger ist Friedrich von Benzingeroode, vorher Mönch in Huisburg im Bistum Halberstadt.

Es sind etwa 100 Jahre — 1260 bis 1357 — die wir überblickt haben. Die Entnahme der Äbte aus dem hildesheimischen Bistum und dem Landadel, die Tatsache, daß keiner dieser Äbte in einem Kloster des Bistums Mainz vorher als Mönch war, lassen uns deutlich die Absicht des Domstiftes zu Goslar erkennen, in der Person des Abtes eine Garantie gegen ein Hineingleiten der Matthiasabtei in den Abhängigkeitsbereich von Mainz zu besitzen. Dieser Versuch ist dem Domstift tatsächlich gelungen.

Die mittelalterliche Zeit ist verklungen. Heute besucht die Schuljugend aus den Dörfern, aus denen einst die Äbte von Zellerfeld kamen, das Oberharzer Heimatmuseum. Vielleicht kann nun der eine oder andere der Lehrer hier eine bisher vergessene Beziehung wieder anklingen lassen — lag doch das Kloster nur wenige Schritte vom Museum in Zellerfeld entfernt!

## *Geschichte und Sage im Raum von Königslutter*

von Heinz Röhr

Viele Sagen knüpfen an historische Ereignisse und wirkliche Begebenheiten an. Bei näherer Betrachtung ist es oft möglich, ihren geschichtlichen Kern herauszuschälen, der zwar häufig durch mancherlei Zusätze entstellt, bisweilen sogar ins Gegenteil verkehrt ist, vielfach aber doch erkennbar bleibt. Dafür einige Beispiele aus Königslutter.

Während des Mittelalters war Königslutter durch das von Kaiser Lothar gegründete und von vielen Päpsten mit reichen Ablässen bedachte Benediktinerstift ein bekanntes Zentrum kirchlichen Lebens. Daran erinnern die Sagen vom Frölenspring, vom unterirdischen Gang in Königslutter und vom Kutschenloch. Die Sage vom Frölenspring, erzählt von einer Nonne, die von ihren leichtfertigen Ordensschwwestern aus dem Kloster vertrieben wird und auf der Flucht im Berggarten den Frölenspring entdeckt. Hier klingen Erinnerungen an die 1135 erfolgte Umwandlung des alten Kanonissenstifts in ein Benediktinerkloster an, wobei entsprechend dem späteren Schrifttum der angeblich leichtfertige Lebenswandel der Nonnen besonders hervorgehoben wird. In der zweiten Sage ist von einem unterirdischen Gang die Rede, der vom Kloster zum „Nonnenhaus am Markt“, dem jetzigen Rathaus der Stadt, geführt haben soll. Das erwähnte Haus war alter klösterlicher Besitz und diente nachweislich vor der

Reformation dem Mönch, der den Kirchendienst in der Stadt versah, als Wohnstätte. Ein unterirdischer Gang dürfte dorthin nicht geführt haben. Zur Bildung der Sage aber hat wahrscheinlich beigetragen, daß die Stadt Königsutter auf Kalksinter (Duckstein) aufgebaut ist, in dem durch Auswaschungen des Lutterwassers zahlreiche Hohlräume entstanden sind, die an manchen Stellen als langgestreckte Höhlen erscheinen. Die Sage vom Kutschenloch berichtet von einem reichen Mann, der das wundertätige Muttergottesbild in der Stiftskirche verspottet und auf dem Heimweg bei Blitz und Donner in einem Erdfall im Quellgebiet der Lutter mit seiner Kutsche versinkt. Daß sich diese Sache trotz der Reformation in dieser Form erhalten hat, zeigt, wie tief die Wallfahrt nach Königsutter in das Volksbewußtsein eingedrungen war.

Auf eine sehr alte Überlieferung geht auch die Sage vom Untergang des Dorfes Schoderstedt zurück. Wie die Chronik von Riddagshausen berichtet, soll es im Jahre 1223 in einem tiefen See versunken sein. 317 Menschen, dazu zahlreiche Kinder wären dabei in den Fluten umgekommen. Hier hat die Sage offensichtlich geschichtliche Ereignisse verdreht. Die Wüstung Schoderstedt lag vor den Toren der Stadt am Ochsendorfer Weg. Ihre Umgebung war ursprünglich sehr wasserreich, denn nur ein Kilometer westlich befand sich der Schoderstedter See, auf den noch die Flurnamen Großer See, Kleiner See und Amts-See-Teichs-Breite hinweisen. Die Schoderstedter verließen ihr Dorf aber nicht, weil dort zuviel Wasser vorhanden war, sondern weil sie — wie es in einem amtlichen Bericht von 1701 heißt — „an jenem Ort fast gar kein Wasser, auch nicht einmal gute Notdurft gehabt“. Damit stimmt überein, daß der Schoderstedter See im 16. Jahrhundert nicht mehr vorhanden war.

In die wilden Kriegszeiten des Dreißigjährigen Krieges führen die Sagen vom Glockenteich und von der Ochsentreppe. Nach der ersten Sage soll die große Glocke der Stiftskirche einst in den nahen Glockenteich gefallen sein, der danach seinen Namen erhalten habe. Zugrunde liegt hier, daß in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges die im Stiftsturm hängende große Glocke tatsächlich herunterfiel, ein Ereignis, das auf die abergläubischen Menschen jener Zeit sicher einen starken Eindruck gemacht hat. Nach einer anderen Fassung der Sage soll die große Glocke der Stiftskirche während der Kriegszeit, in der die Stadt und das Stift sehr viel zu leiden gehabt haben, im Glockenteich versteckt worden sein. Die „Ochsentreppe“ führt auf den nördlichen der beiden Westtürme der Stiftskirche. Sie besaß ursprünglich keine Treppenstufen. 1662 heißt es von ihr, daß man auf ihr zum Turm „gehen, reiten oder fahren könne“. Daher konnten über diese Treppe Mensch und Tier zum Kirchenboden hinaufgelangen, um sich dort — wie es die Sage will — vor den Feinden zu verbergen. In Zusammenhang damit dürfte stehen, daß — wie aus alten Bauakten der Stiftskirche hervorgeht — 1640 und 1673 große Teile der Decke des Mittelschiffs der Kirche einstürzten, so daß das Kaisergrab, die Kanzel und der Altar völlig zerstört wurden und jahrzehntelang im Hauptschiff der Kirche kein Gottesdienst abgehalten werden konnte.

Voges, Theodor: Sagen aus dem Lande Braunschweig, Braunschweig 1895.

Lüders, Der Kaiserdom zu Stift Königsutter, Königsutter 1904.

Görges-Spehr: Vaterländische Geschichten und Denkwürdigkeiten der Vorzeit der Lande Braunschweig und Hannover, Braunschweig 1881, I. Teil, Seite 241.

Kepialbücher des Stifts Königsutter (Staatsarchiv Wolfenbüttel Handschriften VII B 324),

Reparaturen des Stifts Königsutter 1640—1745 (Staatsarchiv Wolfenbüttel L. Alt. Abt. 4, 8 Nr. VII 148)

# Ostfalen als Land der guten Würste

von Werner Flechsig

Braunschweig ist in ganz Deutschland als Stadt der guten Würste bekannt. „Braunschweiger Wurst“ kann man in den Feinkostläden aller großen Städte kaufen. Wenn sie auch nicht immer wirklich in Braunschweig hergestellt ist, so soll ihr Name doch kundtun, daß sie „nach Braunschweiger Art“ zubereitet wurde. Ein klangvoller Name soll also die Gewähr für hervorragende Güte der Ware und für eine besondere Geschmacksart bieten.

Man versteht heute in der Fremde unter „Braunschweiger Wurst“ wohl durchweg eine sogenannte Teewurst aus besonders feinmassigem, fettreichen Mettgut, die sich pastenartig weich wie Leberwurst auf Brot streichen läßt. Das war aber nicht immer so. In der 3. Auflage des Universal-Lexikons von Pierer, die 1853, also vor rund 100 Jahren erschien, lesen wir: „Braunschweiger Wurst ist Blut- und Cervelat-Wurst, welche im Braunschweigischen verfertigt wird und wegen ihrer Vorzüglichkeit geräuchert einen bedeutenden Handelsartikel ausmacht; auch nennt man Braunschweiger Wurst solche, welche nach Art der braunschweigischen verfertigt ist; daher besonders im Brandenburgischen Blutwurst, welche ohne Zuthat von Semmel gestopft und größtentheils geräuchert gegessen wird<sup>1)</sup>.“ Dieser Sprachgebrauch hat sich in Schleswig-Holstein bis zur Jahrhundertwende oder noch darüber hinaus gehalten. O. Mensing erklärt nämlich in seinem Schleswig-Holsteinischen Wörterbuche das dort gebräuchliche Mundartwort „Brunswiker Wuss“ als Blutwurst<sup>2)</sup>.

Gehen wir noch weiter in die Vergangenheit zurück, so finden wir 1802 in der Topographie des Herzogtums Braunschweig-Wolfenbüttel von Hassel und Bege unter den damals bemerkenswertesten Ausfuhrgütern aus der Stadt Braunschweig an Wurst- und Fleischwaren nur „Braunschweiger Schlackwürste und Schinken“ an 30. Stelle aufgezählt<sup>3)</sup>. C. Ph. Ribbentrop nennt 1796 in seiner Beschreibung der Stadt Braunschweig unter 51 Ausfuhrgütern „Schlackwürste“ sogar an 7. Stelle vor der Mumme, was darauf schließen läßt, daß er dem Wursthandel der Braunschweiger Schlachter nach auswärts eine hervorragende Bedeutung beimaß<sup>4)</sup>. Wie alt dieser Schlackwursthandel damals schon war, ließ sich bisher aus gedruckten und handschriftlichen Quellen zur Handelsgeschichte unserer Stadt leider nicht feststellen. Sicher ist nur, daß die Braunschweiger selbst bereits zu Anfang des 18. Jahrhunderts ihrer Schlackwurst den Vorzug unter den heimischen Wurstsorten gegeben haben müssen. Das beweist eindeutig das weitbekannte Mummelied aus der Oper „Heinrich der Vogler“, in dem ihr Komponist, der Wolfenbütteler Hofkapellmeister Johann Kaspar Schürmann 1718 den Genuß von Mumme und Schlackwurst verherrlichte. Er läßt Heinrichs Diener Rüdel, die Verkörperung des Mannes aus dem Braunschweiger Volke, in der 3. Strophe folgendes singen<sup>5)</sup>:

<sup>1)</sup> Pierer, H. A.: Universal-Lexikon der Gegenwart und Vergangenheit. 3. Aufl. (4. Ausgabe) 1853. 17. Bd. S. 753.

<sup>2)</sup> Mensing, Otto: Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch. Bd. I, Neumünster 1925. Sp. 541.

<sup>3)</sup> Hassel, G. u. Bege, K.: Geographisch-statistische Beschreibung der Fürstenthümer Wolfenbüttel und Blankenburg. 1. Bd. Braunschweig 1802, S. 215.

<sup>4)</sup> Ribbentrop, Carl Philipp: Vollständige Geschichte und Beschreibung der Stadt Braunschweig. 2. Bd., Braunschweig 1796; hier S. 119.

<sup>5)</sup> Textbuch zur Oper „Heinrich der Vogler“, Akt IV, Scene 13; nachgedruckt mit geringfügigen Änderungen bei Ribbentrop a. a. O. wie <sup>4)</sup>; hier 1. Bd., Braunschweig 1789, S. 94.

„Hinric mag dei Vöggel fangen,	Sienen besten Uer-Hahn;
Drosseln, Artschen, Fincken,	Kann ick Worst geneiten,
Lopen mit der Liemen-Stangen,	Seih ick my nah nist mehr um,
Ick will Mumme drincken;	Lat darup fieff Stöffken Mumm'
Vor dei Schlackworst lat ick stahn	Dör de Kehle fleiten.“

Neben der Güte der Braunschweiger Wurstwaren sorgte für die frühe Ausdehnung des Ausfuhrhandels mit ihnen gewiß auch eine ungewöhnlich starke Anhäufung von Schlachterbetrieben in der Stadt Braunschweig, die mehr an Wurst- und Fleischwaren verarbeiteten, als die Bürger selbst gebrauchen konnten. Die Braunschweiger Knochenhauer, 1333 zuerst bezeugt, bildeten nach Fuhse<sup>6)</sup> im Mittelalter nächst den Lakenmachern die an Zahl größte Gilde in unserer Stadt und waren, ihrem Einfluß entsprechend, bereits 1386 in allen 5 Weichbilden im Rat vertreten. Im Jahre 1796 bestand nach Ribbentrop<sup>7)</sup> die Knochenhauergilde in Braunschweig aus 67 Meistern und 10 Meisterwitwen. Diese werden hauptsächlich für die Ausfuhr haben arbeiten können, sorgten damals doch für die einheimische Bevölkerung, soweit sie selbst Vieh hielt und für ihren Eigenbedarf schlachtete, nicht weniger als 70 Betriebe der sogenannten Gassenschlächter mit 186 Gesellen und 28 Lehrlingen. Es gab wohl damals kaum eine andere deutsche Stadt von gleicher Größe, die über eine so hohe Zahl von insgesamt 147 Schlachtereibetrieben verfügen konnte.

Warum wurde aber gerade Braunschweig zur Stadt der Schlachter und der Würste? Die Vorliebe für reichlichen Fleischgenuß und vor allem für gute Wurst scheint, wenn wir von der Neuzeit auf frühere Jahrhunderte Rückschlüsse ziehen dürfen, schon immer der Bevölkerung Ostfalens eigen gewesen zu sein. Man machte ja nicht nur in der Stadt Braunschweig, sondern auch in den braunschweigischen Dörfern ringsum vorzügliche Wurst, soweit die Nachrichten darüber zurückreichen. Dasselbe gilt von den nichtbraunschweigischen Landstrichen Ostfalens, zumal von der Magdeburger Börde. R. Hecht schrieb 1936 in einem Aufsatz über die bäuerliche Küche auf den Dörfern der Börde die stolzen Worte: „Die weitberühmten Braunschweiger Würste sind zwar von ausgezeichneter Güte, aber für den Kenner der Verhältnisse doch nur ein schwacher Abglanz der bäuerlichen Wurstmacherkunst der Heimat.“<sup>8)</sup> Wenn trotzdem die Wurstmacher der Stadt Braunschweig im Wettbewerb mit ihren Berufsgenossen in den anderen ostfälischen Städten und auf dem Lande nach außen hin den Preis davontreiben, so daß man hinfert Wurst nach ostfälischer Art einfach als Braunschweiger Wurst bezeichnete, so lag das wohl hauptsächlich an der führenden Stellung unserer Stadt innerhalb Ostfalens. Sie war bis in den Beginn des 19. Jahrhunderts die volkreichste unter den ostfälischen Städten. Sie lockte daher durch die hier besonders günstigen Erwerbsmöglichkeiten nicht nur die besten Schlachter des Landes an

<sup>6)</sup> Fuhse, Franz: Handwerksaltertümer (Bd. VII der Werkstücke aus Museum, Archiv und Bibliothek der Stadt Braunschweig). Braunschweig 1935, S. 126.

<sup>7)</sup> a. a. O. wie <sup>4)</sup>; hier 2. Bd., S. 156.

<sup>8)</sup> Hecht, Richard: Die bäuerliche Küche auf unsern Dörfern (in: „Heimatblatt für das Land um obere Aller und Ohre“, Beilage zum Neuhaldensleber Wochenblatt Nr. 11 v. 17. Nov. 1936).



sich, sondern konnte auch seit der Zeit, wo sie Vorort des niedersächsischen Quartiers der Hanse im Mittelalter war, ihre weitreichenden Handelsbeziehungen viel wirksamer für die Wurstaufuhr einsetzen als die kleineren Städte des Landes, von den Dörfern ganz zu schweigen.

Will man aber die ostfälische „Wurstlandschaft“ in ihrer sozusagen stammesgebundenen Eigenart richtig erkennen, dann darf man nicht bei der Braunschweiger Wurst stehen bleiben, sondern muß den forschenden Blick auf das flache Land richten. Man wird dann feststellen, daß Ostfalen für bestimmte, dieser Landschaft eigentümliche Wurstsorten nicht nur ein geschlossenes Verbreitungsgebiet aufweist, sondern auch eigene Namen für diese Sorten hat, die zumeist nur hier recht heimisch sind und zum Teil einen hochaltertümlichen Eindruck machen. Ich werde das in den nächsten Heften unserer Zeitschrift bei der Behandlung der einzelnen ostfälischen Wurstsorten eingehend darlegen.

## *Sitzmöbel als Werke volkstümlicher Handwerkskunst im Kreise Holzminden*

von Curt Sauer milch

Volkskultur und deren Sachgüter sollte und kann man nicht einfach klassifizieren z. B. in solche von 1750 oder 1810 oder sonst welcher Perioden. Man teilt sie gebietsweise ein, nach Landstrichen geschieden und unterschieden, und kommt damit ihrem eigenen Wesen bestimmt näher. Da auch räumlich kleinere Gebiete eigene Typen herausbringen können, sollen in diesen Zeilen einige volkskulturelle Beobachtungen an Sachgütern aus dem ehemals braunschweigischen Kreise Holzminden gebracht werden.

Das Milieu, die Umwelt schafft die Form eines Hauses, eines Dinges des täglichen Gebrauchs. Es schafft die Art der Verzierung, in weitem Maße natürlich abhängig vom jeweilig geltenden Stil. Die umgebende Natur der Menschen, die diese Dinge schufen, ihre Lebensweise, ihr Beruf und die Anforderungen, die an die zu schaffenden Gebrauchsdinge gestellt wurden, um sie für eben diesen Lebenskreis brauchbar zu machen, schufen ganz bestimmte Kulturkreise volkskultureller Sachgüter. Die Stilkreise höfischer und großbürgerlicher Art, die des Kleinbürgers oder des Bauern, werden aus den betreffenden Lebensumständen heraus ganz verschieden sein. Wenn von Volkskunst, von Volkskultur die Rede ist, denkt man zunächst an die Lebensäußerungen breiterer Volksschichten, denen die Einflüsse der hohen Kunst und des kunsthandwerklichen Schaffens großer Meister erst auf Umwegen zuzuging. Sie schufen ihre Erzeugnisse aus dem schlichten Empfinden des Volkes heraus, aus den Anforderungen, die der Gebrauch des Gegenstands stellte, oft aus gut erkannten konstruktiven Selbstverständlichkeiten heraus. Der kleine Handwerker der Stadt oder des Dorfes gestaltete in seiner Schlichtheit Dinge, die wir heute als höchst diffizil durchdacht ansehen. Oder auch und das besonders beim Bauern, erstellte und bastelte der Hausvater das eine oder andere Gerät oder gar Möbelstück selbst. In der langen Winterzeit ruhte für den Bauern alle Außenarbeit, sein ständiges Besorgtsein um des Hofes Wohl-

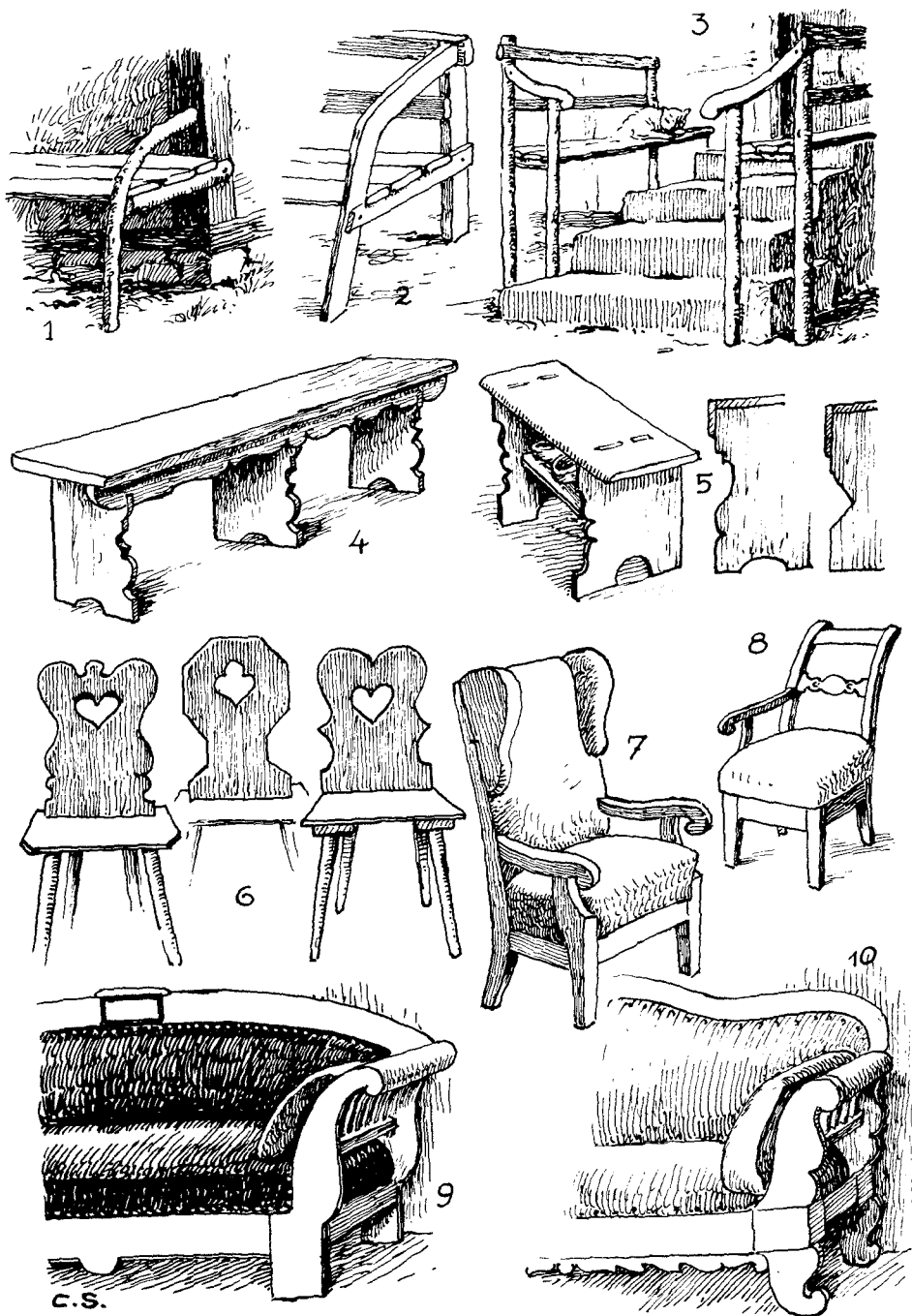
ergehen, ließ ihn daher im Hause zu allerlei Basteleien greifen. Aus solchem Eigengestalten entstanden oft die besten und aufschlußreichsten Stücke volkskulturellen Tuns. Zudem — der Bauer gibt nicht gern Geld aus für Dinge, die er selbst herstellen kann; seien es Stiele oder Griffe für allerlei Gerät, seien es Holzhaken zum Aufhängen von dem oder jenem, sei es die schlichte Ruhebänk vor dem Hause.

In Abb. 1 haben wir einen grundlegenden Typ einer solchen Bank. Zwei im Bogen gewachsene Äste forderten geradezu zur Verwendung als Armlehnen heraus. Die ganze Bank war an die Ständer des Hauses angeschlossen, einfach hergestellt, zweckentsprechend! Diese Bank stand in Warben und sie hatte Schule gemacht. In anderen Dörfern entstanden die gleichen, hier und da schon durch geschicktere Selbstanfertigung zünftiger wirkend, aber immer noch die Urform erkennen lassend, Abb. 2. Es war nur ein kleiner Schritt zur einwandfrei gestalteten Bank aus des Tischlers Werkstatt, und in ihr schon fließen Kulturäußerungen des Bauern und Bürgers zusammen; es ist formal kein Unterschied mehr zwischen der Bank vor dem Bauernhaus und der in des Bürgers Vorgarten.

In Dörfern, deren Häuser z. T. an Berghängen liegen, wird oft die Haustür über eine mehrstufige Vortreppe erreicht. Ein Feierabendplatz direkt neben der Haustür sollte aber sein, so entstand die hochbeinige Bank, Abb. 3, vom Treppenpodest oder den Stufen aus zu benutzen. Sie ist für den Kreis Holzminden äußerst bezeichnend, von primitiver Selbstherstellung an bis zu formvollendeter, stilistisch gut abgewogener Tischlerarbeit.

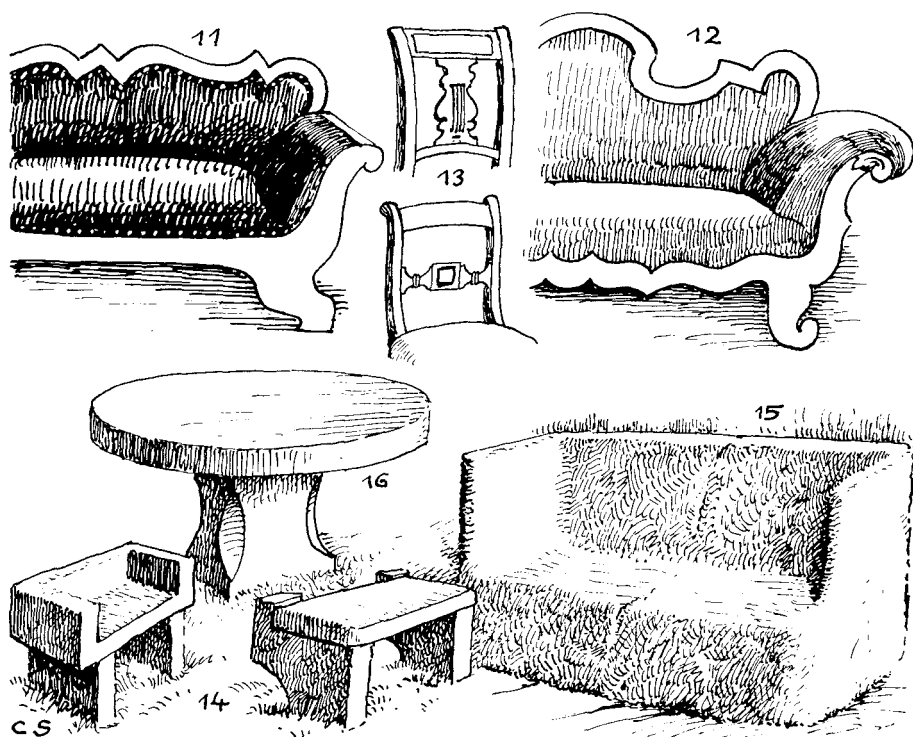
Das alles waren Bänke, besonders geschaffen für den Platz an der Sonne. Sehr häufig aber findet man auch bis zu 2,50 m lange Bänke (Abb. 4) auf den Hof oder in den Vorgarten gestellt, die ursprünglich Möbelstücke aus dem Innern des Hauses waren, die Gesindebänke. Diese Bankform ist wohl immer Tischlerarbeit, aber in den Einzelheiten stets variierend. Im gleichen Dorfe konnten nie zwei im Zierschnitt ihrer Seitenbretter gleichen Bänke gefunden werden, was auf Benutzung einer Schablone hindeuten würde. Das ausgesägte Randmuster jeder Bank war anders. Ähnlich ist es mit den kurzen Eimerbänken, Abb. 5. Diese sind noch recht zahlreich erhalten, so daß eine ganze Musterkarte der zierlich ausgesägten Stützbretter inventarisiert werden konnte, vom einfachsten, vom Bauern selbst zusammengebastelten bis zu dem mit reich gegliederten Zierschnitt. Das darunter befindliche Fach war den Holzschuhen vorbehalten, auf der Bank hatten 2—3 Eimer ihren Platz, daher der Name. Mit dem Fortschritt, daß heute fast alle Dörfer Wasserleitung haben und jedes Haus seinen Anschluß, wurde die Eimerbank in der Küche überflüssig. Sie steht heute als Milchbank vor dem Hause, auf ihr die großen Milchkannen zum Abholen durch die Molkerei.

Die Trennung in bäuerliche und bürgerliche Gebrauchsmöbel ist oft schwer durchzuführen. Da sind nun die Stühle. In Abb. 6 sind Brettstühle aus verschiedenen Dörfern des Weserlandes gegeben. Standfest und handfest, aus fingerdicken Brettern gefügt, tragen sie in der Lehne ein immer auf die Herzform zugeschnittenes Loch zum bequemen Erfassen des Stuhles. Die in anderen Gegenden Niedersachsens häufigen Stühle mit Binsengeflecht als Sitz und Lehne kommen an der Weser recht selten vor, die Binsenbestände als Rohstofflieferanten fehlten



Bank, Stuhl, Sessel und Sofa im Kreis Holzminden

Zeichnung: Sauermilch



Sofa, Stuhl, Steintisch und Steinbank im Kreis Holzminden

Zeichnung: Sauermilch

eben. Wenn die Brettstühle nun auch aus Dörfern inventarisiert wurden, dürfen wir sie trotzdem nicht als ausschließlich bäuerliche Möbel bezeichnen. Sie kommen auch in städtischen Küchen vor, aber kaum in den Stuben. Die in diesen gebräuchlichen Stuhltypen sind durchweg stilgebundene gute Tischlererzeugnisse, häufig aus Eschenholz, oft mit Intarsien schwarzer Hölzer, Abb. 13. Sie kommen auch schon in Bauernhäusern vor, also auch in ihnen fließen die Kulturkreise ineinander. Da sie auch kaum landschaftsgebunden sind, seien sie nur nebenbei mit erwähnt. Bei dem Backensessel, Abb. 7, könnte es ebenso fraglich sein, ob er dem bürgerlichen oder bäuerlichen Sektor der Zimmerausstattung angehört. Ähnlich ist es bei dem Spinnstuhle, Abb. 8, mit seiner nur einseitigen Armlehne ein typisch zweckgeprägtes Gebrauchsmöbel. Ein Möbel, das am überzeugendsten zur behaglichen Rast einlädt, ist zweifellos das Sofa. Dem Bürgerhaus ist es in ziemlich verspielter Form schon seit dem frühen Rokoko bekannt, das ehrenfeste behäbige Sofa in all seiner Massigkeit spielt seine raumbherrschende Rolle seit der Zeit des aufkommenden Klassizismus mit seinen ruhigen und strengen Formen. Als solches hielt es auch seinen Einzug ins Bauernhaus. Zumeist mit schwarzem Wachstuch bezogen, von weißgeköpften Nägeln gehalten, so finden wir es noch in so mancher alten Dorfwirtshaustube. Abb. 9 und 10 stammen aus Bauernhäusern, für beide eigentümlich ist die in Stäben durchbrochene Seitenlehne, die von einem festen, genau wie Sitz und Rückenlehne roßhaargepolsterten

Kissen bedeckt ist. Helle Hölzer, Kirsche oder Esche waren auch hier bevorzugt, bei Abb. 9 ist oben im Rahmen der Rücklehne eine kleine schwarze Intarsie angebracht. In seiner schönen und einfachen Linienführung spricht dieses Stück besonders an; der etwas wildere Formendrang bei Abb. 10 scheint überleiten zu wollen zu den ohne jede Formdisziplin geschaffenen „Salonmöbeln“ des zu Ende gehenden Biedermeiers. Die Entwicklungsgeschichte des alten guten Kanapee hat entschieden ihre Reize, deshalb seien hier noch zwei weitere Typen angeführt in Abb. 11 und 12 aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Abb. 11 ist ein Sofa aus einem Bauernhaus, mit schwarzem Wachstuch überzogen, weiße Knöpfe, alles nach guter alter Art. Abb. 12 aus einem Stadthaushalt. Dunkelroter Ripsbezug, „schwellender“ in der Polsterung, in den Formen des Rahmens so ausschweifend wie möglich. „Hirschgeweihsofa“ nannte man später diese oft leicht monströs anmutenden Gebilde. Da aber diese Typen nun inzwischen auch schon museumsreif wurden und in die Geschichte der Möbelentwicklung eingingen, durften sie ruhig mit erwähnt werden.

Eine Eigenart der Buntsandsteingebiete sind Tische und Bänke aus Stein gehauen. Aus gotischen Kirchen sind uns solche bekannt, sie prunken dort in all der Pracht handwerklichen Könnens des hohen und späten Mittelalters. Diese Steinsitze sind kunstgeschichtlich von großem Interesse — volkskundlich sagen sie aber kaum etwas aus. Ebenso die aus den Türleibungen steinerner Portale herausgeschnittenen kleinen Sitze rechts und links der Tür an Patrizierhäusern. Wichtig sind hier für uns die Sitzgelegenheiten und auch Tische, die zu nachmittäglichen oder abendlichen Ruhestunden aufgestellt wurden. Im Kreise Holzminden, in dem ja die Bearbeitung des hier anstehenden und z. T. plattig brechenden Buntsandsteins eine jahrhunderte alte Tätigkeit ist, findet man Steintische und -bänke in Dörfern und Städten in verschiedenen Graden handwerklichen Könnens. Ein ganz stolzes Stück ist die in Abb. 15 gegebene sofaartige Steinbank aus Negenborn. Sie ist aus einem Block gehauen; in ihrer Massigkeit und der Ruhe ihrer Formen macht sie einen monumentalen, fast alt-ägyptischen Eindruck. Ihr an Wucht ebenbürtig, aber schon mehr vom Standpunkt des Kunstgeschichtlers her zu wertendes Stück ist ein Steintisch der späten Renaissance vor dem Münchhausenschloß in Bodenwerder. Es sind Werke fast im Sinne des Wortes „für die Ewigkeit geschaffen“ — ob aber in unserem Sinne bequem, ist eine andere Frage. Einfachere Lösungen für Steinbänke, von denen sich zwei in Abb. 14 darbieten, finden sich vor den Häusern, oft auch in Feldgärten zu kurzer Rast einladend. Auf die repräsentativen Steinbänke in Städten und Parkanlagen der Güter sei hier nicht eingegangen, da ein anderer Geist sie schuf als der, der uns aus der Volkskunst entgegenweht.

Dann die Steintische! Oft auf sehr stabilen Holzunterbau ruhende Steinplatten, rund oder viereckig und als solche hier und da noch in den zur Zopfzeit so beliebten Steingrotten in Bürgergärten erhalten. Oft aber auch mit aus Stein gehauenen Sockel von formal einwandfreier Gestaltung. Der in Abb. 16 gezeigte Steintisch mit ovaler Platte steht in Scharfoldendorf. Unserer heutigen Zeit ist der Sinn für die Gemütswerte ruhiger Mußestunden am Gartentisch verlorengegangen. Wir belächeln vielleicht noch gutmütig die bemoosten Relikte einer Epoche, in der die Hermann und Dorotheastimmung noch nicht als „unmöglich“ galt. Aber jedenfalls sollen wir solche Überbleibsel vergangener Kulturen achten und, wo es nur angängig ist, erhalten.



## Hexen ut en Dörpe driewen

Brauchtum des 30. April im Amte Calvörde (1952)

von Irmgard Grote

Vorbemerkung des Schriftleiters: Die folgende Schilderung ist nicht nur volkskundlich aufschlußreich, sondern auch als Sprachprobe aus dem Amte Calvörde, das bis 1945 zum braunschweigischen Landkreise Helmstedt gehörte. Sprachlich gehört dieses jenseits der Ohre liegende Amt nicht zu Ostfalen, sondern bereits zur Altmark, obwohl im Wortschatz manche ostfälischen Einflüsse erkennbar sind. Kennzeichnend für die altmärkische Volkssprache sind hauptsächlich folgende Merkmale: Tondehnung des alten kurzen o in offener Silbe führte zum langen a anstelle des ostfälischen o (hier z. B. Kåkpott und verlårn statt Kōkpott und verlōrn); die für Ostfalen kennzeichnende Zwielaute von mnd. ê<sup>2</sup>, ê<sup>4</sup>, ô<sup>1</sup> und ô<sup>1</sup> unterblieb (hier z. B. een, keen, drie und he statt ain, kain, drai und hai, Plooch, Schoole, frōher und klōökste statt Plauch, Schaule, froiher und kloikste); beim Partizip der Vergangenheit fiel die in Ostfalen erhaltene Vorsilbe e- fort ('dån und 'mucht statt edån und emocht), die Mehrzahl der Gegenwartsformen bei den Zeitwörtern enden wie im Osniederdeutschen auf -en statt wie im Ostfälischen auf -et. Altmärkisch sind auch die Formen unse statt use für 'unsere' und hem statt öhne für 'ihm, ihn'.

Heini was all den ganzen Dach hinder Vådern her'rent, bet he sien Werbes anbrengen kunn'. „Våder, bruukst du den ollen Düngerkasten noch?“ „Worümme denn, mien Junge?“ Heini woll ers nich mit de Språke ruter: „Ooch, wejen morjen!“

„Wat is denn morjen? Ach richdich, Hexen ut en Dörpe driewen! Junge, de olle Düngerkasten is doch völl to swår for dick!“

„Nå, Våder dat is he nich!“ Heini fraie sick, dat Våder nich „Nå“ 'secht harr'. En darben Sackband harr' he all lange in de Tasche, sou enen, wo een en ganzen Buurhoff an upbummeln kunn'. Vorichet Jåhr harr' Mudder hem en Sackband 'gewen dat was unnerweijens twaimal 'retten, davan was Heini to wiet hinnen 'blewen. Düt soll' hem nich wedder passieren! Dabi knütte he sienen Binnefåmt an den ollen twaijen Düngerkasten faste. De ward en Spitakel un Larm måken, anners as Liesbeth ehre olle lüttje Kåkpott, huchele sick Heini. De Hexen solln jå ok bange warrn un utkniepen! Herr Meinecke lache ümmer un maine, et gewet kaine Hexen mehr. „Sön Schoolmester kann ok nich alles wetten“, harr' Grotvåder 'secht. Un Willem un Fritze, siene besten Frünne, wußten ganz genau, dat de olle Hasper un Larothsche hexen künnen. Wenn se drie an düsse baien vorbigüngen, denn säen se ümmer: „Lick mik in'n Mårse!“, dreemål, dagegen kunn' kene Hexe an.

Also, vorr olle Haspern sien Huus un vorr Larothschen, då wolln se morjen åwend dreemål rundmåken mit de Pötte, dat was hūte in de Schoole so afmåkt. Karl Bathje, de bömmste un de klōökste, was de Anführer, he harr' ower alle wat to seggen, Jungens un Måkens. „Also, Klocke veere, morjen nåmiddach, an'n 30. April! Nich vorgetten, klocke veere vorr Bathjes!“

Na, Heini harr' jå allens torechte. Åwer de ganze Nacht kunn' he nich slåpen, ümmerto hōre he et klōtern un rasseln, un de annern Jungens künnen alle so dulle loupen, he kunn' nich mitkommen, wat he sick ok afiewere! Richdich 'sweet't harr' he, as Mudder hem morjens reep. In 'er Schole word wieder nist vortellt as van't Hexendriewen.

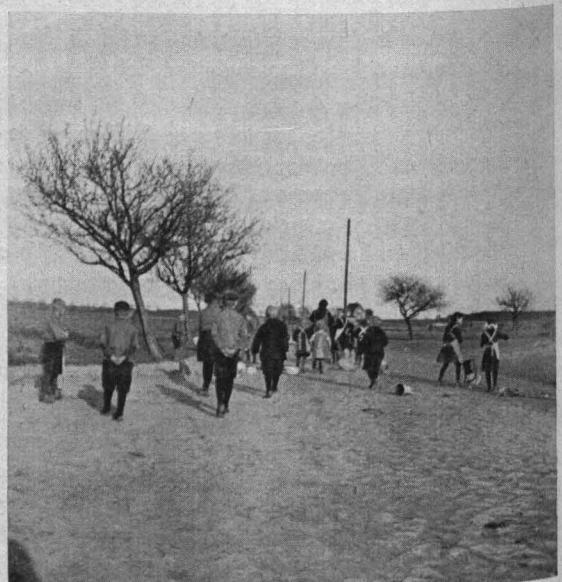
Glieks nå Klocke dree trecke Heini mit sienen Düngerkasten los. He dachte, he was de erste, åwer då stunnen all fief Jungens vorr Bathjes. O jee, Fritze Gorges harr' ne grote Panne un Willem Grobler harr' sick veer Pötte hinneranner 'bunnen, as letzten en Pisspott! Van alle Sieten kemen nu de Kinner, grote un lüttje. Wat för en Larm! Wöcke treckten Schötteln hinner sick her, wöcke olle Emmern un de klennten man blot ne Bleckbüsse oder en bleckern Tassendopp.

As Karl Bathje van'n Hoff keem, güng et lous. He harr' dat Kummando. Mit sienen ollen Jauchenfatt leep he as vörnste vörweg un alle 'annern leepen hinner her. Dat gew' een Spitalakel! Ja, so warn ja de Hexen ut en Dörpe nå'n Blocksbarck 'jåget. Ers güng et de Dorpstråte lang, denn de Middelstråte, denn dorch en Jang. Vorr Haspers måke Bathjes Karl en groten Bogen. Ta, då gew' et en Knuddel, de Bänner un Pötte worrn in Tüür jeråen. Heuers Anneken blarre, Menne Gerke schimpe, wieldeß Otto Harbke de Pötte uteanner posementiere. Nu worn de vörnsten all up de Hinnerstråte. „Åwer dralle, dralle, dat wi wedder nå de Groten henkommen, hier mank da Lüttjen då vertüren wi uns nomal mit unse Binnefåms! sä Menne Gerke un fege all wedder los mit siene halbe Regentunne, un Otto Harbke flitze hinneran, he harr' en paar olle Zinkemern an sienen Strick. En groten, Schwarm Kinner, de nonnich nå 'er Schole bruken, kemen nu ers dorch en Jang. Wöcke blarrten, wöcke slogen sick, wiel de Bänner un Pötte mankenanner geråden worrn, un wöcke harrn all alles verlårn un sleiften en leddigen Strick nå.

De groten Jungens und Måkens treckten gråde vorr Larothis Huus 'ne Runne. Larothische stund up en Hoff und fraie sick. Se dachte an de Tiet, wo se ok twüschen sön Köppel Kinner 'loupn harr' un harr' de Hexen ut en Dörpe 'jaget. Se åhne jå nich, dat de Kinner då butten se wegen öhrer kranken roen Ogen for 'ne Hexe heelten. Se günne jå keenen Minschen wat Slechtet, åwer se worr en bittchen schuu. Se harr' fröher mål Heindrich Harbken gern lien 'mucht, åwer de harr' se sitten låten un sick en riek Måken 'friet. Se harr' sick dat so to



Vor dem Aufbruch



Der Lauf zum Briesenbruun

Auf. Grote (2)

Harten 'nommen, dat se krank 'worru was. Marie Laroth harr' öhre roen Backen verlärn un öhre Lachen. Se much' nich mehr ut en Huse gån. Düt leeg all drüttich Jähr trügge. „Späder frie se Karl Laroth, de äwer nå en pår Jahren wedder storw. Vööl Glücke harr' se nonnich hatt up 'er Welt.

Un nu treckten da butten de Kinder vorbi un jogen de Hexen ut en Dörpe. De vörnsten worru all ut en Jang wedder rut un lepen nu butten up 'er Landstråte nå en Briesenbruun to. De lüttjen kunnen nich sowiet mit hen, de smeten öhren Krempel vorru Dörpe in'n Gråwen. Dat kunn denn de Scharseekratzer wedder wechbrengen.

In'n Dörpe word et nu wedder stille. Blot van wieten worr noch de Larm to hören van de Kinner, de nu balle bet nå'n Briesenbruun henworru. Bathjes Karl worr ümmer noch de vörnste, he stund nu ball an den braien Gråwen, trecke sien Metz ut de Tasche un sneet sien Strick aff. Mit en mächtigen Swunk flog det olle twatije Jauchenfatt hinnen up't Water un sacke aff. Nu kemen de annern ok anne Reje, Emmern, Schötteln, Wannern, Pötte, Näppe un wat en jeder 'hat harr', word in't Wåter 'smetten. Wo lange hat de Briesenbruun all düssen Klöterkråm dālsloken? Heini is sien Düngekasten ok los. He gait nu mit siene baien Frünne Willem un Fritzen nå Huus. De annern stråpen noch dorch de Dannen un måken de Måkens grulich. Heini harr' lahme Baine un lä sik tiedlich to Bedde. Siene Ohren drānen noch van dat Hexen-ut-en-Dörpe-jagen.

He höre nich mehr, as de Halfwassenen mit de groten Spannkedden up de Stråten rasselten un langsleiften or mit olle Ploochschåren un Eggen. Ok van dat Pietschenknallen word Heini nist mehr gewāhr.

Grotvåder gung ruut un måke dree witte Krūze an de Hoffporte un an de Stalldören, un Heinis Våder håle sick ünnern Schuppen de Ståine her, de he sick all hūte nåmeddach parot 'lecht harr', gung in'n Gåren un lä in alle Obetbäume en Ståin in de Åste, un ümme de lüttjen bund he en Strohsåil, dat se alle wedder düchtig Obet brengen dāen.

Un dāmit harr' woll jedereen siene Schullichkeit 'dān bi'n Hexen-ut-en-Dörpe-driewen.

## Die Vogeluhr

von Gerhard Schridde

Die Ornithologie ist ein Zweig der biologischen Wissenschaft, der auch außerhalb zoologischer Fachkreise viele Liebhaber gefunden hat. Mit großer Freude kann der Biologie-Lehrer immer wieder feststellen, daß sich unter seinen Schülern einige Vogelfreunde recht beachtliche Kenntnisse erworben haben.

Gern möchte er diesen Kreis erweitern und mit allen interessierten Jungen häufiger Vogelstimmen-Exkursionen unternehmen. Leider erlauben Stundenzahl, Klassenstärke und Korrekturen es nicht immer, im Laufe vieler Wanderungen vom ersten Frühlingserwachen mit seinen Einzelstimmen bis zum Mai mit seinem vielstimmigen Vogelchor nacheinander die Rückkehr der einzelnen Sänger zu erleben und so ihr Lied genau kennen zu lernen. Geht man im späteren Frühjahr einmal in die Natur hinaus, so ist die Stimmenfülle schon so verwirrend geworden, daß es nicht nur schwierig ist, den Einzelgesang aus der Vielzahl der Sänger herauszuhören, sondern auch fast unmöglich erscheint, sich Einzelheiten einzuprägen.

Einen behelfsmäßigen Ausweg bietet ein Frühgang, denn in den ersten Tagesstunden, lange vor dem Aufgange der Sonne, erwachen unsere gefiederten

Freunde nacheinander, so daß man Zeit genug findet, sich ihre Stimme einzuprägen. Die Frühe der Morgenstunde sorgt auch dafür, daß sich nur die wirklich begeisterten Vogelfreunde einfinden. Mitläufer, die nur störend wirken, bleiben zu dieser Tageszeit noch in ihren Betten.

Trotzdem fanden sich am 16. Mai 1956 um 3 Uhr in der Frühe so viel Teilnehmer zu einem Morgengang, daß ihre Zahl fast den Rahmen des Möglichen sprengte.

Noch war es dunkel, nur ein zarter heller Streifen kündete im Osten den kommenden Morgen. Doch wir kamen schon zu spät. Um 2.50 Uhr begrüßte mich auf der Berliner Straße der Hausrotschwanz mit seinem einfachen aber doch klangvollen Liede. Meine Jungen berichteten, daß sie den ersten Hausrotschwanz schon um 2.35 Uhr und den Gartenrotschwanz um 2.45 Uhr vernommen hätten. Bei Voigtländer warteten wir noch auf die letzten Teilnehmer, da rief uns um 2.55 Uhr der Kuckuck seinen Morgengruß zu. Als wir dann auf dem kürzesten Wege in das Riddagshäuser Teichgebiet hinabstiegen, kamen wir auch hier reichlich spät. Obwohl die Sonne noch über anderthalb Stunden bis zu ihrem Erscheinen benötigte, begrüßten uns die mit voller Stimmkraft vortragenen flötenden Strophen der Nachtigallen. Wir zählten im Laufe unseres Ganges über ein Dutzend dieser Sänger. Fünf Minuten nach 3 Uhr registrierten wir in den feuchten Wiesen die einförmige, langanhaltende Stimme des Heuschreckenschwirls, der, wie unser kundigster junger Vogelfreund berichtete, auch als „Wecker“ bezeichnet wird. Gleich darauf übertönte ihn die Amsel mit ihrem vollen, tragenden Gesang. Aus dem Schilf hörten wir ziemlich gleichzeitig in bunter Folge die Pfeif- und Knarrlaute des Schilfrohrsängers. Um 3.10 Uhr hatte es die Rohrammer schwer, sich mit ihrer Stimme gegen die lauterer Sänger durchzusetzen. Das geräuschvolle Erwachen der Natur störte wohl das Bläbuhn in seinem Schläfe, wir vernahmen auch seine rauhen Laute und um 3.20 Uhr stiegen die ersten Stockenten auf, und es meldeten sich die Teichhühner.

Am Fischerhaus war um 3.30 Uhr der Drosselrohrsänger erwacht, und sein „Karre-Kiet“ begleitete uns von nun an auf dem weiteren Wege. Aus den Waldbäumen, die in den Anlagen des alten „Entenfanges“ stehen, sang dann der Fitis-Laubsänger sein melodisches Lied. Als dritter Rohrsänger stellte sich jetzt auch der Teichrohrsänger ein.

Um 3.37 Uhr erklang das zarte Liedchen der Blauweise. In Riddagshausen versuchte um die gleiche Zeit ein Haushahn seine Gemeinde zu wecken. Ob sein Bemühen schon von Erfolg gekrönt war, vermag ich allerdings nicht zu berichten.

Am Weddeler Graben vernahmen wir um 3.45 Uhr das muntere Geplauder der Dorngrasmücke, das aber bald von dem rhythmisch abgesetzten, sich gern wiederholenden Tonreihen der Singdrossel überdeckt wurde. Um 3.50 Uhr meldete sich der Weidenlaubsänger mit seinem gleichmäßigen „Zilpzalp“. Der erste kräftige Finkenschlag kündete dann vom Erwachen des Buchfinken, und gleich nachher hörten wir auch das „Zizidä“ der Kohlmeise. Um 3.55 Uhr erkannten wir an seinem lauten, fröhlichen Geschmetter den Zaunkönig. Um 4.00 Uhr zeigte uns die Gartengrasmücke die Meisterschaft ihres Gesangs. Gleichzeitig ließ sich auch der Baumpieper vernehmen.

Dann führte der Gang über Wiesen, auf denen 4.07 Uhr der erste schwermütige Ruf der Goldammer erklang und auf denen wir um 4.20 Uhr die Schafstelze beobachten konnten. Als wir gerade den Rehen zusahen, die im Schapenbruche ästen, bekamen wir unerwarteten Besuch von einem „Peterwagen“ der Braunschweiger Polizei. Wir mußten aber doch wohl einen harmlosen Eindruck machen, denn nach einem freundlichen „Guten Morgen“ fuhr man weiter. Wir freuten uns, daß unsere Polizei auch bei „Nacht und Nebel“ im Naturschutzgebiet ihre Augen offen hat.

4.37 Uhr ging an diesem durch herrliches Wetter verschönten Morgen die Sonne auf, begrüßt von einem wirklich vielstimmigen Konzert geborener Fröhaufsteher.

Als ich dann gemächlich heimwärts pilgerte, traf ich noch auf einen Spatz und einen Star, die sich um einen Maikäfer zankten. Ob er ihr erstes Fröhestück war? Ich glaube, sie sind alle beide Spätaufsteher, denn langsam näherte sich der Uhrzeiger schon der 5. Morgenstunde.

## *Der Flurname „Im Mettjensiek“ bei Volzum*

von Carl Schweinhagen

Der Flurname „Im Mettjensiek“ findet sich bei Volzum ca. 700 bis 1100 m westlich von der Dorflage, im Norden begrenzt vom „Hachenbach“, im Süden von einem Entwässerungsgraben, im Westen von den Wiesen „Niedere Meine“, im Osten von den Wiesen „Auf den Legden“.

Die Wiesen „Im Mettjensiek“ und „Hinter dem Mettjensieke“ waren 1771 an alle Volzumer Bauern verteilt und enthielten Sa. ca. 50 Morgen. Über die Bedeutung des Wortes „Siek“ besteht kein Zweifel, es bedeutet „Seicht = niedrig = in Wiesen sumpfig.“

Das plattdeutsche Wort „Mette“, Verkleinerungsform „Mettje“ ist im Raum um Braunschweig nicht mehr gebräuchlich, wohl aber um Hamburg, in der Lüneburger Heide, in Holstein, wo ich es oft gehört habe.

Das Wort „Mette“ bzw. „Mettje“ bedeutet Wurm bzw. Würmchen. Unser Regenwurm, *Lumbricus terrestris*, heißt bremisch Meddecke, dänisch Maddike, isländisch Modkar. Fadenwürmer, besonders die Strongyliden und ähnliche Parasiten entwickeln sich bekanntlich hauptsächlich in sumpfigen Weiden und Wiesen. Die Wurmbgut wird von dem Weidevieh aufgenommen, gelangt in die Lungen und Luftwege, die Tiere husten, magern ab, werden sie geschlachtet, finden sich ganze Knäuel von Würmern.

Alte Marschbauern, auch hiesige Schäfer kennen die Gefahr beim Weidegang auf sumpfigen Weiden und warnen die jungen Leute.

Ich bezweifle nicht, daß schon vor Jahrhunderten die alten Volzumer Bauern kluge und erfahrene Landwirte waren und daß sie die Wiese „Im Mettjensieke“ zur Heugewinnung, aber nicht zum Abhüten genutzt haben. Zur Warnung werden sie die Wiese, die tiefer liegt als der Hachenbach „Im Mettjensieke“ genannt haben. Dann war der Name zutreffend.



# AUS DER *HEIMATPFLEGE*

---

## *Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1956*

### *1. Jahreshauptversammlung und Vorträge*

Die Jahreshauptversammlung fand am 22. Februar im Vortragssaale des Hauses Salve Hospes in Braunschweig statt. Den geschäftlichen Teil eröffnete der Vorsitzende, Oberbaurat a. D. Gottfried Hartwig nach der Begrüßung der erschienenen Mitglieder mit dem Bericht über die Vereinstätigkeit im Jahre 1955. Es folgte der Bericht des Schatzmeisters Dr. H. A. Schultz über die Einnahmen und Ausgaben der Vereinskasse. Es zeigte sich, daß sich die finanzielle Leistungsfähigkeit unseres Landesvereins und damit auch seine Wirkungsmöglichkeiten für Heimattforschung und Heimatpflege dank der umsichtigen Kassenführung weiterhin recht günstig entwickelt haben. Die anwesenden Mitglieder nahmen dies mit dankbarer Genugtuung zur Kenntnis und erteilten dem Schatzmeister gern die von den Kassenprüfern beantragte Entlastung. Nachdem noch verschiedene kleinere Punkte der Tagesordnung erledigt waren, trug der Braunschweiger Mundartdichter Wilhelm Sandfuchs im zweiten Teil des Abends Besinnliches und Heiteres aus seinen plattdeutschen Gedichten und Erzählungen vor und riß seine Zuhörer durch die ihm eigene, lebensprühende Vortragskunst zu lebhaften Beifallskundgebungen hin. Dabei wurde der Wunsch laut, daß das plattdeutsche Gesamtwerk dieses Dichters doch recht bald in Buchform auch der breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden möge.

Der Jahreshauptversammlung war am 21. Januar eine gesellige Veranstaltung in der Gaststätte von Teichmüller in Braunschweig-Ölper vorausgegangen, bei der das leibliche Wohl im Vordergrund der Interessen stand. Zuerst stärkte man sich gemeinsam an Schlachtplatten mit Schiergehacktem und verschiedenen frischen Wurstsorten nach altbraunschweigischer Art. Dann sprach Dr. Werner Flechsig über „Schlachtefestbräuche und Wurstsorten in Ostfalen“. Er gab nach den Ergebnissen der vom Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte und Volkstum in den letzten Jahren versandten Mundartfragebogen ein Bild der ostfälischen „Wurstlandschaft“, die sich sowohl in den Namen wie in der Zubereitungsart ihrer Wurstsorten deutlich von den Nachbargebieten abhebt und seit Jahrhunderten in der Stadt Braunschweig ihren durch den Wurstexport weltbekannten Mittelpunkt hat. Einzelheiten aus diesem Vortrage sind an anderer Stelle dieses Heftes nachzulesen. Nachdem die Leistungen des ostfälischen Schlachterhandwerks gewürdigt waren, lernte man anschließend auch die Berufssprache der Schlachter kennen. Rudolf Fricke erläuterte die wichtigsten Fachausdrücke des Braunschweiger Schlachterrotwelsch und trug mit einer zusammenhängenden Probe dieser eigenartigen Geheimsprache sehr zur Erheiterung der Anwesenden bei. Zum Abschluß des Abends erzählte Studienrat Dr. Hans Lindemann, der Ortsgeschichtsforscher des Vorortes Ölper, allerlei merkwürdige Begebenheiten aus der Vergangenheit seines Dorfes.

Am 19. April waren zu der letzten größeren Veranstaltung des Winterhalbjahres im Vortragssaale des Städtischen Museums drei Redner aufgebeten worden, um das, was wir über Grabformen und Totenbräuche unserer Heimat bis jetzt wissen, nach Quellen der Vor- und Frühgeschichte, der mittelalterlichen und neueren Kulturgeschichte und der Volkskunde in einer zusammenfassenden Schau darzustellen. Als erster schilderte Dr. Franz Niquet mit Lichtbildern von eigenen Ausgrabungen den mannigfachen Wechsel der Grabformen und Bestattungssitten im nördlichen Harzvorlande von der jüngeren Steinzeit bis zur Karolingerzeit. Danach zeigte D. H. A. Schultz Lichtbilder von frühmittelalterlichen Löß- und Steinsarkophagen mit Kopfnischen bis hin zu den teils schlichten, teils prunkvollen Holz- und Metallsärgen des ostfälischen Adels und des

welfischen Fürstenhauses der Barockzeit. Zum Abschluß berichtete Dr. Werner F l e c h s i g über die Glaubensvorstellungen und Bräuche, die das ostfälische Landvolk zwischen Harz und Heide und zwischen Mittelelbe und Oberweser bis in die Gegenwart hinein bei Tod und Begräbnis bewahrt hat. Sie sind in einzelnen Zügen zwar erst mittelalterlichen oder noch jüngeren Ursprungs, gehen aber in ihren Grundgedanken weit in vorgeschichtliche Zeiten zurück und erweisen damit, wie wenig sich doch im Grunde die Wesenshaltung und das Weltbild des Volkes in allem Wechsel der weltlichen und geistlichen Machtgebilde gewandelt hat. Der Vortragsabend gab außer der stofflichen Wissensvermittlung zugleich einen anschaulichen Eindruck von dem guten Handinhandarbeiten der vorgeschichtlichen, der landes- und kulturgeschichtlichen und der volkskundlichen Abteilung des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum, deren wissenschaftliche Sachbearbeiter es sich zur Aufgabe gestellt haben, die großen Probleme der ostfälischen Geschichte, Landes- und Volkskunde in ständigem Gedankenaustausch gemeinsam zu lösen.

## 2. Monatsversammlungen

Monatsversammlungen der Braunschweiger Vereinsmitglieder fanden mit Ausnahme des Januars und Aprils jeweils am 2. Montag jedes Monats statt, und zwar am 13. Februar, 12. März, 14. Mai, 11. Juni, 9. Juli, 13. August, 10. September, 8. Oktober, 12. November und 10. Dezember im Klubzimmer der Gaststätte „Dannes Hotel“ in Braunschweig. Es sprachen bei diesen Zusammenkünften Walter F a n g e r mit Farblichtbildern über die „Sieben Steinhäuser“ bei Fallingb., das Brauchtum der Osterfeuernäde bei Lügde und romanische Tiersymbolik in Steinmetzarbeiten der Stiftskirche zu Königsutter und oberitalienischer Kirchen, Dr. Werner F l e c h s i g über seine neuen volkskundlichen und siedlungsgeschichtlichen Beobachtungen im Oberharz und über die mundartlichen Benennungen des Weihnachtsmannes in Ostfalen, Gottfried H a r t w i e g über die Gefahren, die den Bündheimer Gestütswiesen und der Umgebung von Bad Harzburg durch die geplante Anlage einer Autorennbahn drohen, Dr. Ludwig L ü d e r s - Fallersleben über das neue Naturschutzgesetz und das Jagdgesetz der Deutschen Demokratischen Republik (Ostzone), Heinz M o l l e n h a u e r über den verwerflichen Plan, im Landschaftsschutzgebiet Okertal eine Drahtseilbahn zu errichten, über die Ergebnisse der Jahrestagung des Harzer Fremdenverkehrsverbandes in Bad Harzburg und über verschiedene Einzelfragen der Heimatpflege, Dr. Franz N i q u e t über neue Ausgrabungen des Braunschw. Landesmuseums im Verwaltungsbezirk Braunschweig (mit Farblichtbildern), Rektor R e h n - Fallersleben über die Schätze des Hoffmann-Museums in Fallersleben (mit Farblichtbildern), Gerhard S c h r i d d e über den Deutschen Naturschutztag 1956 in Passau, die Naturschutzgebiete des Bayerischen Waldes und die Donauregulierung (mit Farblichtbildern), Dr. H. A. S c h u l t z über die Geschichte des Stiftes und der Stiftskirche in Königsutter, über neue mittelalterliche Bodenfunde in Braunschweig und über alte Wehranlagen bei Bad Harzburg (mit Farblichtbildern), Dr. Johannes W e i ß e r über den Wald als Lebensgemeinschaft und den Wald in der Raumplanung. An die Kurzvorträge schlossen sich z. T. lebhafte Aussprachen an, bei denen außer den genannten Sprechern auch wiederholt Ernst Babrowski, Walter Boer, Sybille Elsner, Rudolf Fricke, Prof. Otto Hahne, Rudolf Hartmann, Richard Höfener, Dr. Alfred Tode und Dr. Otto Willke das Wort ergriffen. An mehreren Abenden zeigte Dr. H. A. Schultz nach den Kurzvorträgen und Aussprachen noch neue Farblichtbilder des Bildarchivs unseres Landesvereins aus Stadt und Land.

## 3. Studienfahrten

Die erste Studienfahrt des Jahres am Sonnabend, dem 26. Mai, war in der Hauptsache dem Studium der Wasserwirtschaft im Raume Hornburg-Börßum-Dorstadt gewidmet. Den Auftakt bildete eine Besichtigung der Kirche in A c h i m , wo Dr. H. A. S c h u l t z auf die Bedeutung des Kirchturms als ehemaliger Wehrturm aufmerksam machte und Pastor W a n d e r s l e b über die Erneuerungsarbeit im Kircheninneren sprach. Nach der Weiterfahrt bis an den Stadtrand von Hornburg übernahm Bau- rat a. D. F r i e d r i c h Z ü h l , der Betriebsleiter der Wasserwerke für das Salzgittergebiet, die Führung. Am Eingange des großen Brunnenfeldes für das Wasserwerk Börßum, das sich von Hornburg bis Börßum an der Ilse entlang erstreckt, gab er einen lebendigen, auch für die Laien allgemein verständlichen Überblick über die erdgeschichtlichen Voraussetzungen, die hier riesige unterirdische Wasseransammlungen ermöglicht haben, und schilderte sodann die kurz vor dem letzten Kriege begonnene Erschließung

dieser Wasservorräte durch die Reichswerke und die technische Aufbereitung und Weiterleitung des Wassers. Beim langsamen Durchfahren des Brunnenfeldes nach Börßum hin wurden die Teilnehmer stark beeindruckt von dem vollendeten Einklang zwischen den Erfordernissen der Wasserbautechnik und der Landschaftspflege. Die Brunnenhäuschen sind in Form, Baustoff und Umpflanzung so glücklich gestaltet, daß sie sich dem Landschaftsbilde vortrefflich einordnen, und die den Reichswerken gehörenden Wiesen- und Buschflächen sind von einem geschickten Landschaftsgestalter so behutsam und zielbewußt in Pflege genommen worden, daß sie schon jetzt, kaum 20 Jahre nach der Schaffung des Brunnenfeldes, das Gepräge einer völlig natürlichen, wildreichen Auelandschaft erhalten haben. Da Unbefugten der Zutritt verwehrt ist, kann sich hier in aller Stille ein Landschaftsschutzgebiet von hohem Reiz entwickeln. In Börßum zeigte Dipl.-Ing. Zühl das Wasserwerk in vollem Betriebe, der wegen der weit fortgeschrittenen Mechanisierung von ganz wenigen Arbeitskräften bewältigt werden kann. Auch hier lernte man ein technisches Bauwerk der Gegenwart kennen, dessen Formgebung im ganzen wie im einzelnen den uneingeschränkten Beifall des Heimatpflegers beanspruchen darf. Während der Kaffeetafel im „Deutschen Haus“ zu Börßum vermittelte Oberregierungs- und -baurat Schärff, der Dezernent für Wasserbau im Verwaltungspräsidium Braunschweig, in einem Kurzvortrage an Hand von Kartenplänen einen Einblick in die Probleme, die eine längst fällige Regulierung des Okerlaufes in dem überschwemmungsreichen Urstromtal zwischen Börßum und Braunschweig dem Wasserbauer stellt. Bei den anschließenden Geländebesichtigungen des neuen Okerbettes an der Börßumer und Dorstadter Schleuse stellten die Heimatfreunde mit Befriedigung fest, daß hier die Sünden wider die Landschaft, die man früher anderwärts bei Flußregulierungen allzuoft begangen hat, glücklich vermieden worden sind. An Stelle reißbrettgemäßer, aber unnatürlich gerader Linien sieht man das neugegrabene Flußbett sich in sanften Schwingungen der alten Oberflächengestalt des Urstromtales einfügen und freut sich an hoffnungsvollen Ansätzen für eine lockere und abwechslungsreiche Bepflanzung der Flußufer mit standortgemäßen Bäumen und Büschen.

Auch auf der zweiten Studienfahrt, die am Sonnabend, dem 16. Juni in den Nordteil des Kreises Peine ging, bot sich Gelegenheit, Betrachtungen über die Wechselwirkungen von Landschaft und Technik anzustellen. Sie waren hier allerdings nicht so erfreulich wie auf der vorigen Fahrt. In Olheim, wo Studienrat Gerhard Schridde über die erdgeschichtliche Entstehung der dortigen Erdöllagerstätte und die Geschichte ihrer nur wenige Jahrzehnte dauernden Ausbeutung sprach, bekamen die Teilnehmer angesichts der verfallenen Gebäude und anderer Verwahrlosungserscheinungen einen abschreckenden Begriff davon, welches Schicksal einer vom „Goldfieber“ erfaßten Landschaft droht, wenn die Ausbeute des flüssigen Goldes eingestellt wird und sich niemand mehr dafür verantwortlich fühlt. In wohlthuendem Gegensatz zu solchen häßlichen Bildern standen die schönen Eindrücke, die man unter Führung von Dr. H. A. Schultz von den alten bäuerlichen Siedlungen und den Baudenkmalen wie von der lieblichen Auewaldlandschaft des unteren Fusetales gewinnen konnte. Besichtigt wurden Stederdorf, Edemissen (Kirche mit barocker Ausstattung), Abbenen (Gebäude und Park des Rittergutes), wo auch die Kaffeetafel stattfand, und Vöhrum (Kirche mit spätgotischem Schnitzaltar), sämtlich im Kr. Peine. Bei einem kleinen Abstecher in den Nachbarkreis Burgdorf sah man auch das Schlachtfeld von Sievershausen, wo 1553 in einer Schlacht zwischen Herzog Heinrich d. J. von Braunschweig und Kurfürst Moritz von Sachsen außer 2 Söhnen des Herzogs und dem Kurfürsten die Blüte des auf beiden Seiten fechtenden ostfälischen Adels gefallen war.

Ganz andersartige Landschafts- und Ortsbilder bot die dritte Studienfahrt am 18. August in den Amtsbezirk Lutter a. Bge. Auf der Landstraße von Langelsheim nach Lutter wurde zum ersten Male Halt gemacht und eine Wanderung durch die stillgelegten Sandsteinbrüche, des Steinkuhlenberges bis zur ehemaligen Sprengstofffabrik angetreten. Dr. Theodor Müller, der dabei die Führung hatte, beschrieb sehr anschaulich die Entstehung des Lutterschen Sandsteines aus den Meeresablagerungen am Harzrande und schilderte sodann Verarbeitung und Verwendung des hier anstehenden hochwertigen Hausteines, der bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts weit über Niedersachsen hinaus vielen bekannten Monumentalbauten ihr äußeres Gepräge gegeben hat. Er machte aber auch auf die für den Heimatfreund besonders beachtenswerte Tatsache aufmerksam, daß sich die verlassenen Steinbrüche hier infolge reichlicher Niederschläge und günstiger Verwitterungsbedingungen am Harzrande sehr rasch mit Heidekraut, Moosen, Gräsern, Büschen und Bäumen der verschiedensten standortgemäßen Arten von selbst

begrünt haben. Die von Menschenhand geschaffenen künstlichen Eintiefungen haben hierdurch bereits das Aussehen einer schluchtreichen natürlichen Gebirgslandschaft angenommen. In diesem Sinne sollte der Heimatpfleger überall dort, wo die Natur es mit wildem Samenanflug nicht allein oder nur langsam schaffen kann, planmäßig durch Anpflanzungen nachhelfen, um ehemalige Steinbrüche, Kies- und Tongruben wieder organisch in die Landschaft einzubinden! Nachdem Dr. Müller beim Austritt aus dem Walde im Angesicht des weiten, bergumkränzten „Lutterschen Beckens“ erdgeschichtliche Ausführungen über die Entstehung dieses Landschaftsteiles gegeben hatte, fuhren die Teilnehmer nach Ostlutter, um in dem behaglichen, geschmackvoll ausgestatteten „Dorfkrug“ Kaffeepause zu halten. Den Abschluß der Fahrt bildete die Besichtigung der Burg in Lutter a. Bbge. mit ihren mittelalterlichen Gebäuden unter Führung von Dr. H. A. Schultz, der auch über die geschichtlichen Ereignisse um diese Burg berichtete, während Prof. O. Hahne eine Bau- und Inventarbeschreibung der Burg aus dem 17. Jahrhundert zum Besten gab. Ein Rundgang durch den vorbildlich gepflegten Gutsпарк am alten Burggraben bildete bei sinkender Sonne einen stimmungsvollen Ausklang des an schönen Eindrücken reichen Tages.

Die vierte Studienfahrt brachte die Teilnehmer am Sonntag, dem 16. September, mittels eines Schienenbusses der Bundesbahn über Wolfenbüttel-Salzgitter-Seesen-Osterode-Herzberg nach Walkenried im Süharz und auf dem gleichen Wege wieder zurück. Obwohl es eine ganztägige Fahrt war und die Walkenrieder Heimatfreunde alles getan hatten, um das Veranstaltungsprogramm gut vorzubereiten, konnte leider nur ein kleiner Teil der landschaftlichen Schönheiten wie der naturkundlichen und geschichtlichen Sehenswürdigkeiten dieses „Materparadieses“ in Augenschein genommen werden. Nachdem unser Mitglied Karl Waßmann die Fahrtteilnehmer namens des Bürgermeisters und des Harzklubzweigvereins Walkenried vor dem Walkenrieder Bahnhof willkommen geheißen hatte, begann unter seiner Führung eine mehrstündige Wanderung vorbei am Affenteich zum Naturschutzgebiet Priorteich, von diesem Teich über die seltsamen Naturgebilde der „Zwergenschmieden“ zu den Ruinen der Sachsenburg auf dem Sachsenstein mit dem weiten Blick auf Bad Sachsa, den Römerstein und das südliche Harzvorland und über das „Himmelreich“ am Hange des Höllestes wieder zurück nach Walkenried. Dabei gaben auch mehrere andere Mitglieder des Harzklubs und der Harzklubjugend, die Herr Waßmann zur Führung der in Gruppen aufgeteilten Wanderer hinzugezogen hatte, dankenswerte Auskünfte über das Vogelleben, einzelne Naturdenkmale, geschichtliche und volkskundliche Überlieferungen. Die Mittagszeit stand jedem Fahrtteilnehmer nach Belieben zur Einnahme einer warmen Mahlzeit oder zu kleinen privaten Entdeckungsspaziergängen frei. Nachmittags versammelte man sich wieder, um unter sachkundiger einheimischer Führung die Klosterruine zu besichtigen und anschließend das von Forstmeister Freist mit Laienspielern einstudierte Freilichtspiel „Der wilde Jäger“ im Kreuzganggarten des Klosters anzusehen. Wenn auch der nach dem Eops von Julius Wolf dramatisierte Stoff nicht alle Wünsche erfüllen konnte, die an ein ortsgebundenes historisches Festspiel zu stellen sind, so verfehlten doch die Leistungen der Darsteller und des Sprechers im Zusammenklang mit der einzigartigen Feierstimmung des weinberankten, ehrwürdigen Klostergemäuers und dem Abendfrieden in der Natur ihre Wirkung nicht. Entspannt und beglückt traten die Braunschweiger Heimatfreunde die Rückfahrt um 18 Uhr an, angefüllt mit schönen Eindrücken verschiedenster Art und mit dem festen Vorsatz, möglichst bald einmal wieder die zu Unrecht vernachlässigte Süharzlandschaft zu besuchen, um auch alles das kennen zu lernen, was bei diesem ersten Ausflug aus Zeitmangel naturgemäß nicht hatte erreicht werden können.

Die fünfte Studienfahrt am Sonnabend, dem 6. Oktober nachmittags, hatte die Stadt Hornburg, das Kleinod kleinstädtischer Fachwerkkunst, zum Hauptziel. Auf dem Wege dorthin von Schladen über das Steinfeld wurde jedoch vorher schon einmal kurz hinter Isingerode auf der Höhe Halt gemacht, wo sich ein weiter Blick einerseits nach Osten auf Hornburg und den Fallstein, andererseits nach Westen auf das Okertal, Oderwald, Harly und Westharz bot. An dieser Stelle gab Dr. Franz Niquet eine gedrängte Übersicht über den wechselvollen Gang der Besiedlung in diesem Teile des Harzvorlandes während der vorgeschichtlichen Zeitepochen. Dabei wies er hin auf die nahegelegene „Schwedenschanze“ über Isingerode, eine wahrscheinlich schon in der späten Bronzezeit angelegte Wehranlage. Sie hatte eigentlich besucht werden sollen, war jedoch wegen der durch Regen aufgeweichten Zugangswege unerreichbar. In Hornburg führte Dr. H. A.

Schultz zunächst auf die von Bodo v. Ebhardt historisierend erneuerte Burg und schilderte deren bewegte Schicksale seit der Zeit Heinrichs des Löwen. Dann wanderte man hinaus zum Friedhof, der nicht nur wegen seiner schönen fernsichtreichen Lage für den Heimatpfleger bemerkenswert ist, sondern auch wegen der gärtnerischen Gestaltung. Weitblickende Bürger schufen hier schon frühzeitig durch Baumpflanzungen eine Art Parklandschaft, wie sie leider auf Kleinstadt- und Dorffriedhöfen nur äußerst selten anzutreffen ist. Auf dem anschließenden Rundgang durch die alten Straßen, die wegen der großen Teilnehmerzahl in zwei Gruppen erfolgen mußte, teilte sich Dr. Schultz mit dem Ortsheimatpfleger Himmeler in die Führung. Außer den Schnitzereien am Gebälk der Fachwerkhäuser des 16. bis 18. Jahrhunderts und dem Inneren der Kirche, die beim Besuch gerade durch Orgelspiel festlich belebt wurde, machte der Besuch einer alten, noch ausschließlich vom Wasserrade getriebenen Wassermühle besonderen Eindruck, zumal der Müller selbst die notwendigen Erklärungen über das Getriebe und die Leistungsfähigkeit der Mühle in der Mahlstube abgab. Zum Schluß fanden sich beide Gruppen wieder zusammen zu einer Kaffeetafel auf dem Iberge, die zugleich für dieses Jahr die Reihe der erlebnisreichen Studienfahrten beschloß.

Die unentwegtesten Braunschweiger Mitglieder fanden sich allerdings noch einmal am Sonnabend, dem 20. Oktober, nachmittags zusammen, um unter der Führung von Pfarrer Dr. v. Kurnatowski die als Gotteshaus der Christengemeinde wiederhergestellte Leonhardskapelle in Braunschweig zu besichtigen. Sein aus eigenen archivalischen Forschungen schöpfender und mit tiefer Liebe zum Bauwerk vorgetragener Bericht über die Geschichte des Siechenhospitals St. Leonhard, die Baugeschichte seiner Kapelle und die opfervollen Arbeiten zu ihrer Wiederherstellung sind für jeden Heimatfreund so bedeutsam, daß wir sie nach und nach in unserer Zeitschrift veröffentlichen wollen, um auch diejenigen daran teilnehmen zu lassen, die bei der eindrucksvollen Führung nicht zugegen waren.

#### 4. Arbeit des Vorstandes

Der Vereinsvorstand kam im Jahre 1956 zu 19 Sitzungen zusammen, und zwar am 4. November und 29. Januar, 1. und 22. Februar, 21. März 4. Mai, 1. Juni, 9. Juli, 20. August, 10. September, 8., 10., 24. und 31. Oktober, 12. und 26. November und 10. Dezember. Am 1. Juli schied der bisherige Geschäftsführer, Verlagsbuchhändler Hans Stolle aus Rücksicht auf seine geschwächte Gesundheit aus dem Vorstande aus, nachdem er schon mehrere Monate nicht mehr an der Vereinsarbeit teilgenommen hatte. Um eine Überlastung der übrigen Vorstandsmitglieder zu vermeiden und zugleich die Arbeit für den Naturschutz im Rahmen des Landesvereins verstärkt wahrnehmen zu können, wurde der neue Kreisbeauftragte für Naturschutz und Landschaftspflege im Stadtkreis Braunschweig, Studienrat Gerhard Schröder, vom Vorstande in den Beirat berufen und zu allen Sitzungen und Unternehmungen des Vorstandes hinzugezogen. Unter seiner sachkundigen Führung unterrichtete sich der Vorstand vor der Sitzung am 10. Oktober auf einem Rundgange durch das Naturschutzgebiet Riddagshausen über alle in letzter Zeit dort entstandenen oder drohenden Schädigungen, um Unterlagen für ein ausführliches Gutachten über die künftige Pflege des Schutzgebietes an die Höhere Naturschutzbehörde zu sammeln. Am 26. September hatte der Vorstand auf Einladung des Vereins zur Reinhaltung der Gewässer an einer Besichtigungsfahrt teilgenommen, die unter Leitung von Oberbaurat Schärf nach einem einführenden Vortrag über die bisherige Abwasserbewältigung der Stadt Braunschweig zu den Baustellen für die neuen Sammelbecken und Pumpstationen der städtischen Abwässer am Olper Berge und an der Celler Straße zwischen Harvesse und Gr. Schwülper führte. Dabei kam auch das künftige Verfahren bei der Verrechnung der Abwässer auf den Feldmarken zahlreicher Dörfer der Kreise Braunschweig, Gifhorn und Peine an der unteren Oker ausgiebig zur Sprache. Das ist eine Angelegenheit, an der wir Heimatpfleger ebenso interessiert sein müssen wie die Wasserbautechniker und die Bauernschaft.

Im übrigen befaßte sich der Vorstand auf seinen Sitzungen sowohl mit zahlreichen organisatorischen und finanziellen Fragen des Vereinslebens wie mit den verschiedensten Einzelaufgaben der praktischen Heimatpflege. Behandelt wurden die Neueinrichtung der Geschäftsstelle des Vereins im Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte und Volkstum, wo sich die Vereinsbücherei schon seit Jahren befindet, die Herstellung einer neuen, zweckmäßigeren Mitgliederkartei mit Kontrollabschnitten für die Beitragszahlung-



gen, die Vergebung der Vereinsdrucksachen an eine neue Druckerei (Waisenhaus-Buchdruckerei), Herstellung und Vertrieb einer Sonderschrift „Rettet das Braunschweiger Schloß“ von Gottfried Hartwig, Vorbereitung eines Heftes 2 der Sonderschriftenreihe unter dem Titel „Heimatarbeit im Zonenrandgebiet Braunschweig“, Vertrieb der Restauflage des Buches „Mammütjäger vor 100 000 Jahren“ von Alfred Tode, Aufstellung des Haushaltsplanes für die Vereinsmittel im Jahre 1956, Einziehung von Beitragsrückständen, Planung und Vorbereitung der Veranstaltungen im Jahre 1956, Aufstellung einer Rednerliste mit Vortragsthemen für Veranstaltungen der auswärtigen Ortsgruppen des Landesvereins, der ihm korporativ angeschlossenen Nachbarvereine, der Gemeinden und des Landvolkes, Ausbau des Lichtbilderarchivs und der Vereinsbücherei (Schriftenaustausch), Landschaftsschutzpläne für das Reitlingstal im Elm, das Gelände der ehemaligen Königspfalz Werla bei Schladen und den Wurmberg bei Braunlage, Sicherung des Naturschutzgebietes Riddagshausen gegen verschiedene Gefahren (Überbesetzung des Wildgeheges in der Buchhorst, zu hohe Bespannung des Mittelteiches, Beschädigung der Teichdammränder, Auforstungspläne für die Papenwiese, Errichtung von Gebäuden des Stadtgartenamtes neben der Klosterkirche Riddagshausen), Verjüngung des Kastanienbestandes auf dem Löwenwall in Braunschweig, Verhütung eines Krankenhausneubaues im Landschaftsschutzgebiet am Südhang des Clusberges bei Bad Gandersheim, Einspruch gegen Sperrung von Wanderwegen zwischen Königslutter und dem Reitling im Elm durch Errichtung von Wildgattern, Verfall der Wegebeschilderung im Elm, bauliche Sicherungsmaßnahmen für die Klosterruinen in Walkenried und die Ruinen der Burg Lichtenberg, Mitwirkung bei der Landschaftsgestaltung im Zuge der Bauarbeiten an der neuen Autobahnstrecke im Ambergau nördlich von Seesen, Einbau eines Ladens in dem unter Denkmalschutz stehenden Imkerschen Hause in Vorsfelde, Umbenennung des Wilhelmsplatzes in Bad Gandersheim und anderes mehr. Die meisten dieser Angelegenheiten erfordern viel Geduld und Zähigkeit bei der Verfolgung unserer heimatpflegerischen Absichten, denn die Mühlen der Verwaltungen mahlen beim Widerstreit der Interessengruppen naturgemäß langsam. Wir werden zu gegebener Zeit in unserer Zeitschrift darüber berichten, was erreicht werden konnte, wenn ein Verfahren zum Abschluß gelangt ist.

##### 5. Förderung des Heimatbewußtseins auf dem Lande

Am Mittwoch, dem 30. Mai, fuhr der gesamte Vorstand zu einem von uns veranstalteten Heimatabend in Watenstedt am Heeseberge im Kr. Helmstedt. Die Veranstaltung wurde stimmungsvoll eingerahmt durch den Vortrag von Heimatlidern des Watenstedter Schulchores unter Leitung von Hauptlehrer H a a k e. Nach Begrüßungsworten unseres Mitgliedes Dr. med. Erich Meier-Watenstedt, der sich um die Vorbereitung des Abends verdient gemacht hat, und unseres Vorsitzenden sprachen Dr. A. Tode über die Frage „Wozu Heimatforschung und Heimatpflege“, Dr. H. A. Schultz über „Heimatgeschichte um den Heeseberg“ (mit Lichtbildern) und Dr. W. Flechsig über „Bäuerliches Kulturerbe unserer Heimat“ (mit Lichtbildern). An die Vorträge schloß sich eine rege Aussprache an. Sie ließ erkennen, daß der Zweck der Veranstaltung, das bisher zu wenig betreute Gebiet um den Heeseberg für die praktische Heimatpflege zu erschließen, erreicht war. Die Aufmerksamkeit in dem überfüllten Saale des Gasthauses „Zur Linde“, der außer von Watenstedtern auch von zahlreichen Einwohnern aus den Nachbardörfern Beierstedt, Jerxheim, Gevensleben und Barnstorf besucht war, blieb bis zum Schluß der langen Veranstaltung lebendig und fand ihren sichtbaren Niederschlag in der Anmeldung von 22 neuen Mitgliedern für unseren Verein. Vor der Veranstaltung hatten die Vorstandsmitglieder nachmittags bereits in Gevensleben und Jerxheim Fühlung mit Heimatfreunden aufgenommen, in beiden Orten die Friedhöfe sowie alte und neue Bauernhäuser besichtigt und den Heeseberg mit der vorgeschichtlichen Hünenburg besucht, wobei zahlreiche Farbaufnahmen gemacht wurden.

Der Vermehrung des Bildarchivs, das inzwischen auf über 1200 Farbdiaspositive im Format 5:5 angewachsen ist, dienten auch mehrere ganztägige Kraftwagenfahrten von Dr. H. A. Schultz und Dr. W. Flechsig in den Amtsbezirk Königslutter, den Stadtkreis Salzgitter, den Kreis Goslar, den Ambergau und den Kreis Osterode. Dabei wurden Kirchen, Burgen und Schlösser, Bauernhäuser, Trachtenstücke und Bauernmöbel sowie Landschaftsteile aufgenommen. Zugleich wurden aber wichtige Verbindungen mit heimatkundigen Menschen in den besuchten Orten angeknüpft, die dem Fortgange der Heimatforschung wie der Förderung der praktischen Heimatpflege nützlich sind. Diese Verbindungen wie

der Ausbau des Bildarchivs sollen dazu dienen, in den nächsten Jahren die Betreuung der Dörfer seitens des Landesvereins durch Vorträge und Heimatabende immer erfolgreicher durchführen zu können.

Den gleichen Zweck verfolgte auch eine Fahrt des gesamten Vorstandes am 31. Oktober nach Bettmar und Vechelde im Kreis Braunschweig, an der sich auch Oberregierungsrat Dr. S c h a p e r als Vertreter der Höheren Naturschutzbehörde beteiligte. Gemeinsam mit dem Bettmarer Gemeindedirektor und dem dortigen Hauptlehrer P a e c h wurden in Bettmar der verbesserungsbedürftige Kirchhof, zwei Naturdenkmale und das verfallende Amtshaus des ehemaligen Halbgerichts sowie auf der Feldmark mehrere wassergefüllte ehemalige Tonkuhlen besichtigt, deren Ufer als Rastorte für Wasservögel wichtig sind. Daran schloß sich ein Rundgang durch das Bettmarer Holz an, wo Hauptlehrer Paech mit den Schulkindern vorbildliche Arbeit bei der Neuaufforstung von Kahlschlägen und bei der Herrichtung von Vogelnist- und -futterstellen geleistet hat. Das Ergebnis der Besichtigungen fand seinen Niederschlag in schriftlichen Anregungen für die weitere Landschaftspflege in und um Bettmar an die Gemeinde. Auf der Rückfahrt wurde in Vechelde der verwahrloste ehemalige Schloßpark hinter dem Amtsgericht mit seinen kulturgeschichtlich wertvollen Steinmonumenten aus dem 18. Jahrhundert besucht und mit Amtsgerichtsrat M e i n e und Apotheker K e l l n e r - Vechelde über die wünschenswerte Umwandlung des Parkgeländes in einen öffentlichen Park beraten, der der Erholung der Bevölkerung dienen soll. Um hierfür in Vechelde allgemeines Interesse zu wecken, soll 1957 dort ein Heimatabend vom Landesverein veranstaltet werden.

Groß und vielgestaltig ist die Zahl der Aufgaben, die uns im nächsten Jahre bevorstehen. Möge uns der treue Zusammenhalt unserer Mitglieder und die ideelle wie materielle Förderung unserer Bestrebungen durch die Behörden dazu verhelfen, möglichst viel von unseren Plänen in die Wirklichkeit umzusetzen! Fl.

## *Die Wiederherstellung der St. Leonhardkapelle in Braunschweig*

von Wolf-Dietrich v. Kurnatowski

Mit der ein wenig versteckt hinter alten Kastanienbäumen gelegenen St. Leonhardkapelle ist der Stadt Braunschweig durch alle Zeitenstürme eine kleine bauliche Kostbarkeit erhalten geblieben. Wer, vom Leonhardplatz kommend, in Richtung auf das Marienstift die Leonhardstraße entlanggeht, kann rechterhand in dem Raume zwischen der Johanniskirche und den Hauptgebäuden des Polizeireviers <sup>7</sup> leicht den barocken Dachreiter entdecken, der sich über dem romanischen Bau erhebt. Nächst dem Dom ist die Kapelle das älteste noch erhalten gebliebene Gebäude der Stadt.

Über die St. Leonhardkapelle und das früher mit ihr verbunden gewesene Hospital hat zuletzt Otto Hahne im Dezemberheft der „Braunschweigischen Heimat“ 1933 berichtet <sup>1)</sup>. Alte Zeiten sprachen übrigens häufiger von der Kirche (der „Kerken“) zu St. Leonhard als von einer Kapelle, obwohl sich auch diese Bezeichnung findet. Das vermutlich im Jahre 1190 für ein Leprosenspital errichtete Kirchengebäude <sup>2)</sup> zeigt im Innern klare romanische Bauformen. Bei Wieder-

<sup>1)</sup> S. 148 ff. Das Stadtarchiv Braunschweig birgt eine Fülle von Urkunden und Akten über St. Leonhard und sein Hospital. Der Verf. sichtet eben alles vorhandene Material und bereitet eine Darstellung vor, die über den bisher umfangreichsten Bericht von Ludwig Hänselmann im Braunschweigischen Magazin 1900 S. 1 ff., 9 ff. und 17 ff. hinausgehen und insbesondere genaue Quellenangaben bringen sowie mit Bildern und Karten ausgestattet sein soll.

<sup>2)</sup> Vgl. das Verzeichnis der mittelalterlichen Architektur Braunschweigs und seiner nächsten Umgebung von Dr. C. S. W. Schiller, Braunschweig 1852 S. 174.

herstellungsarbeiten, die im Anschluß an die letzte Belagerung der Stadt Braunschweig (1671) auf Veranlassung des Herzogs Rudolph August im Jahre 1679 durchgeführt wurden (die Jahreszahl ist im Süden über dem einstigen Haupteingang, dem heutigen Sakristeifenster, eingemeißelt), ist das Dach über dem zweijochigen Hauptschiff steiler aufgeführt und der barocke Dachreiter daraufgesetzt worden, in dessen Wetterfahne die Jahreszahl 1695 eingeschnitten ist.

Am 23. November 1856 — es war gerade der Totensonntag — hielt Karl Gustav Ferdinand Lang, Waisenhausschulinspektor und Pastor zu St. Leonhard, den letzten Gottesdienst in dem ehrwürdigen Kirchlein. Die Gemeinde wurde, wie es vorher auch bei der Stilllegung von St. Marien (1765) und St. Aegidien (1811) geschehen war, in St. Magni eingepfarrt<sup>3)</sup>. Das Gebäude sollte abgebrochen werden. Der Stadtbaumeister Tappe wurde beauftragt, den Wert der aus dem Abbruch zu gewinnenden Materialien abzuschätzen. Er bat bei Vorlage seines Gutachtens am 29. Oktober 1856, „thunlichst dahin zu wirken, daß die historisch merkwürdige Kirche zu St. Leonhard nicht abgebrochen werde, sondern bestehen bleibe“<sup>4)</sup>. So wurde nur ein im 17. Jahrhundert an den Westgiebel der Kirche angebautes Fachwerkhaus beseitigt, das zuletzt von dem als Schullehrer tätigen Opfermann bewohnt und zugleich als Schulraum benutzt worden war. Das Kirchengebäude und der zu ihm gehörende Begräbnisplatz wurden im Dezember 1857 unentgeltlich an das benachbarte, ursprünglich mit St. Leonhard verbunden gewesene und dann selbständige Klostergut übergeben. Das Klostergut wurde verpflichtet, das Grundstück mit einem Zaun abzugrenzen. Die Kosten der baulichen Unterhaltung hatte fortan der Kloster- und Studienfonds zu tragen. Das bewegliche Inventar ging kostenlos in den Besitz der St. Magni-Kirche über. Eine kleine Orgel wurde auf Anordnung des Herzogl. Braunschw. Lüneb. Staatsministeriums der Strafanstalt in Wolfenbüttel für deren Betsaal ausgeliefert. Der mit Seitenlehnen versehene Altar, eine am südlichen Pfeiler des Gurtbogens angebrachte hölzerne Kanzel, ein Herrenstuhl, die Kirchenbänke und der Opferkasten blieben zunächst im Raum. Kanzel und Herrenstuhl wurden in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts in das damalige Vaterländische Museum überführt und sind durch das Auslagern in die Ostzone während des zweiten Weltkrieges verlorengegangen. Die Kapelle wurde zunächst vom Klostergut als Scheune und landwirtschaftlicher Vorratsraum verwendet<sup>5)</sup>. Man vermauerte die drei romanischen Fenster in der Apsis und schlug zwei große viereckige Löcher in das 80 cm dicke Mauerwerk der Südwand, „um Getreide und Stroh in den neuen Scheunenraum bringen zu können“<sup>5)</sup>. Diese Löcher wurden später durch ein feinsmaschiges Eisendrahtgitter verschlossen. Dann diente die verlassene Kapelle Jahre hindurch dem Hochbauamt als Abstellplatz, bis sie im Jahre 1932 vom Kirchenvorstand von St. Johannis gemietet und zu einem Heim des Jugendbundes und einem Gemeindehause umgestaltet wurde. Der schon erwähnte Bericht von Otto Hahne bemerkt dazu, daß durch „treue Mithilfe eifriger Handwerksmeister und Arbeiter in sechs Monaten mit geringen Mitteln . . . ein prächtiger Raum geschaffen . . .“ werden konnte. Später ist bekanntgeworden, daß die Instandsetzung

<sup>3)</sup> Vgl. Album der evangelischen Geistlichen der Stadt Braunschweig mit kurzen Nachrichten über ihre Kirchen von Johannes Beste, Braunschweig und Leipzig 1900 S. 110 ff.

<sup>4)</sup> Akten G IV 2 Nr. 157, Stadtarchiv Braunschweig.

<sup>5)</sup> Vgl. O. Hahne a. a. O. S. 155.

doch rund 6000 Reichsmark gekostet hat. Damit war der Verfall aufgehalten und eine würdige Benutzung des ehemaligen Kirchengebäudes gewährleistet<sup>6)</sup>.

Der zweite Weltkrieg machte diese Bemühungen wieder zunichte. Die St. Johannis-Gemeinde verlor die Kapelle. Der nun vollständig geleerte Raum wurde Lagerschuppen und Kartoffelkeller für ein im Süden errichtetes Barackenlager. Dem Vernehmen nach war sogar daran gedacht, die Kapelle abzureißen, um einen Bauplatz für ein Verwaltungsgebäude zu gewinnen. Die Bombenangriffe auf die Stadt deckten das Dach ab und zerstörten die ursprünglich vorhandenen drei Dachgauben auf der Südseite. Abgesehen von kleinen Brandschäden hat aber die



Die Leonhardkapelle  
vor Beseitigung der  
Kriegsschäden 1946

Aufn. Rieger

Kirche selber auch die Katastrophen des letzten Krieges und dabei sogar die schreckliche Brandnacht vom 14. zum 15. Oktober 1944 überdauert, in der sonst im wesentlichen das alte Braunschweig vernichtet wurde.

Als im Jahre 1946 die bis dahin von Hannover aus betreute Gemeinde der Christengemeinschaft anstrebte, eine selbständige Gemeinde zu werden und einen eigenen Pfarrer zu bekommen, fand sie auf der Suche nach einem geeigneten Raum die wüst stehende St. Leonhardkapelle. Landgerichtsdirektor William Pockels schloß für die Gemeinde nach Genehmigung der damals allein verfügbungsberechtigten Militärregierung mit der zuständigen Polizeiverwaltung (später auf Verlangen der Staatsregierung auch mit dieser) einen Pachtvertrag ab, der der Christengemeinschaft das alleinige Nutzungsrecht gab, ihr freilich auch auferlegte, sich die Kapelle selber wieder in einen gebrauchsfähigen Zustand zu

<sup>6)</sup> Die wenigsten Braunschweiger kennen die alte Kapelle. Erfreulicherweise fangen neuerdings junge Menschen an, sich darum zu kümmern. Zwei Architekturstudenten in Braunschweig und Karlsruhe haben hier einen Gegenstand für ihre Prüfungsarbeiten gefunden. In Braunschweig hat sogar ein Oberschüler der Gaußschule, Ulrich Weinhold, eine wohlgelungene Jahresarbeit der Abiturklasse über die St.-Leonhard-Kapelle angefertigt.

versetzen. Rasch regte sich ein freudiger, zielstrebiges Wille der Mitglieder und Freunde, die auch sonst alle geldlichen Bedürfnisse der Gemeinde durch freiwillige Beiträge decken, zusammen mit dem neuen Pfarrer Alfred Schreiber das arg verwahrloste Gebäude herzurichten. Es waren außerordentliche Schwierigkeiten zu überwinden. In jener Notzeit nach dem verlorenen Kriege, in der ohne ausdrückliche Genehmigung der Militärregierung und der städtischen Behörden überhaupt keine Bauarbeit ausgeführt werden durfte, waren auch Baustoffe und Arbeitskräfte so gut wie gar nicht zu haben. Zahllose Bittgänge, Telefongespräche und Verabredungen waren nötig, um Backsteine, Zement, Kalk,



Die Leonhardkapelle nach der Wiederherstellung

Aufn. Rothe

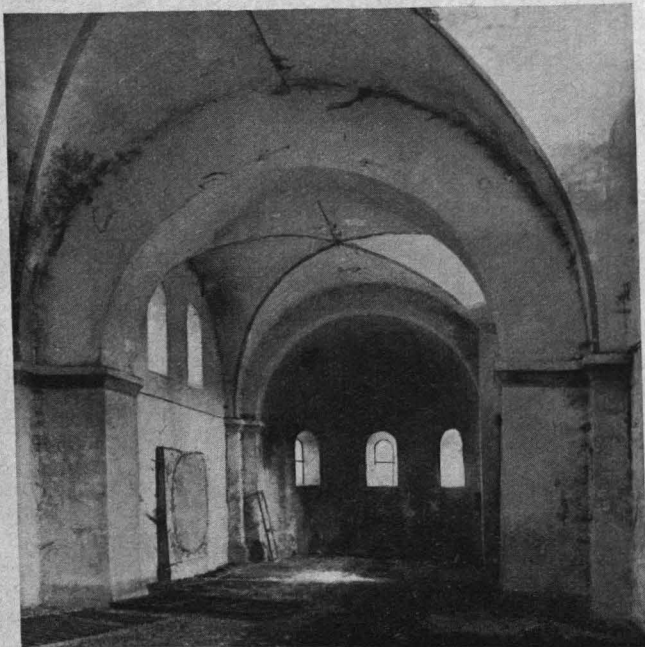
Holz und Eisen zu bekommen und heranzuschaffen und die versprochenen Handwerkerarbeiten auch wirklich ausgeführt zu erhalten. Täglich stellten sich neue Hindernisse ein. Aber schließlich gelang das Vorhaben, und so konnte die St. Leonhardkapelle sogar als erstes der zerstörten Kirchengebäude der Stadt nach dem zweiten Weltkriege wieder als Gotteshaus benutzt werden.

Das alles war freilich nur möglich durch das Einvernehmen mit dem Amt für Denkmalpflege und dank der unermüdlichen, selbstlosen Hilfe von Professor Thulesius und seines Assistenten, des Architekten Schürmann, die die Planung und Leitung der Bauarbeiten übernahmen. Es war erfrischend zu erleben wie deren Hingabe an diese Aufgabe sogar vor einem persönlichen Zugreifen



nicht zurückscheute, und wie auch alle Handwerker und sonst am Bau Beteiligten ohne Rücksicht auf die Konfession, der sie angehörten, oder auf ihr sonst bekundetes Freidenkertum mit ihrem Herzen bei der Sache waren.

Ende Oktober 1946 wurde die Kapelle gesäubert. Der Zustand, in dem sich der Raum befand, ist schwer zu beschreiben. Viel Schmutz, Abfälle, Pferdedung, verfaulte Kartoffeln, ausgeglühtes und verrostetes Eisen und Bauschutt waren hin-



Das verwarholte Innere der Leonhardkapelle 1946 Aufn. Rieger.

auszuschaffen. Der Verfasser hat mit Hand angelegt und ist Augenzeuge. Außen um die Kapelle lag der Schutt von Jahrhunderten. Über einen Meter tief wurde das Bauwerk von freiwilligen Helfern aus der Erde gegraben. Durch das dichte Gestrüpp, das am Rande der die Kapelle schützenden Kastaniengruppe stand, wurde ein Weg zur Leonhardstraße gehauen und über das angrenzende Ackerland hin geebnet. In die nur mit Brettern verkleideten und stark beschädigten großen Maueröffnungen im Süden wurden zwei aus dem zerstörten Braunschweig gerettete Renaissancefenster eingesetzt, die sich in das Gesamtbild gut einfügen

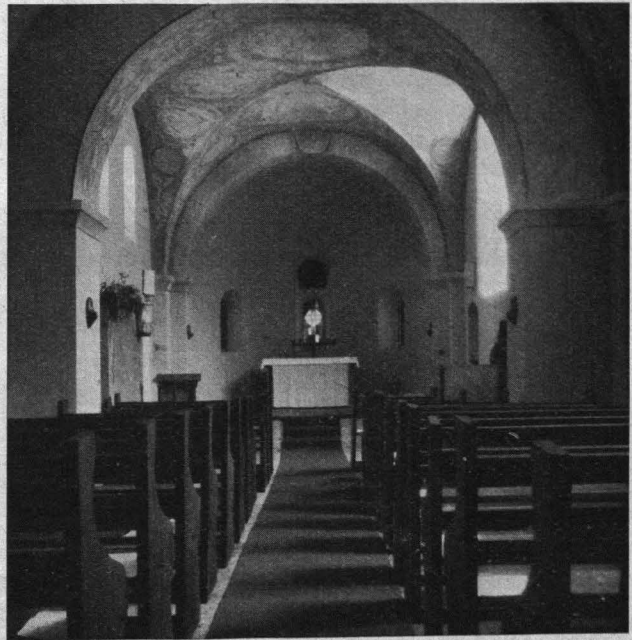
und viel Licht in den Innenraum einfließen lassen. Der Fußboden, der sich ungleichmäßig gehoben hatte, wurde tiefer gelegt und dabei ausgeglichen. Fehlende Sandsteinplatten wurden ergänzt. In der Apsis wurden drei Steinstufen neu eingebaut, so daß sich ein erhöhtes Fundament für den vorgesehenen Steinaltar ergab. Ein häßlicher Schornstein aus Ziegelsteinen, der in der Südostecke des Chorraumes aufgemauert worden war, wurde entfernt. Ein neuer Schornstein wurde rechts neben dem großen Fenster des Chores verdeckt in das Mauerwerk eingezogen. Die Glaser-Meisterklasse der Braunschweiger Werkkunstschule stellte die Bleiverglasung der Fenster her und fügte Antikglas in Weiß, Hellgelb und Dunkelgelb ein. Die drei Apsisfenster wurden nach neuartigen Entwürfen gestaltet. Um dem zu starken Lichteinfall auf den Altar zu begegnen, wurde das mittlere Apsisfenster allerdings mehrere Jahre lang mit einer farbigen Sperrholzplatte verkleidet. Die Lichtleitung wurde von der Firma v. Dolfs & Helle neu verlegt. Beleuchtungskörper wurden von Mitgliedern der Gemeinde gearbeitet, gespendet und so angebracht, daß das elektrische Licht die viel mehr auf Kerzenbeleuchtung ansprechende Stimmung des Raumes nicht stört.

Ein alter Grabstein von 1482 mit einer wohl noch älteren Steinzeichnung des kreuztragenden Christus auf der Rückseite wurde bei den Aufräumarbeiten im Garten gefunden, wiederaufgestellt und später mit einem Schutzdach aus Krepziegeln versehen. Besonders verdient gemacht hat sich bei all diesen Arbeiten der Senior der Gemeinde, ein 79jähriger Maler, Karl L e n s i n g e r, der eine volle Woche lang mit Aufbietung aller Kräfte auf Leitern und Gerüst stand, um die Wände des Chors und der Apsis auszumalen.

Am Sonntag, dem 7. Dezember 1947, um 10 Uhr — es war der zweite Adventssonntag — war es endlich so weit, daß der Bischof der Christengemeinschaft, Erzoberlenker Lic. theol. Emil B o c k<sup>7)</sup>, Stuttgart, die Raumweihe vornehmen konnte. Von nun an fanden, trotz des noch immer recht behelfsmäßigen Zustandes, wieder regelmäßig Gottesdienste in der St. Leonhardkapelle statt. Der wiederhergestellte Raum kann etwa zweihundert Menschen fassen.

Eine Sakristei war zunächst durch Sperrholzwände abgeteilt worden. Es wurde dann aber bald nach Ingebrauchnahme des Gebäudes eine Empore aus Eichenholz eingebaut, durch die ein Vorraum im Nordwesten und eine Sakristei im Südwesten entstanden. Diese Arbeiten und den Bau der Kirchenbänke führte der Tischlermeister Erich F i s c h e r, Wolfenbüttel, nach den Entwürfen des Architekten Rud. V o l l m a n n aus. Er fertigte auch das Predigt-pult und fügte die Eichenholztreppe zum Empore ein, die aus Geldmangel erst im Jahre 1952 in Auftrag gegeben werden konnte. Der Steinaltar wurde nach dem Entwurf der Bauleitung durch den Baumeister Z e r r i e s aufgemauert.

Jahre hindurch war es außerordentlich schwierig, bei dem fußkalten Steinboden und dem ursprünglich sehr hohen Feuchtigkeitsgehalt der Luft für die notwendige Erwärmung des Raumes zu sorgen. Es wurden Versuche aller Art, auch mit Sägemehl- und Koksöfen, unternommen<sup>8)</sup>. Schließlich fanden sich geeignete



Der wiederhergestellte Kultraum der Leonhardkapelle 1947  
Aufn. Baldrich

<sup>7)</sup> Lic. Bock ist Nachfolger des im Jahre 1938 verstorbenen Lic. theol. Dr. phil. Friedrich Rittelmeyer in der Führung der im Jahre 1922 als eine unabhängige „Bewegung für religiöse Erneuerung“ begründeten Christengemeinschaft.

<sup>8)</sup> Die aus dem 16. und 17. Jahrhundert erhaltenen Rechnungen weisen mehrfach Ausgaben für einen oder mehrere Sack Kohlen für die Kirche aus. Die Kirche ist also auch früher geheizt worden. Da ein Schornstein aus alter Zeit fehlt, dürfte man Holzkohlen glühend gemacht und in Pfannen aufgestellt haben.



Allesbrenner, die im Advent 1952 aufgestellt wurden und ihren Zweck in sparsamer Weise erfüllen.

Im Jahre 1953 konnte mit Hilfe der Staatlichen Hochbauverwaltung das ganze Dach umgedeckt werden, wodurch die schwerwiegenden Schäden beseitigt wurden, die durch die Bombenangriffe des Krieges entstanden waren. Materialmangel hat damals leider dazu geführt, daß die Apsis mit neuen, hellroten Dachziegeln gedeckt wurde. Der Anblick wirkte zunächst störend, wird aber mit fortschreitender Verwitterung erträglich.

Wie durch Freilegung der Deckenmalereien aus dem 12. und 17. Jahrhundert und durch Ausbau des dreihundert Jahre alten Dachstuhles der Zustand der Kapelle weiter verbessert werden konnte, soll in einem zweiten Bericht geschildert werden.

### *Was wird mit dem Truppenübungs- und Schießplatz am Westrande des Harzes im Raume Lautenthal-Wildemann-Bad Grund-Seesen?*

Seit mehreren Jahren verwenden britische Truppeneinheiten ein Gelände von rund 600 ha am Westrande des Harzes im Raume Lautenthal-Wildemann-Bad Grund-Seesen als Schießplatz und — seit 1956 — auch als Truppenübungsplatz unter Einsatz von Kettenfahrzeugen. Dadurch sind nicht nur erhebliche Schäden an den Waldbeständen entstanden, so besonders in den Jagen 132, 153, 164 und 165, sondern dieser Teil des Harzes ist durch Einzäunung auch dem regelmäßigen Fremdenverkehr entzogen, der überdies auch außerhalb des Schießplatzes durch den Lärm der Schießübungen gestört wird.

Auf Grund einer Beschwerde des Harzklub-Zweigvereins Seesen hat sich der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz durch Entsendung seiner Vorstandsmitglieder Mollenhauer und Schridde von den unhaltbaren Zuständen an Ort und Stelle überzeugt und auf der Jahreshauptversammlung unserer Mitglieder am 11. Februar 1957 in Braunschweig folgende Entschliebung einstimmig gefaßt:

„Die Verwendung von Teilgebieten des Harzes zu Truppenübungszwecken, derzeit im Raume Lautenthal-Wildemann-Bad Grund-Seesen, muß aus folgenden Gründen abgelehnt werden:

Der Harz stellt ein in sich geschlossenes Waldgebiet dar, das seit etwa 150 Jahren zunehmend dem Fremdenverkehr dient. Die eigentliche Erschließung setzte besonders nach 1880 ein. Sie wurde mit großen Kosten durchgeführt und auch seitens der Regierung planmäßig gefördert. Seit rund 1900 ist der Wintersport hinzugekommen. So hat sich der Harz zu einem Erholungs-, Kur- und Wandergebiete entwickelt, das nicht nur dem deutschen, sondern auch dem internationalen Fremdenverkehre dient. Hinzu kommt noch, daß die Bevölkerung seit der Stilllegung der Oberharzer Gruben und Hütten um die Zeit von 1910 herum auf den Fremdenverkehr als Haupteinnahmequelle angewiesen ist. Die Verhältnisse haben sich seit 1945 durch die unglückliche Zonengrenze noch verschärft. Von dem im Westen verbliebenen kleineren Teile des Harzes dürfen allein schon aus diesem Grunde keine weiteren Gebiete dem Fremdenverkehre entzogen werden. Daß die an der Zonengrenze gelegenen Länder ohnehin der besonderen Fürsorge bedürfen, ist allgemein anerkannt. Da der Harz verhältnismäßig stark bevölkert ist, muß daher alles getan werden, um

die Erwerbsmöglichkeiten nicht zu schmälern. Die deutsche Wehrmacht hat den Harz zu keinen Zeiten in Anspruch genommen.

Weiter ist zu berücksichtigen, daß auch die Unesco die Bedürfnisse des Naturschutzes anerkannt hat und mit steigendem Erfolge bemüht ist, dafür einzutreten. In der Revierförsterei Neckelnberg sind leider auch solche Anpflanzungen durch die Truppen vernichtet worden, die zum Teil durch Einsatz von Schulkindern seit den bedauerlichen Einschlügen in den Jahren 1945 und folgenden wieder aufgeforstet waren. Weiter ist es denkbar unzweckmäßig, solche Wälder, die neben der Erzielung forstwirtschaftlichen Nutzens der gesamten Bevölkerung als Erholungsgebiete dienen sollen, mit unvermeidlichen Blindgängern und Geschoßsplittern zu verseuchen.

Der Vorstand des Braunschw. Landesvereins für Heimatschutz wird ermächtigt, diese Entschliebung allen geeignet erscheinenden Stellen zu übermitteln.“

Dieser Wortlaut wurde vervielfältigt und an fast 100 einflußreiche Persönlichkeiten und Dienststellen des öffentlichen Lebens versandt, u. a. an die Niedersächsische Landesregierung und den Niedersächs. Landtag, an das Präsidium des Verwaltungsbezirks Braunschweig, an die Landkreisverwaltung und den Kreistag in Bad Gandersheim, an die Landesforstverwaltung, die Stadtverwaltung in Seesen, den Harzer Verkehrsverband, den Harzklub und den Niedersächsischen Heimatbund. Die Empfänger wurden in dem Rundschreiben gebeten, darauf hinzuwirken, daß die Niedersächsische Landesregierung durch Verhandlungen mit dem Oberkommando der in Westdeutschland stationierten britischen Truppen die Aufgabe des bisherigen Truppenübungsplatzes im Westharz erreicht und die Anlage eines neuen Truppenübungs- oder Schießplatzes im Harz verhindert.

## *Harzer Mundartdichter-Treffen 1956*

### *Eine gesamtdeutsche Veranstaltung*

Durch die Initiative der Waldbühnengemeinschaft Altenbrak und der Harzer Trachtengruppen fand am 15. und 16. September erstmalig nach dem Kriege das auf eine langjährige Tradition zurückgehende Treffen der Harzer Mundartdichter, Mundartinterpreten und Mundarterzähler in größerem Rahmen wieder in Altenbrak statt. Bürgermeister E. Hofmann hatte die Voraussetzungen dazu geschaffen, Dr. Wille, Halberstadt, die Leitung übernommen. Durch die Teilnahme einer Reihe namhafter Mundartdichter des Westharzes und besonders durch die Vorträge der westharzer Mundartdichter Pilz-Schotelius, Lautenthal, und Spicker, Bad Sachsa, wurde das Treffen zu einer machtvollen gesamtdeutschen Veranstaltung, die einen starken Kulturwillen und glühende Heimatliebe ausstrahlte und zu einem nach Taten drängenden Bekenntnis für die Einheit des deutschen Volkes wurde. An der Zusammenkunft nahmen insgesamt 24 Mundartschaffende aus dem Ost- und Westharz teil.

Am Sonnabend fand im Rahmen eines Heimatabends, der von der Altenbraker Trachtengruppe gestaltet wurde, der Empfang für die Gäste aus dem Westharz statt. Den Auftakt des Sonntags bildete eine Arbeitstagung, auf der die weiteren Formen der Zusammenarbeit beschlossen, die Grundprinzipien des Mundartschaffens herausgearbeitet und Mundartlesungen gehalten wurden. Dabei zeigten der ostfälische Mundartdichter Dr. Otto Rohkamm, Bad Harzburg, und Dr. Wille die Möglichkeiten und Formen der Mundartdichtung auf. Erfreulich war die Feststellung, daß auch die Jugend Interesse am mundartlichen Gestalten gefunden und sich in den Arbeitskreis eingereiht hat. Ungeklärt und problematisch blieb die Frage der Orthographie, die eine dringende Lösung erheischt, da die Herausgabe einer Anthologie der Harzer Mundartdichtung in Vorbereitung ist.

Am Nachmittag hatte eine große Anzahl von Mundartdichtern und Mundarterzählern Gelegenheit, im Rahmen einer Heimatveranstaltung, die vom Harzer Trachten-Ensemble

und der Halberstädter Bauernkapelle auf der Waldbühne Altenbrak gestaltet wurde, Proben ihres Wirkens zu geben. Dabei zeigte sich, daß die Werke der westharzer Freunde stärker waren als die der ostharzer Mundartschaffenden. Das gilt besonders von den Werken des ostfälischen Dichters Dr. Otto Rohkamm, die die ungeheure Sprachgewalt und Gestaltungskraft des Niederdeutschen offenbaren, und von dem „Hymnus auf die Arbeit“, den der als Mundartdichter weit bekannte Holzhauer Ernst Füllgrabe aus Lonau mit starkem Arbeitsethos und unbeugsamen Lebensoptimismus gestaltet hatte. Von den Mundartdichtungen der ostharzer Mundartdichter gefielen vor allem das Loblied auf die Heimat vom Fuhrmann H. Greifeld-Ilsenburg, die humorvolle Skizze des Rottleberöders Krelle und die Auseinandersetzung mit der komplizierten Grenze durch den Vertreter der Huy-Mundart Mingerzahn, Dingelstedt.

Künftig werden die Zusammenkünfte der Harzer Mundartschaffenden zweimal jährlich stattfinden, einmal für den Ostharz allein, ein zweites Mal als gesamtdeutsche Veranstaltung. Die ostharzer Veranstaltung ist für den Winter in Ilsenburg geplant, die nächste gesamtdeutsche Veranstaltung, zu der auch die Vertreter der Mundartforschung eingeladen werden sollen, wird im Sommer wieder in Altenbrak stattfinden.

Louis Wille

## Müllermeister Willi Becker zum Gedächtnis



Am 5. Februar verstarb nach längerem Kranklager der Mühlenbesitzer und Landwirt Willi Becker aus Bruchmachtersen. Er stand im 70. Lebensjahre.

Mit ihm ging von uns ein Mann, der wie nicht mehr viele in unserer rastlosen Zeit sich noch ganz eingebettet fühlte in den Kreislauf der Natur, in Landschaft und Volkstum. Geboren am 4. April 1887 auf dem väterlichen Hofe, der oberen Sukopsmühle, konnten sich früh seine Neigungen besonders zur Natur entfalten. Wohl an einer wichtigen Verkehrsstraße gelegen, aber doch abseits und deshalb still, widmete er sein Leben seiner Familie und dem vom Vater 1925 erbten Hofe mit der Mühle, der seit 1746 der Familie Becker gehört. Abgesehen von der Mühle, die schon 1169 als Wassermühle urkundlich erwähnt ist, umfaßt sein Grundstück das Landschaftsschutzgebiet „Sukopsmühle“ mit den besonders erwähnenswerten Flurstücken „Heyhan“ und „Jödebusch“. Es ist Willi Becker an erster Stelle zu verdanken, wenn dieses von Menschenhand wenig umgestaltete Gelände mit seinen Ulmen, Linden, Eichen und Buchen, den Teichen,

Quellen und Bächen bis heute bewahrt blieb als ein Stück naturhaften deutschen Waldes. Hier war der Ort, wo Willi Becker zu jeder Jahreszeit still und mit geöffneten Herzen einkehrte. Im Rauschen der Bäume, in der Zwiesprache der Vögel und im munteren Murmeln des Mühlenbaches spürte er den Atem der vergangenen Jahrhunderte und Jahrtausende, die in so besonderer Weise seit der Mittelsteinzeit am Heyhan gewirkt haben.

Er fühlte sich nicht nur der Gegenwart als zugehörig, sondern er spürte auch die Verpflichtung, die die Lebenden gegenüber den Leistungen und Mühen der Altvordenen haben, und handelte danach. Nur aus solcher Gesittung heraus ist es zu verstehen, wenn es Willi Becker im Laufe seines Lebens gelang, die alte Wassermühle so zu modernisieren, daß sie heute als ein festgefügt und landschaftsgebundener Bau unser Auge erfreut. In seltener Ausgewogenheit sind Wald, Wiese, Bach und Acker mit dem Hofe und mit der Mühle verschmolzen.

Sein feiner Sinn für die innige Verflochtenheit zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ließ ihn auch tätig sein in der Erforschung seiner heimatlichen Mundart. Noch auf dem Krankenlager in den letzten Wochen seines Lebens war er erfüllt von der Sorge um den Mundartfragebogen, den er selbst nicht mehr bearbeiten konnte.

Mit seinem Leben mit den Seinen, in seinem Streben nach zeitgemäßen Formen in Verbundenheit mit dem Alten, hat er uns Nachlebenden ein Beispiel eines erfüllten Lebens gegeben. Uns ist es aufgegeben, behutsam und fürsorglich, wie er es tat, seine Arbeit am Landschaftsschutzgebiet „Sukopsmühle“ fortzusetzen.

Wolfram Forche

Seit Jahrzehnten in Stadt und Land bekannt für gediegenen Schmuck

**Lechler**

DER GOLDSCHMIED NEBEN DER HAUPTPOST

Eigene Werkstatt

**SONDERNUMMER**

## **Pferd und Reiter**

April 1957

Dieses große Sonderheft ist in Niedersachsen, der Heimat der Pferde und Reiter, von besonderer Bedeutung.

Mit zahlreichen Kunstdrucken der schönsten Reiterbilder sowie Beiträgen bekannter Autoren und namhafter Experten sind

## **WESTERMANN'S MONATSHEFTE**

in dieser Ausgabe gleichsam ein kleines wertvolles Buch über ein besonders reizvolles Thema.

Dazu die regelmäßige, große Kartenbeilage zum Monatsheft-Sammelatlas WELT UND WIRTSCHAFT.

*Ein Heft, das in die Hand jeden Freundes unserer Heimat gehört!*



In allen Buch- u. Zeitschriftenhandlungen erhältlich.  
Im Abonnement DM 2,50  
Einzelheft kostet DM 3,—

**GEORG WESTERMANN VERLAG  
BRAUNSCHWEIG**

# **Heimbs Kaffee**

**IMMER  
GLEICHMASSIG  
GUT**

**jetzt**

**aerotherm geröstet  
noch köstlicher!**

4a-307

# Elegante Damenmäntel

**Kostüme · Kleider · Röcke und Blusen**

ausgesucht für hohe Ansprüche  
aber abgestimmt auf niedrige Preise

wie immer bei **MÄNTEL-STEINBACH**

Papenstieg 8

**Feinkost-  
MEYER**

G · M · B · H

DAS DELIKATESSENHAUS

mit der großen Auswahl

Weine - Konserven

Wild - Geflügel

Erstklassige kalte Küche

Präsentkörbe

in geschmackvoller Ausführung

nur Friedrich-Wilhelm-Straße 43 · Ruf 21977

Ihre Geschäftsdrucksachen  
mehrfarbigen Prospekte, Programme  
und Plakate

gediegen und zweckmäßig herzustellen,  
ist das Bestreben unseres Fachpersonals

SEIT 800 JAHREN



WAISENHAUS-  
BUCHDRUCKEREI  
UND VERLAG

WAISENHAUSDAMM 1  
RUF 2 17 35



TEPPICH- UND GARDINENHAUS

**Gustav Fischer**

BRAUNSCHWEIG

Kohlmarkt 19 · Fernsprecher 2 68 25

In gepflegten Abteilungen  
führe ich in großer Auswahl  
**Deutsche Markenteppiche**  
zu Mindest-Verkaufspreisen  
**Import-Teppiche und -Stoffe**  
in bester Qualität

In meiner **Sonder-Abteilung** für **Orient-Teppiche** ausgesucht schöne Stücke zu günstigen Preisen aus  
vielen persischen Provenienzen  
Bemusterte Angebote und Auswahlendungen bereitwilligst

# Braunschweigische Heimat



1957

43. Jahrgang · Heft 2

---

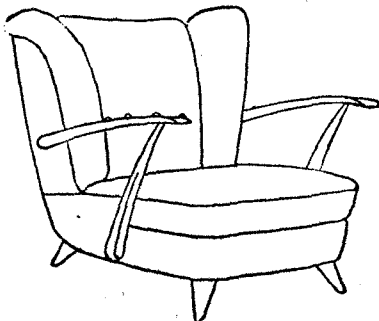
Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz

Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag Braunschweig



# Inhaltsverzeichnis

	Seite
Die Burgen Vienenburg, Wiedelah und Schladen als Zeugen einer gelenkten Territorialpolitik des Bistums Hildesheim von Dr. Hans Adolf Schultze, Braunschweig, Ratsbleiche 4 a	33
Die Fleischwürste und ihre Namen in Ostfalen. Dialektgeographische und wortgeschichtliche Untersuchungen. 1. Mettwurst und Bratwurst von Dr. Werner Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6	36
„Engelmaier“ Ein Beitrag zum Hexenglauben unserer braunschweigischen Heimat von Heinz-Bruno Krieger, Königslutter Neue Straße 10	44
Rühle in'n bronswaischen Wesserlande. Von'n Biuernörp teun „Luftkurort“ von Oberlehrer i. R. Otto Sander, Braunschweig, Landstraße 12	47
<b>Aus der Heimatpflege:</b>	
Dr. Ludwig Lüders wurde 70 Jahre alt von Rechtsanwalt und Notar Heinz Mollenhauer, Braunschweig, Stresemannstr. 2	49
Wasserwirtschaftliche Generalplanung im Schuntergebiet. Beobachtungen eines Kreisbeauftragten für Naturschutz und Landschaftspflege über eine geplante Flußregulierung von Tierarzt Dr. Ludwig Lüders, Fallersleben, Gifhorner Straße	51
Die denkmalspflegerische Ausgestaltung der St. Leonhardskapelle in Braunschweig von Pfarrer Dr. Wolf-Dietrich v. Kurnatowski, Braunschweig, Leonhardstraße 26	57
Heimatkundliche Ortsbesichtigungen von Rechtsanwalt u. Notar Heinz Mollenhauer, Braunschweig, Stresemannstr. 2	62



## Sächs. Klubsessel-Fabrik EINRICHTUNGSHAUS

Am Hagenmarkt - Casparistraße 7

*Die behagliche Wohnung  
zu erschwinglichen Preisen*

MÖBEL - POLSTERMÖBEL - TEPPICHE

# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1  
Schriftleiter: Dr. W. Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag

43. Jahrgang

Juni 1957

Heft 2

## *Die Burgen Vienenburg, Wiedelah und Schladen als Zeugen einer gelenkten Territorialpolitik des Bistums Hildesheim*

Bis zu dem Sturze Heinrich des Löwen stand unser Raum im Zeichen der kraftvollen Persönlichkeit und der mit ihr eng verbundenen Macht des Welfen. Nicht nur in den angrenzenden Gebieten hatte diese Machtentfaltung Argwohn erregt. Gedanken einer eigenen Territorialpolitik kamen auch in dem westlichen Nachbarn, dem Bischof von Hildesheim, auf. Vielleicht gerade durch die ständige Gefahr, die dem eigenen wesentlich kleineren Besitz galt, entwickelte sich hier ein Streben nach räumlicher Erweiterung insbesondere nach der welfischen Seite hin.

Bisher waren dem Bistum neue Gebietserweiterungen im Westen durch die Grafen von Homburg, Everstein, Spiegelberg versagt geblieben. Vom Norden und vom Nordosten her drückte empfindlich die welfische Macht. So verblieb lediglich der an sich kleine Keil zwischen Schladen und Vienenburg, da — ein Eingriff in den Kern des welfischen Besitzes von vornherein aussichtslos sein mußte.

Dieser vom Bistum Hildesheim planvoll gelenkten Landgebietspolitik kam sehr das Herabsinken der welfischen Macht, bedingt vornehmlich durch die Erbteilungen, zugute.

Nach Klewitz \*) läßt sich die Territorialpolitik des Bistums Hildesheim zumindest in zwei Abschnitte aufgliedern, einem ersten, der die Grundform des Stiftsgebietes schafft, das mit Hildesheim im Mittelpunkt von den Burgen Winzenburg, Gronau, Poppenburg, Ruthe, Peine, Liebenburg, Lutter a. Bbge. und Wohldenburg begrenzt wird. Zeitlich schließt diese Phase etwa um 1300 ab. In dem zweiten Abschnitt erfolgt die Abrundung dieses Kerngebietes, so auch nach der Oker zu. Es wird damit die Grundlage für das spätere sogenannte große Stift gelegt. Kleinere Bezirke werden östlich und südöstlich der Begrenzung Lutter—Liebenburg hinzugenommen und somit neben der bewußt betriebenen Gebiets-erweiterung auch eine Annäherung an das Bistum Halberstadt erreicht. Die Burgen Vienenburg, Wiedelah und Schladen bekamen in diesem Zusammenhange eine besondere Bedeutung.

Auf den Höhen des Harlingeberges lag im 13. Jahrhundert eine Burg. 1203 wird sie von Kaiser Otto IV., einem Sohne Heinrich des Löwen, erbaut worden

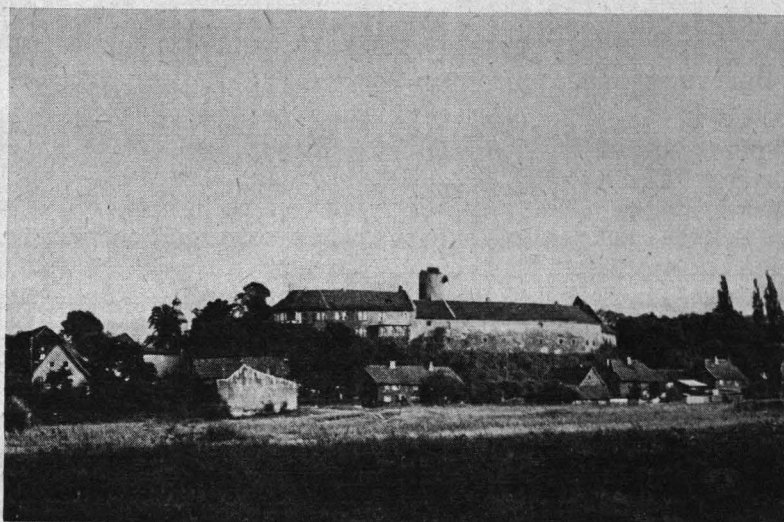


sein. An dieser hervorragend günstig gelegenen Stelle konnte sie als Reichsfeste wesentlich den Verkehr nach dem staufisch gesinnten Goslar unter Aufsicht halten. Nach dem Tode des Kaisers verlor sie ihre Bedeutung. Unter Herzog Heinrich den Wunderlichen sank sie zu einem „Raubritternest“ herab. Vor allem die Städte konnten die ständigen Plünderungen nicht ertragen. Zusammen mit den Bischöfen und anderen Adligen griffen sie unter Führung Bischofs Siegfried II. von Hildesheim die Burg an und zerstörten sie vollends. Damit war ein wichtiger Punkt, der ursprünglich als Reichsfeste gleichzeitig ein sehr wichtiger Sitz der Welfen gewesen war, maßgeblich durch das Bistum Hildesheim vernichtet worden.

Aus Furcht davor, daß auf dem Harliberg eine neue Burg wieder entstehen könnte, trugen sie alle Steine ab und verwendeten sie beim Wiederaufbau zweier anderer Burgen — Vienenburg und Wiedelah — die Stützen der Gegenseite werden sollten.

Wer der Erbauer der Vienenburg war, ist nicht zu ermitteln. 1306 wird sie erstmalig in einer Urkunde eines Grafen Burchardt VII. genannt. Da dieser ein sehr naher Verwandter des Hildesheimer Bischofs war, unter dem die Harliburg zerstört wurde, ist vermutlich die Folgerung richtig, daß er der Erbauer dieser Vienenburg gewesen ist. Ohne Zweifel wird sie den Zweck gehabt haben, auf jeden Fall den Aufbau einer welfischen Anlage in diesem Gebiet zu verhindern. In der Pfändungszeit des 14. Jahrhunderts gelangt sie in den Besitz des Grafen von Wernigerode, der Stadt Goslar, des Bodo von Salder, bis daß sie 1367 mit allem Zubehör an den Bischof von Hildesheim selbst abgetreten wird. Der Grund und Boden gehörte dem Grafen von Wohldenberg, nach deren Aussterben sollte er sowieso dem Bistum Hildesheim zufallen. Infolge ihrer Bedeutung trat die Vienenburg auch in der Hildesheimer Stiftsfehde hervor. Sie wurde 1521 von Herzog Heinrich dem Jüngeren ohne Kampf eingenommen und mußte zwei Jahre später an Braunschweig abgetreten werden. Während des 30jährigen Krieges — 1643 — fiel sie in dem Vertrage zwischen Braunschweig und Hildesheim mit dem dazugehörigen Amt an das Fürstbistum Hildesheim zurück. Ihr Schicksal war recht wechselvoll. 1650 wurde sie von dem Bischof Maximilian Heinrich an den Baron von Rauschenberg verkauft, 1676 kam sie aber schon wieder an das Bistum Hildesheim von dessen Familie. Die weitere geschichtliche Entwicklung gleicht etwa den Verhältnissen der anderen Burgen. Eine besondere Erwähnung erübrigt sich.

In unmittelbarer Nähe entstand gleichzeitig die auch heute noch anmutig wirkende Wasserburg W i e d e l a h. Zunächst im Besitz des Hermann von Gowische wurde sie — und dies ist die erste urkundliche Erwähnung — 1312 dem Domstifte durch Schenkung übertragen. Vermutlich ist diese Burg auch nach 1291 aus den Resten der Harliburg aufgebaut worden. Ihr Zweck war derselbe wie der der Vienenburg. 1341 wurde das „hus to dem Widenla“ an den Bischof Heinrich III. von Hildesheim mit allem Zubehör selbst dem Dorfe Detlingerode verkauft. Auch sie machte während des 14. Jahrhunderts eine wechselhafte Geschichte durch. Als Pfandbesitz war sie in den Händen derer von Schladen, von Wallmoden, von Bortfeld, von Bock, von Dorstadt, von Rössing, von Salder und von Cramm. Nach einer örtlich begrenzten Fehde 1426 mit denen von Schwicheldt kam Burg Wiedelah während der schon einmal bei der Vienenburg erwähnten Hildesheimer Stiftsfehde in den Besitz Herzog Heinrich des Jüngeren. In der Folgezeit verbleibt die



Die Lage der Vienenburg über der Aue

Burg in dem Besitze alter adliger Geschlechter wie derer von Veltheim, erneut derer von Schwicheldt und derer von Quitzows. Erst nach einer wechselvollen Besetzung während des 30jährigen Krieges kam Wiedelah an das Bistum Hildesheim zurück. Dieses war so von der Bedeutung der Burg an dieser Stelle überzeugt, daß es, um im Besitz bleiben zu können, noch Entschädigungssummen an die Familie von Quitzow für von denen durchgeführte Erweiterungsbauten zahlen mußte. Ein Jahr später übertrug der Fürstbischof von Hildesheim Burg, Amt, Gericht und Dorf Wiedelah dem Domkapitel zu Hildesheim, das es bis zur Säkularisation behielt.

Die Bedeutung der Burg Schlade n für das Bistum Hildesheim beginnt mit dem 14. Jahrhundert. Graf Albrecht von Schlade n, der letzte des Geschlechtes, verkaufte 1353 das „Haus zu Schlade n mit allem Recht, Nutz und Zubehör“ dem Bischof Heinrich III. (1341—1362). Dieser, selbst aus Braunschweiger Hause stammend, richtete seine Politik nach Osten und erwarb Schlade n, um die Ostgrenze seiner Diözese an der Oker zu sichern. Nach Lüders waren bereits 1231 Grafchaftsrechte an die Hildesheimer Kirche gekommen. Demnach handelte es sich bei Heinrich III. eigentlich um die Rückgewinnung ehemals besessenen Gebietes.

Aus der Geschichte des Bistums Hildesheim und aus der Geschichte dieser drei Burgen ergibt sich, daß die Territorialpolitik des Bistums darauf abgestellt war, in Verfolg der zur Zeit Heinrich des Löwen notwendig gewesenenen Defensiv-Politik bis zum Jahre 1300 alles zu tun, um in seinem Innern keine fremde Macht, keinen fremden Eingriff zuzulassen. Während der zweiten Phase — nach 1300 — sehen wir in der Landgebietspolitik des Bistums Erweiterungen des ursprünglichen Besitzes in Gestalt von Einflußgebieten, so auch auf die Oker zu, in das Gebiet des Harlis.

\*) Klewitz, H.-W.: Studien zur territorialen Entwicklung des Bistums Hildesheim in: Studien u. Vorarbeiten zum Histor. Atlas Niedersachsens, 13. Heft, Göttingen 1932.  
Schnath, G. Die Gebietsentwicklung Niedersachsens, Hannover 1929.

# Die Fleischwürste und ihre Namen in Ostfalen

## Dialektgeographische und wortgeschichtliche Untersuchungen

von Werner Flechsig

### 1. Mettwurst und Bratwurst

Wie in anderen niederdeutschen Landschaften kennt und gebraucht man auch im mittleren und westlichen Ostfalen fast überall den Namen Mettwurst, mundartlich Mettwost, für die Fleischwurst, die aus rohem, vielfach mit etwas Rindfleisch gemischtem Muskelfleisch des Schweines zubereitet und meist in rundgebogene, an den Enden zusammengebundene Rinderdärme gefüllt wird. Nach kurzer Räucherung läßt man sie entweder längere Zeit hängen und an der Luft trocknen, um sie erst zu verzehren, wenn sie schnittfest geworden ist, oder man ißt sie schon bald nach der Räucherung in noch weichem, streichbarem Zustande. Der Städter verlangt in den Schlachterläden bei uns mit Vorliebe diese „weiche Mettwurst“, die in ihrer feinsten, fettreicheren Art ohne Rindfleischzusatz neuerdings unter dem Namen „Teewurst“ angeboten wird. Solche Teewurst wird, wie ich schon in Heft 1/1957 unserer Zeitschrift auf S. 6 erwähnte, außerhalb Ostfalens in den Feinkostgeschäften häufig als „Braunschweiger Wurst“ bezeichnet, mag sie nun wirklich aus Braunschweig eingeführt oder am Orte selbst nach Braunschweiger Art hergestellt sein. Schon früher ist aber der Name Mettwurst über sein niederdeutsches Ursprungsgebiet hinaus auch in die hochdeutsche Schrift- und Umgangssprache Mittel- und Oberdeutschlands eingedrungen und dort nach Kluge-Götze zuerst von Fischart 1575 gebucht worden <sup>1)</sup>.

Die erste Silbe des Namens Mettwurst bewahrt ein altniederdeutsches Wort *meti*, das auf germanisch *matja* zurückgeht. Es bedeutete ursprünglich ‚Speise‘ schlechthin, dann im engeren Sinne ‚Fleisch‘. Diese Bedeutung lebt noch im niederdeutschen *Mett* mit seinen Zusammensetzungen *Mettwost*, *Mettgut* (Füllmasse der Mettwurst) und *Mettswin* (mageres Schwein, das hauptsächlich zu Würsten verarbeitet wird), ferner in englisch *meat* ‚Fleisch‘ und — mit hochdeutscher Konsonantenverschiebung des *t* zu *tz* — auch im oberdeutschen Berufsnamen *Metzger* ‚Schlachter‘, den ich mit Ludwig Wolf abweichend von Kluge-Götze nicht für ein Lehnwort aus dem Lateinischen halten möchte <sup>2)</sup>.

Da der Name Mettwurst niederdeutschen Ursprungs ist und sogar aus dem Bereich der Volkssprache in die allgemeine deutsche Hochsprache übernommen wurde, sollte man erwarten, daß er auf niederdeutschem Boden überall gebräuchlich ist, also auch in Ostfalen, dem gelobten Lande vorzüglicher Fleischwürste. Das trifft jedoch merkwürdigerweise nicht zu. Im Osten Ostfalens zwischen der Mittelelbe und der Westgrenze der heutigen sowjetischen Besatzungszone, die Ostfalen vom Südwestrande der Altmark bei Obisfelde an Helmstedt vorbei bis zum Nordrande des Harzes bei Ilsenburg durchschneidet, sagt man nämlich *Brätwost* <sup>3)</sup> statt *Mettwost*. Wegen der Nachbarschaft dieses Teiles Ostfalens zum thüringisch sprechenden Regierungsbezirk Merseburg fühlt man sich zunächst versucht, an eine Verwechselung mit der bekannten thüringischen Rostbratwurst zu denken und Wort wie Sache in Ostfalen auf mitteldeutsche Einflüsse zurückzuführen. Dagegen sprechen jedoch zwei gewichtige Gründe.

Was man im östlichen Ostfalen Brätwost nennt, ist etwas ganz anderes als die thüringische Rostbratwurst. Diese besteht aus einer Masse, die locker in kurze, ziemlich enge Darmenden gestopft wird, hält sich nicht lange und muß daher möglichst frisch in gebratenem Zustande heiß verzehrt werden. Die ostfälische Bratwurst gleicht dagegen vollkommen sowohl in der Füllmasse und in der festen Stopfung wie in der Art, Form und Größe der verwandten Därme der niederdeutschen Mettwurst und wird auch wie diese gewöhnlich nicht gebraten, sondern roh und kalt auf Brot gegessen. Die ostfälische Bratwurst kann also der Sache nach nicht mit der thüringischen Rostbratwurst in einen unmittelbaren Zusammenhang gebracht werden. Aus dialektgeographischen Gründen kann aber Brätwost auch als bloßes Wort nicht in jüngerer Zeit erst aus Thüringen entlehnt worden sein. Lehnwörter, die im Laufe der letzten Jahrhunderte von Osten oder Südosten her aus Brandenburg, Obersachsen oder Thüringen nach Ostfalen eingedrungen sind, haben sich nach meinen Beobachtungen nämlich in breiter, geschlossener Front nach Westen vorwärtsgeschoben und stehen heute den bedeutungsgleichen altostfälischen Wörtern an zusammenhängenden Grenzl原因 gegenüber. Das Wort Brätwost aber findet sich in Ostfalen nach den Angaben meiner Gewährsleute auch außerhalb des geschlossenen Geltungsbereiches im Osten, der sich ungefähr mit dem ostfälischen Teile des Regierungsbezirks Magdeburg deckt, weit verstreut in einzelnen Orten des mittleren Ostfalen, wo sonst Mettwost vorherrscht.

Im 5. Mundartfragebogen für das Braunschweigische Wörterbuch, den ich 1954 an rund 400 Mitarbeiter im mittleren und westlichen Ostfalen versandte, fragte ich unter anderem danach, ob die Wurst aus Mettgut Mettwost oder Brätwost genannt werde. Nichtzutreffendes sollte gestrichen werden. Daraufhin durchstrichen die meisten der Mitarbeiter das Wort Brätwost. Einige aber ließen beide Namen stehen und damit gelten. Die Belegorte für diese Doppelbenennung der Mettwurst verteilen sich in abnehmender Dichte von Osten nach Westen folgendermaßen: Bahrndorf, Bornum, Dobbeln, Esbeck, Grafhorst, Jerxheim, Querenhorst, Rühren, Runstedt, Saalsdorf und Schöningen im Kr. Helmstedt, Erkerode, Mascherode, Rüningen und Wierthe im Kr. Braunschweig, Wilsche im Kr. Gifhorn, Gr. Laförde, Gr. Solschen und Vöhrum im Kr. Peine, Immensen im Kr. Burgdorf, Adlum, Ahstedt, Bockenem, Hönnersum, Kl. Dungen, Mechtshausen und Schellerten im Kr. Hildesheim-Marienburg, Bad Harzburg, Oker, Schlewecke, Sottmar und Volzum im Kr. Wolfenbüttel, Lobmachersen und Ohlendorf im Stadtkr. Salzgitter, Goslar und Kl. Döhren im Kr. Goslar, Badenhausen, Bodenstein, Hachenhausen, Hahausen, Herzog-Julius-Hütte und Mahlum im Kr. Gandersheim und Buntenbock im Kr. Zellerfeld. Der Name Mettwost wurde durchgestrichen und Brätwost allein stehen gelassen in den Fragebogen von Grasleben, Hoiersdorf, Meinkot, Offleben, Süplingen und Wahrstedt im Kr. Helmstedt, Harlingerode und Isingerode im Kr. Wolfenbüttel, Bredelem, Immenrode, Jerstedt, Lengde, Lochtum und Weddingen im Kr. Goslar, Dingelbe im Kr. Hildesheim-M., Mehrum im Kr. Peine, Astfeld, Kirchberg, Kl. Rhüden, Langelsheim und Windhausen im Kr. Gandersheim, Bad Grund, Lonau und Sieber im Kr. Zellerfeld und Braunlage im Restkr. Blankenburg-West. Im gleichen Kreise sagen die Einwohner von Hohegeiß, Walkenried, Wieda und Zorge gemäß dem dort geltenden nordthüringischen Lautstande des ostfälischen Wortschatzes Prootworscht.

Es zeichnet sich also neben dem geschlossenen Geltungsbereich des Namens Brätwost im östlichen Ostfalen ein zweites, ebenfalls ziemlich geschlossenes Bratwurstgebiet im Oberharz und an seinem Nord- und Westrande ab, das die Kreise Blankenburg und Zellerfeld, den Amtsbezirk Harzburg des Kr. Wolfenbüttel und Teile der Kreise Goslar und Gandersheim umfaßt. Im Herzen der ostfälischen Sprachlandschaft zwischen diesen beiden Brätwostgebieten sind die

Belegorte für Brätwost in den Kreisen Braunschweig, Wolfenbüttel, Salzgitter, Hildesheim-M., Peine, Burgdorf und Gifhorn so spärlich und doch ziemlich gleichmäßig verstreut, daß man sie nach den Erfahrungen der Dialektgeographie als „Relikte“, d. h. letzte Überreste eines ursprünglich auch in diesem Gebiet allgemein gültigen Gebrauchs des Namens Brätwost an Stelle von Mettwost deuten kann. Es dringt demnach nicht etwa in Ostfalen Brätwost als neuere Bezeichnung der Fleischwurst aus Mettgut im Rinderdarm gegen älteres Mettwost nach Westen vor, sondern Mettwost breitet sich offenbar als jüngerer Eindringling gegen ein alteingesessenes Brätwost nach Süden und Osten aus.

Diese dialektgeographisch vom Kartenbilde her gewonnene Anschauung wird durch wortgeschichtliche Tatsachen bestätigt. In Hahausen, Herzog-Julius-Hütte und Goslar am Harzrande wie in Immensen, Kr. Burgdorf, gaben die Gewährsleute an, daß eine und dieselbe Wurstsorte von den alten Leuten Brätwost, von den jungen aber Mettwost genannt wird. In Mascherode liegt der Umschwung schon ein halbes Jahrhundert zurück. Der heute 65jährige Maurermeister Fritz Habekost teilte mir mit, daß sein Onkel August, der Hausschlachter, von dem er in Heft 3/4 des Jahrgangs 1951 unserer Zeitschrift auf S. 67 f. erzählt hat, um 1900 die Mettwurst noch Brätwost genannt habe. Ebenso lange oder noch etwas länger mag es her sein, daß sich in Bockenem, Kr. Hildesheim-M., der Wechsel zwischen beiden Wurstnamen vollzogen hat. Nach Angabe von Frau Frida Philipps in B. wußten nur „sehr alte Leute“ noch etwas davon, daß dort vor langer Zeit die Bezeichnung Brätwost für die Mettwurst gebräuchlich gewesen sei.

Neben Zeugnissen aus der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit stehen uns aber auch besonders beweiskräftige Nachrichten aus früheren Jahrhunderten über die Verwendung der beiden bedeutungsgleichen Wurstnamen in Ostfalen zu Gebote. Während die „Cammer-Taxe“ für die braunschweigischen Domänen in der fürstlich wolfenbüttelschen „Amts-Cammer-Ordnung“ von 1688 als die drei einzigen Wurstsorten „Schweiß- oder Leberwürste“ (das Pfund zu 2 mgr.) und „Mettwürste“ (das Pfund zu 3 mgr.) anführt, nennt die Taxordnung für das Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel von 1645 statt dessen „Blut- und Leberwürste“ (das Pfund zu 14 Pf.) und „frische Bratwürste“ (zum gleichen Preise). Zweifellos handelt es sich bei beiden Ordnungen um dieselben drei Sorten. Der Vergleich beider Ordnungen zeigt uns also, daß der Namenswechsel von Bratwurst zu Mettwurst in der Amtssprache des Braunschweiger Landes während der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts einsetzt. Es scheint allerdings geraume Zeit gedauert zu haben, bis sich die Öffentlichkeit an den neuen Namen gewöhnt hatte. Noch 1766 enthält eine gedruckte Preisliste für Lebensmittel, der es leider nicht anzusehen ist, ob sie im ganzen Herzogtum oder nur in der Stadt Braunschweig gelten sollte, unter den Wurst- und Fleischwaren nicht das Wort Mettwürste, sondern nur „Schlackwürste, Bratwürste, Brägenwürste, Zungenwürste, Rothwürste und Leberwürste“<sup>4)</sup>. Auch die Fleischtaxen, die seit der Mitte des 18. Jahrhunderts alljährlich öfters in den „Braunschweigischen Anzeigen“ abgedruckt wurden, enthalten, soweit ich das bei Stichproben festgestellt habe, fast immer in gleichförmiger Wiederholung allein dieselben drei Wurstsorten, die schon in der Taxordnung von 1645 vorkommen, nämlich „Blutwurst, Leberwurst, Bratwurst“, so z. B. 1748, 1751, 1755, 1759, 1780, 1790, 1802,



1810, 1815 und 1831. Abweichend davon fand ich nur 1749 die Zusammenstellung „Rothwurst, Knapwurst, Mettwurst“. Diese Namen erscheinen auch in einer gedruckten Marktpreis-Liste für den Hagenmarkt in Braunschweig vom 26. Juni 1778 <sup>5)</sup>).

Wahrscheinlich behielten die Behörden den alten Namen Bratwurst mit Rücksicht auf die Landbevölkerung länger bei, für die ja die „Braunschweigischen Anzeigen“ als allgemeines Intelligenzblatt des Herzogtums mit bestimmt waren. In der Stadt Braunschweig selbst war der Name Mettwurst schon seit Jahrhunderten bekannt. Zuerst bezeugt ist er hier in der Spruchdichtung „De Köker“, die der Braunschweiger Zollschreiber Hermann Bote gegen 1520 verfaßt hat. Es heißt darin: „Eyne metworst nicht lenger so eynes ledes (= Glied), dat syn gar korte stümpel“ <sup>6)</sup>. Die Nachlaßinventare von Braunschweiger Bürgern, deren das Braunschweiger Stadtarchiv eine große Anzahl vom späten 15. Jahrhundert an besitzt, bringen, soweit ich feststellen konnte, erst von 1559 an Angaben über Wurstvorräte „Im Fleisch Huse“, „In der Spiesekammer“, „Up der Fleischkamer“ oder „In der Koken“. Ich suchte darin vergeblich nach dem Worte Bratworst. An seiner Stelle erscheinen von Anfang an Mettwürste, so z. B. 1559 „Itlige Metworste vnd Garworste“, 1566 „32 metworste klein vnd groth“, 1567 „dreißigk metworste“, 1579 „27 Mettworste“ und so fort.

Es ist gewiß kein Zufall, daß sich in der Stadt Braunschweig früher als auf dem flachen Lande statt Bratwurst das Wort Mettwurst bzw. nd. mettwo(r)st eingebürgert hat. Wenn dieses, wie ich vermute, nordniedersächsischer Herkunft ist, dann dürften wohl die engen Verbindungen unserer Stadt mit den Hansestädten des Küstengebietes, zumal mit Lübeck, der Einführung des neuen Wurstnamens förderlich gewesen sein. Die bisher ältesten, bekannten Belege für das Wort Metworst stammen aus Lübeck von 1369 und aus Herford in Westfalen, ebenfalls vom 14. Jahrhundert. Ein Lübecker Schulvokabular von 1511, in dem das lateinische Wort *hylla* mit „eyne methworst efte (d. h. oder) braetworst“ übersetzt ist, läßt durch die Gleichsetzung der beiden Wurstnamen ahnen, daß damals die ostfälische Bratwurst wenigstens dem Namen nach auch in Lübeck bekannt war <sup>7)</sup>. In diesem Zusammenhange ist es auch bemerkenswert, daß der bisher älteste ostfälische Beleg für das Wort Mettwurst aus Hannover stammt, also aus einer Stadt, die dem nordniedersächsischen Sprach- und Kulturraum noch näher lag als Braunschweig. Dort wurde 1487 ein Knecht enthauptet, der den Namen Metworst führte <sup>8)</sup>. Nordniedersächsischen Einflüssen (aus der Altmark?) ist es vielleicht auch zuzuschreiben, wenn der Amtsschreiber des Edlen Hans v. Veltheim in dem Nachlaßinventar des Bauern Jochim Schenk zu Klein Bartensleben (Kr. Haldensleben) 1567 „3 Stiege und eine Mettwurst“ (also 61 Mettwürste) eingetragen hat, statt „Bratwurst“ zu schreiben <sup>10)</sup>.

Ein Jahrhundert später finden wir in Akten aus dem Kr. Haldensleben den dort noch heute allein gebräuchlichen Namen Bratwurst für die Mettwurst, so z. B. im Erbregister des Hauses Sommerschenburg von 1642, wonach der Pfarrer zum neuen Jahre 4 „Bradtwürste“ zu bekommen hat <sup>11)</sup>, und im Hausbuch des Rittergutes Emden von 1671, wo festgesetzt wird, daß die Deputatempfänger an Stelle der sonst üblichen Spreckmenge in der Schlachtezeit eine gleichwertige Anzahl „Brotwürste“ annehmen müssen, je nach Rang 18 oder 21 Stück <sup>12)</sup>.

Etwa zur gleichen Zeit erscheint auch im Leineberglande, also weit vom magdeburgischen Holzlande entfernt im Südwesten Ostfalens, der Name Bratwurst da, wo man nach heutigem Sprachgebrauch Mettwurst erwarten müßte. In dem bald nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges verfaßten Hausbuche des fürstlichen Amtshauses Brunstein bei Northeim ist vermerkt, daß der Oppermann zum neuen Jahre von jedem Meierhofe drei Bratwürste und drei Brote zu bekommen und davon den dritten Teil dem Küster abzugeben habe<sup>13)</sup>. Der Göttinger Schulrektor und spätere Superintendent Heinrich Tolle erwähnte die ostfälische Bratwurst sogar in seinem Schäferspiel „Wahrgilt“, das 1672 in Göttingen gedruckt wurde. Er läßt darin einen Bauern bei der Schilderung seines Tagewerkes in göttingischer Mundart sagen:

„Un wiel eck nich kann länger fasten,  
sau sliek eck vor den Spiesekasten  
und krieg en Stücke Käsenbrat,  
'ne Bratwost, de frie rausenraht  
är wat eck süst im Kasten finne — — —“<sup>14)</sup>.

Da hier von der gewöhnlichen Alltagskost die Rede ist und nicht vom Schlachtefest oder einem anderen festlichen Ereignis, halte ich es für ausgeschlossen, daß mit der rosenroten Bratwurst etwas anderes als eine Dauerwurst aus Mettgut, also eine Mettwurst, gemeint sein kann. Eine Bratwurst im Sinne des heutigen hochdeutschen Sprachgebrauches, wie es die Thüringer Bratwurst ist, hätte ein Bauer gar nicht außer der Zeit vorrätig haben können.

Ebenso muß man die „VI Scog braetworste“ beurteilen, die neben 2 Schok und 25 Leberwürsten als einzige Wurstsorten im Inventarverzeichnis der Harzburg 1507 genannt sind<sup>15)</sup>. Es wäre eine sinnlose Vergeudung gewesen, einen Vorrat von 360 Bratwürsten anzulegen, wenn es sich nicht um Mettwürste, sondern um Bratwürste etwa nach Thüringer Art gehandelt hätte, die wegen ihrer geringen Haltbarkeit nach kurzer Zeit verdorben wären und daher nicht auf Monate hinaus zur Beköstigung der Burginsassen hätten dienen können.

Mit dem Harzburger Beleg von 1507 haben wir, rückwärts schreitend, die Schwelle des Mittelalters erreicht. Zwei ostfälische Belege für den Namen Bratwurst reichen aber noch wesentlich weiter in die Vergangenheit zurück. Im Jahre 1424 verzeichnet das Schoßbuch der Altstadt in Braunschweig einen Bürger namens Bratworst<sup>16)</sup>, und 1397 findet sich „bratworst“ bereits im Ausgabenverzeichnis des fürstlichen Schlosses Hannoversch-Münden<sup>17)</sup>.

Es ist nicht viel, was sich bisher an Nachrichten über die Verwendung des Wortes Bratwurst vor dem 19. Jahrhundert in Ostfalen zusammentragen ließ, aber sie sind immerhin zahlreicher und über einen größeren Raum verteilt als die Belege für das Wort Mettwurst. Manche Quellengruppen, in denen man am ehesten Bezeichnungen für Wurstsorten erwarten sollte, wie etwa die Akten der Braunschweiger Knochenhauergilde aus dem 17. und 18. Jahrhundert, erwiesen sich leider als unergiebig, wohl weil die Unterscheidung der einzelnen Wurstsorten für die Gildegenossen nicht wichtig erschien. Trotzdem würde man wohl noch weitere Hinweise auf die Bratwurst finden, wenn man die unveröffentlichten Ratsrechnungen ostfälischer Städte, Rechnungen der Kloster- und Amtshaushaltungen, Prüvenverzeichnisse der Gutsherren für ihre Dienstpflichtigen und ähn-

liche Quellen in den Archiven planmäßig durchsähe. Eine solche Arbeit liegt aber in weitem Felde und verspricht doch zu geringe Erträge, als daß sich der außerordentliche Aufwand an Zeit und Arbeit lohnte. Wir werden uns daher auch wohl künftig mit Zufallsfunden begnügen müssen. Ich glaube aber nicht, daß sich durch neue Funde das Gesamtbild entscheidend verändern wird, das sich bis jetzt aus zahlreichen kleinen Einzelbeobachtungen zusammenfügen ließ. Man kann es folgendermaßen umreißen:

Der alte Name der gewöhnlichen Fleischwurst war in Ostfalen nicht Mettwo(r)st, sondern Brätwo(r)st. Er galt früher von der Mittel-elbe, wo er noch heute z. B. in Magdeburg gebräuchlich ist, über Helmstedt, Braunschweig, Wolfenbüttel, Goslar, Northeim und Göttingen bis zur Oberweser bei Hannoversch-Münden. Wahrscheinlich erst im 16. Jahrhundert beginnt das im Nordniedersächsischen und Westfälischen beheimatete Wort Mettwo(r)st auch in Ostfalen Eingang zu finden, und zwar vermutlich zunächst in den größeren Hansestädten, später von dort aus auch in den Kleinstädten und Dörfern des mittleren und westlichen Ostfalen. Am längsten behauptete sich die alteinheimische Bezeichnung Brätwost gegen den Eindringling einerseits im Osten, andererseits im und am Ostharz, der sprachlich und volkskundlich auch sonst als Rückzugsgebiet für altertümliche Merkmale in Erscheinung tritt.

Der Siegeszug des Namens Mettwurst durch Ostfalen wurde wohl dadurch erleichtert, daß im Laufe des 19. Jahrhunderts unter thüringischem Einfluß eine neue Wurstsorte aufkam, die ebenfalls Bratwurst genannt wurde, aber etwas ganz anderes darstellte als die altostfälische Brätwost. Nach dem Braunschweigischen Kochbuche, das Elise Gerecke um 1890 veröffentlichte, wurde zu dieser neuartigen Bratwurst außer Mettgut feingewiegtes rohes Schweinefett genommen, nach dem Würzen alles mit weißem Kochwein zu einer schlaffen Masse angemengt und diese locker in die Därme gestopft, damit die Würste beim Braten in Butter oder beim Schmoren in einer Tunke nicht platzen<sup>18)</sup>. Weniger üppig als in den herrschaftlich-städtischen Haushaltungen, die E. Gerecke wohl im Auge hatte, ging und geht es bei der Herstellung von Brat- und Schmorwürsten dieser Art auf unseren Dörfern zu. Hier nimmt man statt des rohen Mettgutes meist gekochtes Fleisch, das beim Schlachten übrig bleibt und keine andere Verwendung findet, so z. B. in Kl. Elbe Lunge, Milz, Schwarten und das sogenannte Kleinfleisch unter Zusatz von Graupen. Obwohl solche Bratwürste sich mit ihrem Vorbilde, der thüringischen Rostbratwurst, die aus reinem Mettgut gefertigt wird, an Wert und Güte des Geschmacks nicht messen können, haben sie mit ihr doch einige wesentliche Eigenschaften der Form und der Verwendung gemeinsam: Die Fleischmasse kommt in kurze und enge Dünndarmenden, die man gebraten mitessen kann, und wird nur locker gestopft, damit die Wurst beim Braten nicht platzt. Wegen der Luft, die zwischen der lockeren Füllung in der Wurst verbleibt, hält sie sich aber nicht lange und muß bald nach der Herstellung verbraucht werden, ist also eine Gelegenheitsware, die es auf dem Dorfe eigentlich nur beim Schlachtfest gibt, zum Unterschied von der als Brätwost im alten Sinne bezeichneten Mettwurst, die sehr fest gestopft monatelang aufbewahrt werden kann und mit der Rotwurst zusammen den eisernen Bestand des Fleischvorrates für ein ganzes Jahr auf dem Bauernhofe bilden kann.



Als diese neuartige Bratwurst in Ostfalen bekannt wurde, die man wirklich gebraten verzehrt, wirkte natürlich daneben die vorher übliche Bezeichnung der Mettwurst als Bratwurst irreführend. Wohl aus diesem Grunde war man weithin bereit, den alteinheimischen Namen für die gewöhnliche Fleischwurst gegen den vermeintlich „richtigeren“ Namen Mettwurst einzutauschen und fortan den Namen Bratwurst nur noch der wirklich gebratenen Kleinwurst vorzubehalten. Der ostfälischen Bevölkerung war ja längst nicht mehr bekannt, daß ihr Wort Brätwost ursprünglich gar nichts mit ‚braten‘ zu tun hatte. Selbst dem Germanisten haben das erst Edward Schröder<sup>19)</sup> und Ludwig Wolf<sup>20)</sup> nach dem ersten Weltkriege wieder klarmachen müssen, und durch Kluge-Götze sind deren Erkenntnisse dann der Allgemeinheit zugänglich gemacht worden<sup>21)</sup>. Danach geht die erste Silbe des Namens Bratwurst zurück auf ein männliches Hauptwort brät in der Bedeutung ‚Fleisch ohne Speck und Knochen‘. Es wurde noch in mittelhochdeutschen Dichtungen des Mittelalters gebraucht, lebt aber heute außer in Bratwurst nur noch in Wildbret fort, das früher wiltbrät lautete und ‚Fleisch wilder Tiere‘ bedeutet. Das Wort Bratwurst, das schon im Althochdeutschen bezeugt ist, zeigt also genau dieselbe Bildungsweise und auch dieselbe Bedeutung wie Mettwurst, da met und brät Synonyme sind. Beide Wörter unterschieden sich lediglich durch ihre landschaftliche Geltung. Während die Mettwurst dem Norden Deutschlands angehörte, war Bratwurst nach Schröder und Wolf im Mittelalter wohl in Ober- und Mitteldeutschland zu Hause und, wie wir jetzt hinzufügen dürfen, auch in Ostfalen.

Wie weit der Name Bratwurst im Sinne von Mettwurst früher in Mittel- und Oberdeutschland verbreitet gewesen ist, läßt sich aus den wenigen Quellen, die Schröder und Wolf anführen konnten, leider nicht feststellen. Dazu bedarf es noch weiterer dialektgeographischer und wortgeschichtlicher Teiluntersuchungen in den einzelnen Landesteilen, die meines Wissens bisher nicht angestellt worden sind. Nur soviel scheint mir schon jetzt sicher, daß Thüringen mit zum Kerngebiet der Bratwurst in ihrem ursprünglichen Sinne gehört.

Martin Wähler hat festgestellt, daß die berühmte Thüringer Rostbratwurst in Thüringen selbst erst in der Biedermeierzeit, also während der 1. Hälfte des vorigen Jahrhunderts richtig volkstümlich wurde<sup>22)</sup>. Leider gibt er nicht an, wie man in Thüringen die gewöhnliche Mettwurst nennt. Einigen mündlichen und schriftlichen Angaben glaube ich aber entnehmen zu dürfen, daß sie ebenfalls Bratwurst heißt und schon früher so hieß. Diese Art der Benennung kennen Dr. Adolf Kleinschmidt in Braunschweig, der aus Eisleben im Mansfeldischen stammt, und Walter Krehahn in Braunschweig, der in Halle a. S. geboren wurde und väterlicherseits aus Neitschütz bei Naumburg stammt, für das Mansfeldische und den Kr. Naumburg wie für die angrenzenden Teile Thüringens. Nach ihnen unterscheidet sich dort die Rostbratwurst von der als Bratwurst bezeichneten Mettwurst überhaupt nicht in der Masse, sondern nur im Darm, in der Art der Stopfung, in der Haltbarkeit und in der Verwendung. Es sieht demnach so aus, als ob sich die Rostbratwurst nur als eine kleinere und für den Augenblicksbedarf bestimmte Spielart der klassischen ostfälisch-thüringischen Bratwurst ziemlich spät entwickelt hat und ihre Entstehung vielleicht sogar erst dem Mißverstehen der ursprünglichen Namensbedeutung verdankt. Mein Mitarbeiter Wilhelm Trute im südharzischen Hohegeiß bestätigte mir, daß die dortige Bezeichnung der Mett-

wurst als Prootworscht „wohl in ganz Nordthüringen“ noch jetzt gebräuchlich sei. Man darf daher wohl getrost die Bratwürste, die sich die Kinder im südharzischen Stolberg 1536 auf dem Schlosse zur Fastnacht ersangen, als echte Mettwürste deuten und kommt damit in der thüringischen Überlieferung unseres Namens immerhin schon über 400 Jahre zurück <sup>23)</sup>).

Ich habe mich mit der altostfälischen Bratwurst absichtlich so eingehend befaßt, weil ich in diesem Reliktwort einen neuen wichtigen Hinweis auf die Sonderstellung des Wortschatzes der ostfälischen Volkssprache innerhalb des Niederdeutschen entdeckt zu haben glaube <sup>24)</sup>). Wahrscheinlich äußerte sich auch in diesem Worte wie in manchen anderen Leitwörtern der ostfälischen Sprachlandschaft eine alte Wortgemeinschaft zwischen Ostfalen und Thüringen aus einer Zeit, da noch nicht durch die nach Norden fortschreitende hochdeutsche Lautverschiebung eine von der Forschung bisher überbewertete Sprachscheide zwischen beiden Landschaften errichtet worden war. Es wäre zu kühn, in dem gemeinsamen Besitz des Wortes Bratwurst gegenüber Mettwurst bei Ostfalen und Mitteldeutschen ein Spracherbe elbgermanischer Stämme aus der Völkerwanderungszeit sehen zu wollen. Es verlohnt sich aber, solchen alten Übereinstimmungen im Wortschatz weiter nachzugehen und behutsam Baustein auf Baustein zu schichten, weil daraus vielleicht doch einmal zuverlässige stammesgeschichtliche Erkenntnisse gewonnen werden können.

Im nächsten Hefte werde ich mich den anderen ostfälischen Fleischwürsten zuwenden, deren Namen ebenfalls in anderen Teilen Niederdeutschlands nicht bekannt zu sein scheinen, der Dauerwurst im Mastdarm des Schweines und der Dauerwurst in der zusammengenähten Flomenhaut des Schweinebauches.

<sup>1)</sup> Kluge, Friedrich u. Götze, Alfred: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 15. Aufl. 1951, S. 491.

<sup>2)</sup> a. a. O. wie <sup>1)</sup>, dazu aber Wolf, Ludwig: Bratwurst (in „Muttersprache“, Zeitschr. zur Pflege u. Erforschung der deutschen Sprache, Jahrg. 1949, S. 333 f.); hier 334.

<sup>3)</sup> Hecht, Richard: Die bäuerliche Küche auf unseren Dörfern (in: Heimatblatt f. d. Land um obere Aller u. Ohre. Nr. 11 v. 17. Nov. 1936). — Damköhler, Eduard: Nordharzer Wörterbuch. Wernigerode 1927, S. 32, beim Stichwort brätworscht. — Schriftliche Angaben in Mundartfragebogen von Gewährsleuten aus Ostingersleben und Eilsleben im Kr. Haldensleben, Kl. Wanzleben und Unseburg im Kr. Wanzleben, Ohrleben und Wackersleben im Kr. Oschersleben, Badersleben, Dardesheim, Dedeleben, Hessen und Ströbeck im Kr. Halberstadt, Elbingerode und Wasserleben im Kr. Wernigerode.

<sup>4)</sup> Druckbelege der Waisenhaus-Buchdruckerei im Stadtarchiv Braunschweig.

<sup>5)</sup> Sacksche Sammlung Bd. 205 im Stadtarchiv Braunschweig.

<sup>6)</sup> Neudruck des Kökers im Jahrbuch d. Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung Bd. 42, 1916, S. 71 ff.

<sup>7)</sup> Inventare und Testamente J I—III im Stadtarchiv Braunschweig.

<sup>8)</sup> Diese Hinweise auf mittelalterliche Bezeugungen der Mettwurst, die im Mittelniederdeutschen Wörterbuch von Schiller-Lübben noch fehlen, stammen aus der Zettelkartei des Mittelniederdeutschen Wörterbucharchivs in Hamburg; ich danke sie Herrn Prof. Dr. Niekerken.

<sup>9)</sup> Zeitschr. d. Historischen Vereins f. Niedersachsen 1868 S. 216; auf diese Stelle machte mich dankenswerterweise Herr Stadtarchivar Dr. Zoder in Hildesheim aufmerksam.

<sup>10)</sup> Becker, Bernhard: Inventar eines Bauernhofes in Klein Bartensleben aus dem Jahre 1567 (in: Heimatbl. f. d. Land um obere Aller u. Ohre. Nr. 14 v. 21. Febr. 1926).

<sup>11)</sup> Hollop, P.: Das Haus- u. Erbregerregister des Erzbischöfl. Amtes Sommerschenburg 1642 (in: Heimatbl. f. d. Land um obere Aller u. Ohre. Nr. 5 v. 16. März 1934).

- <sup>12)</sup> Bock: Hausbuch des Adlichen Ritterstifts Emden anno 1671 (in: Heimatbl. f. d. Land um obere Aller u. Ohre. Nr. 2/3 v. 11. Febr. 1929).
- <sup>13)</sup> Hueg, A.: Edesheim nach dem 30jährigen Kriege (in: Northeimer Heimatblätter. 10. Jahrg. 1934 S. 1 ff.); hier S. 36.
- <sup>14)</sup> Wahrgilt, eine Teutsche Schöfferey, von Heinrich Tolle. Göttingen 1672; hier 2. Handlung (nach dem Exemplar der Universitätsbibliothek Göttingen Poet. Germ. II, 7778).
- <sup>15)</sup> Fischer, Karl Berthold: Das Inventar auf der Harzburg 1507 (in: Aktenstücke zur Geschichte des Amtes Harzburg, hrsg. v. Harzburger Altertums- u. Geschichtsverein. Braunschweig 1914); hier: S. 36.
- <sup>16)</sup> Nach den handschriftlichen Auszügen aus unveröffentlichten Quellen des Stadtarchivs Braunschweig von Otto Schütte im Braunschw. Landesmuseum (Zettelkartei des Braunschweigischen Wörterbuches).
- <sup>17)</sup> wie <sup>8)</sup>.
- <sup>18)</sup> Gerecke, Elise: Die braunschweigische Küche, Wolfenbüttel o. J. S. 254.
- <sup>19)</sup> Schröder, Edward: Wildbret und Bratwurst (in: Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur 53. Bd. 1934 S. 234).
- <sup>20)</sup> Wolf, Ludwig a. a. O. wie <sup>2)</sup>.
- <sup>21)</sup> a. a. O. wie <sup>1)</sup>; hier S. 98.
- <sup>22)</sup> Wähler, Martin: Thüringische Volkskunde. Jena 1940; hier S. 153.
- <sup>23)</sup> Zeitschr. d. Harzvereins f. Geschichte u. Altertumskunde 17. Jahrg. 1884, S. 177.
- <sup>24)</sup> Flechsig, Werner: Ostfälische Volkstumsgrenzen im Lichte der Dialekt- und Flurnamengeographie (in: Braunschweigische Heimat 36. Jahrg. 1950, S. 53 ff. — Ders.: Das Volkstum des Kr. Gandersheim im Lichte der Mundart- und Namenforschung (in: Braunschw. Heimat 41. Jahrg. 1955, S. 65 ff.).

## „Engelmaker“

### Ein Beitrag zum Hexenglauben unserer braunschweigischen Heimat

von Heinz-Bruno Krieger

Eine Sondergruppe von Hexen sind im Volksglauben die „Engelmaker“, die es vor allem darauf abgesehen haben, kleine Kinder zu verwünschen oder, wie der Volksmund sagt, ihnen „wat antaudaun“. Das Ziel dieser bösen Menschen, die in der Regel nur von dem weiblichen Geschlecht gestellt werden, ist stets das, „dä Lüttjen“ vom Diesseits ins Jenseits zu befördern, um wie der Name dieser Hexen schon sagt, aus lebenden, blühenden Kindern „Engel“ zu machen.

Richard Andree kennt den Namen anscheinend nicht. Er gibt uns aber mehrere Beispiele des Verwünschens von Kindern<sup>1)</sup>. Es handelt sich hier zweifellos um „Engelmaker“, an deren Wirken, wie auch die Sagensammlung von Theodor Voges<sup>2)</sup> erkennen läßt, man weithin im Lande Braunschweig glaubte. Voges zeigt uns die nach dem Volksglauben bei älteren Kindern angewandte Art des Schadenzufügens, in dem die Hexen den Kleinen durch Anbieten von Äpfeln oder ähnlichen Gaben an Leib und Leben zu schaden, suchen hingegen das Wirken der „Engelmaker“ wohl in den meisten Fällen auf Kleinstkinder beschränkt bleibt.

Die Verbreitung dieses Volksglaubens findet sich in fast allen Sagensammlungen nicht nur Niedersachsens und Norddeutschlands, sondern Deutschlands überhaupt. Es würde daher zu weit gehen hier näher auf alle diese schon bekannten Darstellungen einzugehen. Ich will hier nur einige Beispiele aus dem Volksglauben meiner Heimatstadt Königsutter am Elm und deren nächster Umgebung bringen, die dem Volkskundler zeigen, wie verwurzelt dieser Aberglaube noch bis auf den heutigen Tag in breiten Schichten der Bevölkerung ist. Trotz

allgemeiner Aufklärung in Funk und Presse, trotz eingehenden Reportagen über moderne Hexenprozesse in neuester Zeit hängen auch junge Menschen krampfhaft an dem alten, von den Vorfahren überlieferten Volksglauben, um ihn auf eine neue Generation weiter zu vererben.

Daß die angeführten Beispiele nur von solchen Personen handeln, deren Familien seit mehreren Generationen in Königslutter ansässig sind, sei angesichts der Neuansiedlung vieler Vertriebener in unserer Stadt besonders vermerkt.

Die inzwischen verstorbene Frau Anna M. . . .<sup>3)</sup>, geb. Schrader, in Königslutter sagte 1947:

*„Lüttje Kinder darfst du nich von all un jeden anfäten un angriepen läten. Du west nie, ob se se nich wat andaan wüllt. Wenn dik wär seijt: Dat is äwer en lüttjet säutet, dann denkste in'n stillen ainfach „lik mik in Hindersten!, dann hast'e en lüttjet säutet!“, dat is dat beste Middel.“*

## 2

Altmutter St. . . ., geb. Buchheister, in Königslutter meinte 1955:

Die Geschwister Lucie und Irmgard B. in Königslutter wußten davon aus eigener Erfahrung folgendes zu berichten:

*„Du moßt dine Kinder nich von all un jeden bespreken läten. Dat sind maistens slechte Minschen, dä dä Lüttjen wat andaan wüllt. Mine Mudder maine immer, du kannst nainen Minschen owern Wech truen, denn dän Engelmäkerschen staiht öhre Slechtigkeet nich vorre Steern eschreiben.“*

„Unsere Schwester fuhr mit unserem lieben kleinen Bruder Richard spazieren. Es war ein gesundes, blühendes Kind und wir freuten uns alle, wie munter und lustig er vor sich hin kakelte und wie freudig er immer wieder sein Deckbett runterstrampelte. Da kam einmal eine alte Frau daher, die in Königslutter in der Twetje wohnte. Diese sieht das Kind an, streicht ihm über den Kopf und sagt: „Du bist tau schön forr düsse Welt, du bist tau schön forr düsse Welt!“ Unsere Schwester denkt sich in ihrem kindlichen Sinn nichts bei diesen seltsamen Worten und sagt zu Hause auch nichts. Binnen drei Tagen war unser kleiner Bruder tot. Er war vergangen wie der Tag. Der Arzt, den meine Eltern sofort geholt hatten, hatte noch einen anderen Arzt hinzugezogen. Beide Herren standen vor einem Rätsel und sagten zu unseren Eltern, dem Kinde müsse jemand etwas angetan haben. Als nun der Junge tot war, da geht plötzlich die Haustür auf und die erwähnte alte Frau kommt in unser Haus. Sie war die erste Person, die zu uns kam, nachdem das Kind gestorben war! Unsere Mutter sagte der Frau, daß der kleine Richard tot sei und als die Alte die Leiche sah, da sagte sie: „Jå dat Lüttje was tau schön forr düsse Welt.“

Da hat unser Irmchen nachher unseren Eltern erzählt, daß diese Frau vor einigen Tagen dieselben seltsamen Worte gesagt und dazu den Kleinen gestreichelt habe. Meiner Mutter und meinem Vater gingen beiden die Augen über. Sie wußten nun, warum der kleine Bruder so schnell und geheimnisvoll sterben mußte. Mutter sagte zu uns Kindern: „Härre ik doch man op dä Lue 'hört, dä mik vorr düsse Engelmäkersche e'warnt hett.“ — Die Alte war eine Hexe, die unseren Bruder verhext hatte.“

(Geschwister Lucie und Irmgard B. . . ., Königslutter, erzählt 1955)

Die Witwe B. . . , geb. Schmidt in Königslutter, sagte 1955 zu mir:

„Es gibt Frauen, die kleinen Kindern was antun können und sie verhexen. Sie siechen dahin und gehen elendig zugrunde. Diese Weiber sind mit dem Teufel im Bunde und man sagt zu ihnen „*Engelmåkerschen*“. Geh mal nach Frau Schmiedemeister Schr. . . , die kann davon ein Lied singen. Die hat es selbst mit erlebt, wie eine *Engelmåkersche* überführt ist.“

Die inzwischen verstorbene Frau Schr. . . , geb. Eggeling in Königslutter, bestätigt dies und erzählt mir folgendes Erlebnis:

„Ja, das stimmt! Ich habe das selbst miterlebt. Es war zu Anfang des ersten Weltkrieges — 1914. Meine Freundin, Frau Schlachtermeister R. . . von der Westernstraße hatte ein kleines Mädchen bekommen. Das Kind hatte sich schön rausgemacht und blühte und gedieh zur Freude der Eltern. Eines Tages sagte meine Freundin, daß sie gar nicht wußte, was mit der Kleinen los wäre, sie würde den Kopf hängen lassen und verweigerte die Annahme der Brust. Es war so, als wenn eine Blume am verwelken ist. Ich dachte gleich, ob dem Kinde was angetan ist? —

Frau R. . . zog einen Arzt zu Rate, der jedoch auch nicht helfen konnte. Da hörten R's. von einem Manne, der bei Braunschweig auf einem Dorfe wohnte und von dem es hieß, er könnte in solchen Fällen helfen. Meister R. . . fuhr sofort hin, kam mit einem Mittel zurück, sagte aber, seine Frau sollte mich dazu holen, da R. noch am gleichen Tage nach Braunschweig zu seiner Truppe mußte. Ich sagte natürlich sofort zu. In derselben Nacht, zwischen 12 Uhr und 1 Uhr — in der Geisterstunde — macht Frau R. ein starkes Feuer an. Wir hatten unten die Fensterläden alle dicht verrammelt und die Türen verriegelt, und meine Freundin hatte mir schon am Tage gesagt, daß keine von uns auch nur einen Ton von sich geben durfte, was auch da komme! — Als nun der Herd so richtig heiß war, daß man es kaum noch im Zimmer aushalten konnte, — es war immerhin im Spätsommer und draußen eine drückende Hitze, die Fenster durften aber nicht geöffnet werden, — da setzte Frau R. . . einen nagelneuen Topf, den sie extra für diesen Zweck vom Kaufmann geholt hatte, und der noch nicht benutzt sein durfte, aufs Feuer. In dem Topf war frischer Pferdeurin, den hatte sie am Abend von einem Knecht erhalten, der auf dem Markte bei Beneke in Stellung und bei den Pferden beschäftigt war. Der Urin mußte kochen. In die kochende Flüssigkeit tat meine Freundin ein ebenfalls frisches Hühnerei. Das mußte ganz hart kochen, und dann mit einer ebenfalls neuen Gabel, die noch nicht benutzt sein durfte, ganz zerstochen werden.

Wir hatten kaum das Ei in den Topf geworfen, da hörten wir auf der Straße Schritte. Meine Freundin sah mich warnend an und legte einen Finger auf den Mund. Es rackelte an der Haustür, erst leise, vorsichtig, dann lauter, fordernder. Wir rührten uns nicht. Es klopfte an den Fensterläden, eine angstverzerrte Stimme begehrte unbedingten Einlaß. Es jammerte und wimmerte und als das Ei so ziemlich zerfetzt war, da schleppte sich draußen ein hinkendes und schleppendes Weib davon. Meine Freundin, Frau R. . . und auch ich haben diese Person, die so stürmisch Einlaß begehrte, erkannt. Es war die alte B. . . wirtsche, die oft ins Haus gekommen war und sich immer so sehr auffallend über das kleine Mädchen gefreut hatte. „*Datt is jå en tau Schönet!*“ hatte sie immer und immer wieder zu dem Kinde

gesagt und dabei das Kind im stillen verwünscht. Wir haben dann noch etwas gewartet, und sind dann mit dem Topf und dem Inhalt nach dem Cleruskampe gegangen, wo R's. einen Garten hatten und hier haben wir alles stillschweigend vergraben. In der Nacht hatten wir nicht ein Wort miteinander gesprochen.

Als ich am anderen Morgen nach meiner Freundin, Frau R. . . kam, sagte mir diese freudig, daß die kleine Tochter sichtlich auflebe und auch die Brust wieder genommen habe. Sie erzählte ferner, daß die alte B. . . wirtsche mit einem ganz verbundenen Kopfe in den Schlachterladen gekommen sei und gejammert habe: „*Fru R. . . , hewwe ick sei wat edân? Hewwe ik sei wat edân?*“ Frau R. . . hat sie rausgeworfen und die alte Hexe ist dann schwer krank geworden und hat lange gelegen. Sie ist dann auch bald gestorben. Das Mädchen ist aber wieder gesund geworden und lebt heute (1955) noch als glücklich verheiratete Frau.

Auf Befragen äußerte sich zu diesem Vorfall Herr R. . . in Königslutter:

„Jawohl! Frau Schr. . . hat die vollkommene Wahrheit gesagt. Ich glaube grundsätzlich nicht an Hexerei, aber dieser Fall hat sich tatsächlich so zugetragen. Ich habe damals dem weisen Manne etwas Kot von dem Kinde mitnehmen müssen, an dem er erkannt hat, daß der Kleinen „was angetan war“.

Parallelfälle sind mir von Bewohnern der Dörfer Sunstedt, Lelm, Rottorf, Lauingen, Beienrode (Kr. Gifhorn) und Gr. Steinum erzählt worden.

1. Richard Andree, Braunschweigische Volkskunde, II. Auflage Braunschweig, 1901, S. 385.
2. Theodor Voges, Sagen aus dem Lande Braunschweig, Braunschweig, 1895, S. 79.
3. Die Familiennamen und Gewährsleute sind aus verständlichen Gründen und teilweise auf deren ausdrücklichen Wunsch nicht ausgeschrieben.

## *Rüihle in'n bronswaikschen Wasserlanne*

*Von'n Biuerndorp teaun »Luftkurort«*

von Otto Sander

Noch vor 50 Jähren sach et up'r Welt ganz anders iut as huite; teaun Däle better, teaun Däle åwer auk schlechter. Ümme de Jåhrhundertwenne kamm dai graute Ummeswung. Åwer in dån lüttjen, aflegenen Ortschaften då diure dat alles 'n biäten länger.

Seau was dat auk mit dån beschaidenen Wesserdörpe Ruihle in'n Kreise Holzminne, wu dāmåls in dån rund 100 einfachen Huisern kium 800 slichte, flaidige Minschen wuhnen. Et kamm in dāmåliger Taïd noch ganz wunderselten vor, dat 'n Vilozepee od'r går 'n Auto eowern Ruihlschen Barch mit dain vielen Serpentin en nâh Golmeke klabastere. Un seau is dat woll 'ekumen, dat Ruihle länger in'n Dornröschenslåpe 'låigen het, as andere Dörper.

De mehrsten Bewuhners quålen seck moie in d'r Landwörtschaft; blaut ainige Mannsluie güngen jåhriut, jåhrin 'ne Stunne te Feaute nâh Bu'emweder (Bodenwerder) nâ'r Arbeit.

De Länderaïe was un is auk huite noch beswårlich, låit teaun Däle an stickelen Hången, un Minschen un Vaih moßten seck dulle afmarachen.

Weil de Waige noch schlechter würn as dat Land, konnen de Biuern, nåmentlich de Keauhbiuern, mit ührn Messwågen nich up jedet Feld kumen, un de Dünger

wuurd denn in d'r Kaipen oder in'n Sacke up et Land 'esliepet. Seaun Julenspaigel het dârumme dän Spottvers 'emâket:

„In Ruihle draiget se 'n Mess in'n Buile“.

Åwer dat is niu ganz anders 'ewuren, un de Quäleraie het up'ehärt. Dat schlechteste Land is mit Dannen beplantet oder teaur Wisch 'emâket.

Wenn niu de Ruihlschen Biuern auk noch genau Land un Wischen hewwet, wu se naine Hacke- und Mähemaschäinen briuken künnt, seau is de Feldmark landschaftlich doch ümme seau schöner.

De „Rühlsche Schweiz“ is niu doch allgemain bekannt 'ewuren un werd hütigendägs von vielen Naturfrünnen mit Recht bewundert. Un wer Taït het, dai klätert auk woll gern mål up'n Waïnbarch, düssen grauten Multwormhucken dichte baïn Dörpe, wu dai triuen Welfen — von düssen Patrioten gaf et in Ruihle froiher 'ne ganze Masse — ühren Herzog Wilhelm 'ne graut Denkmål esettet hewwet.



Ein schöner Blick auf Rühle

Wenn denn baï Sonnenschäin de Wesser seau schön blenkert, denne kann'n dâ beoben stundenlang sitten un seck eower dat wunderbare „Panorama“ froien. Seau wat Schönes gift 't in'n ganzen Wesserlanne nich teau'n twaiten Måle.

Bekannt was Ruihle auk al froiher wegen dai schönen Kürschen un vor allen wegen dai vielen gladden Zwetschen, dai froiher an den scheiwen Hängen un in allen Biurengårns wossen un spottbillich würen. Ne graute Futterkaïpe vull Hiuszwetschen koste dāmås ganze twai Mark, wenn'n se seck sülmst uplås.

Ebenseau billich würen auk dai jungen Zwetschenbäume, dai froiher massenhaft an'n Ehrbarge un an andern Hängen iut'r Eren kaimen un for 50 Penje dat Stück vorkofft wuren.

Un denn was Ruihle auk noch da dor bekannt, dat dichte baïn Dörpe in d'r Wesser 'n passigen Platz was, wu de Wulle von'n Schåpen teau'r Sommertaït an'n lebennigen Laiwe 'woschen weren konne. Dat wußten alle Biuren, dai 'n grötteren Tropp Schåpe harren. Dat was for gewöhnlich 'ne spaßige Angelegenheit. Doch davon 'n andermal mehr!

Wu suiht et hütigendägs in Ruihle iut?

Wår lange nich dâwest is, kennt düt lütje Wesserdörp nich wier. Ruihle is in aller Stille 'n Kiurort 'ewuren un het 'n ganz ander Gesichte kriägen. Dai „Verkehrs- und Fremdenverein“ is up 'n Strümpen un het et fertig 'ebrocht, dat düsse



jüngerste Kiurort in'n Kreise Holzminne seck saihn låten kann. „Dörp-verschönerunge“! seau wuurd aines geoen Dåges bekannt 'emåket, un jeder hulp mie. De Huiser wur'n dor'ebuiet od'r kriågen 'ne schöne Veranda. De Målers kaimen un pinseln ümme de Wedde, un alle Huiser kraigen 'ne naie Schörten. De Mischen un Ållöcker sind von d'r Bildfläche verschwunnen. De Stråten sind blitzeblank, un man kann'r von Enne bet te Wenne uppe danzen. 200 bet 300 Kiurgåste sind dån ganzen lesten Sommer dor dagdåglich billich un geaut in düssen naïen smucken Wesserkurorte underebrocht. Allen het et bannich gefallen, un alle willt in düssen Jåhre wierkumen.

An'n Wa in b a r g e, wu froiher all Wa in anebuiet is, sind de besten Sorten von'n Rhein aneplantet un se sind alle geaut annewossen.

Niu werd et woll nich mehr lange diuern, denn giffet et up'n iersten W i n z e r - f e s t e i n R u i h l e auk den ersten Wesserwa in. Då froie eck meck huite all up, denn eck möchte auk geern daba i sa in!

## AUS DER HEIMATPFLEGE

### Der 70jährige

### Dr. Ludwig Lüders, Fallersleben

Am 1. Juni 1957 konnte in voller geistiger und körperlicher Frische der auch im Lande Braunschweig bekannte Tierarzt Dr. Ludwig L ü d e r s in Fallersleben seinen 70. Geburtstag begehen. Der 1887 in der Stadt Braunschweig geborene Jubilar hat neben seiner umfangreichen Praxis sich seit Jahrzehnten an maßgebender Stelle dem Natur- und Heimatschutz gewidmet. Wir gedenken dieses verdienten Mannes um so lieber, weil er auch im Rahmen unseres Vereins tätig geworden ist. Er hat nicht nur wichtige Aufsätze in der Braunschweigischen Heimat veröffentlicht, sondern uns auch wertvolle Vorträge — meistens unterstützt durch Lichtbilder — gehalten.



Lüders hat mit seinem älteren Bruder Wilhelm <sup>1)</sup> das hiesige Wilhelm-Gymnasium besucht. Wichtige heimatkundliche Anregungen empfing er hier von seinen Lehrern Otto Schütte und Gustav Hassebrauck. Nach der Schulzeit studierte er ab 1907 in Gießen und Hannover Veterinärmedizin. Nach Ablegung der Fachprüfung (1911) promovierte er hier magna cum laude auf Grund der Dissertation



„Die embryonale Entwicklung des Milchgebisses beim Pferde“<sup>2)</sup>). Anschließend war er Assistent am Physiologischen Institute in München. In der gleichen Stadt genügte er auch seiner Militärpflicht beim bayr. 1. Feldart.-Regt. „Prinz Regent Luitpold“.

Am 1. Oktober 1913 konnte er eine Praxis als Tierarzt in Fallersleben eröffnen, der er sich bis heute mit großem Erfolge widmet. Seine Berufstätigkeit wurde durch die mit hohen Auszeichnungen anerkannte Teilnahme des Jubilars an beiden Weltkriegen unterbrochen.

Schon früh fand Lüders den Weg zu dem erst im Entstehen begriffenen Natur- und Heimatschutz. Als einziger deutscher Tierarzt versieht er seit dem Inkrafttreten des Reichsnaturschutzgesetzes (1935) bis heute das oft schwierige und mühevollen Amt eines „Kreisbeauftragten für Naturschutz und Landschaftspflege“ im Kreise Gifhorn. In dieser Eigenschaft konnte er u. a. bisher durchsetzen, daß drei Naturschutzgebiete und über 20 000 ha große Landschaftsschutzgebiete geschaffen wurden. Daneben konnte er über 500 Naturdenkmale schützen. Weiter hat er sich jahrzehntelang an der wissenschaftlichen Vogelberingung, besonders der Störche, beteiligt und die jährlichen Bestandsaufnahmen in den Landkreisen Gifhorn und Helmstedt angefertigt. Zahlreiche Rückmeldungen haben den Wert der Bemühungen erkennen lassen.

Die von ihm geleistete Tätigkeit wurde am 31. 1. 1954 durch die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes anerkannt.

Neben den praktischen Arbeiten widmete sich der Jubilar einer umfangreichen schriftstellerischen Tätigkeit. In zahlreichen Aufsätzen heimatkundlicher, naturschützerischer, veterinärhistorischer, familiengeschichtlicher und ornithologischer Art hat er sich in Fachzeitschriften und in der Tagespresse auf den jeweiligen Gebieten geäußert<sup>3)</sup>.

Die dem Jubilar anlässlich seines 70. Geburtstages zugegangenen Ehrungen und Glückwünsche haben die Bedeutung des Mannes erneut herausgestellt. Möge es ihm vergönnt sein, noch viele Jahre erfolgreich zu wirken!

#### Anmerkungen:

<sup>1)</sup> Der spätere Studienrat Dr. phil. Wilhelm Lüders (geb. in Braunschweig 1883, gest. in Bad Harzburg 1939). Er war Historiker, Germanist und Altphilologe. Durch treffliche Veröffentlichungen u. a. über die Liudolfinger, die Diözesangrenzen zwischen Hildesheim und Halberstadt, die Harzburg, Werla und Harliburg hat er einen wohlbegründeten Ruf als „Harzhistoriker“ erworben. Summarisch darf auf die Aufsätze bes. in der Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde, Br. Magazin und Br. Heimat verwiesen werden.

<sup>2)</sup> Eine fachliche Würdigung des Jubilars findet sich anlässlich seines 65. Geburtstages in der „Tierärztlichen Umschau“ vom Juli 1952 S. 251 f.

<sup>3)</sup> Wegen Raummangels muß auf die Zusammenstellung Bezug genommen werden, die der Verfasser in den „Beiträgen zur Naturkunde Niedersachsens“ 2/1957 geboten hat.

Heinz Mollenhauer

#### Berichtigung.

In Heft 1/1957 unserer Zeitschrift ist auf S. 3 der Name des Verfassers infolge eines übersehenen Druckfehlers falsch wiedergegeben. Der verdienstvolle Oberharzger Geschichtsforscher und Oberstudienrat am Clausthaler Robert-Koch-Gymnasium heißt Herbert L o m m a t z s c h.

# Wasserwirtschaftliche Generalplanung im Schuntergebiet

## Betrachtungen eines Kreisbeauftragten für Naturschutz und Landschaftspflege über eine geplante Flußregulierung

von Ludwig Lüders

Über die Schunter <sup>1)</sup> — ihren 60,5 km langen Lauf, die Verlagerung, Versandung und Verschlammung des Flußbettes, Flößerei und Schifffahrt im 18. Jahrhundert — sind im braunschweiger Schrifttum der letzten Jahre verschiedene aufschlußreiche Aufsätze <sup>2)</sup> veröffentlicht worden. Doch auch von anderer Seite hat man sich mit der Schunter schon oft und eingehend beschäftigen müssen; einerseits waren es die Anlieger und andererseits die Behörden der Landkreise Helmstedt und Braunschweig, des Stadtkreises Braunschweig und des Landkreises Gifhorn. Auf diese vier Kreise <sup>3)</sup> erstreckt sich das 610 qkm große Niederschlagsgebiet der Schunter und ihrer beiderseitigen Zuflüsse. Von links kommen aus dem Elm Schierpke-Bach, Lutter, Puritz-Graben, Scheppau, Sandbach und Wabe mit Mittelriede, und aus der Gegend nördlich von Schandelah der Teichgraben. Rechte Zuflüsse sind die Laag-Schunter vom Elm und Lange Welle, Brunsol-Graben, Uhrau, Neindorfer Riede, Barnstorfer und Heiligendorfer Graben und die Hagenriede, die alle entweder dem Lappwald oder den bewaldeten nördlichen Hügelketten entspringen.

Alljährlich leiden die Talauen des gesamten mittleren und unteren Schuntergebietes mehrfach unter kürzeren oder längeren Überschwemmungen, die aus verschiedenen Mißständen herbeigeführt werden und trotz häufiger Bemühungen von Seiten der Behörden und der Anlieger noch immer nicht völlig beseitigt werden konnten.

1. Mit Ausnahme nur kleiner Strecken verläuft die Schunter nicht in der Talsohle. Um die nötige Fallhöhe für die zahlreichen Wassermühlen <sup>4)</sup> zu bekommen, wurde die Schunter an den Hang verlegt <sup>5)</sup> und hierdurch das natürliche Gefälle durch die vielen Staue unterbrochen und stark verringert und damit die Flußgeschwindigkeit herabgesetzt. Aus diesem Grunde hätte bei der Verlegung gleichzeitig eine sinnvolle Talentwässerung in das jeweilige Unterwasser vorgenommen werden müssen.

2. Der Hochwasserabfluß ist bei Festsetzung der Stauzeile niemals genügend beachtet worden.

3. Die Räumungsmaßnahmen, zu denen auf braunschweiger Seite die Gemeinden und auf hannoverscher Seite die Anlieger verpflichtet waren, sind stets nur sehr oberflächlich ausgeführt worden.

4. Die Verwallungen oberhalb der Freischleusen für Hochwasser waren nicht hoch aufgeworfen.

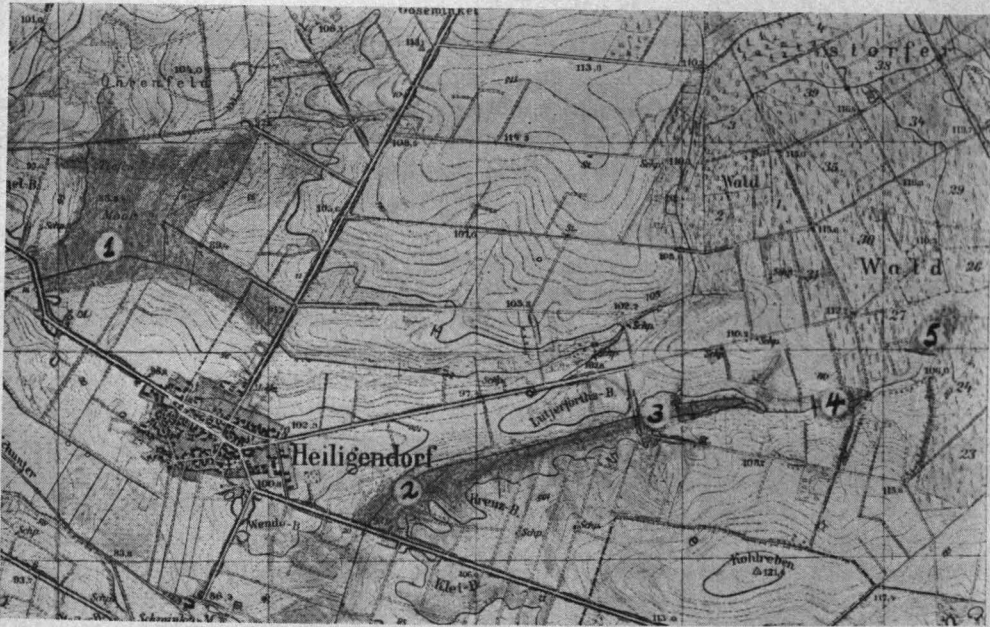
5. Im Unterlauf, an der Mündung bei Walle, der alten Scheverlingenburg <sup>6)</sup>, machte sich bei Hochwasser der Rückstau der Oker immer stark bemerkbar, vor allem wenn die Hochwasserwellen der Oker, die im allgemeinen drei Tage später anlaufen, und der Schunter zusammenstoßen.



Der Ausschnitt des Blattes Fallersleben des Neudrucks der Topographischen Landesaufnahme des Churfürstentums Hannover aus dem Jahre 1781 zeigt in der Feldmark von Heiligendorf 5 Auffang- und Stauteiche. Sie sind 50 Jahre später der Rationalisierung zum Opfer gefallen.

In der Folgezeit rächten sich aber auch die Maßnahmen, die vor etwa 120 Jahren vorgenommen wurden, indem man den eindringlichen Forderungen der umwohnenden Landwirte und Viehbesitzer nach weiterem Wiesen- und Weideland gedankenlos nachkam. Die zahlreichen, im fiskalischen Besitz befindlichen Fisch- und Mühlenteiche, die an zahlreichen Bachläufen durch Aufschüttung von Dämmen angelegt und mehrere Jahrhunderte hindurch zur Fischzucht<sup>7)</sup> genutzt waren, wurden durch Durchstechen der Dämme trocken gelegt und in Wiesen und Weiden umgelegt. Die durchführenden, nunmehr auch vertieften Bachläufe leiteten nun nach längeren und ergiebigen Regenfällen zu allen Jahreszeiten das Wasser, das in den Teichen früher gestaut und zurückgehalten werden konnte, auf schnellstem Wege und ungehindert zur Schunter. Aus den vorhin angeführten Gründen stauen sich nun die Wassermassen und überschwemmen die Talaue. Bei länger anhaltenden Überschwemmungen verrottet das Futter und wird damit untauglich und der Boden wird sauer.

Das beste Anschauungsbild zwischen einst und jetzt vermittelt uns ein Blick einerseits auf ältere Karten — Topographische Landesaufnahme des Churfürstentums Hannover 1764—1788 und Karte des Kgl. Prem.-Lieutnants im Hann. Ingenieur-Corps A. Papen aus dem Jahre 1842 — und andererseits Meßischblätter (Karte 1 und 2).



Ausschnitt aus dem Meßtischblatt Heiligendorf (Nr. 3630). Heute müssen die Teiche wieder angelegt und die Erfahrungen der Altvorderen mit schweren Opfern neu erkaufte werden.

Allein in der Feldmark von Heiligendorf<sup>8)</sup>, Landkreis Gifhorn, gab es in früheren Jahrhunderten fünf Teiche, die sich heutigen Tages als Wiese in einem schlechten Kulturstande befinden und stark unter Staunässe leiden:

1. Alter Teich	= 100 Morgen	85.9 QuR	= 180 000 cbm	Stauraum
2. Neuer Teich	= 28	" 82.8	" = 52 000	" "
3. Friesel-Teich	= 12	" 51.4	" = 25 000	" "
4. Lütjer-Teich	= 18	" 106.9	" = 32 000	" "
5. Ellern-Teich	= 19	" 8.0	"	"

Verschiedentlich war man in den letzten Jahrzehnten bestrebt, die völlig unzulänglichen Vorflut- und Entwässerungsverhältnisse im gesamten Schuntergebiet zu beseitigen, aber stets scheiterte man daran, daß zwei verschiedene Staaten, Hannover und Braunschweig, daran beteiligt waren. Endlich faßte man auf der am 25. August 1952 durchgeführten Bereisung der Schunter, an der Vertreter des Reg.-Bezirks Lüneburg, des Verwaltungsbezirks Braunschweig, der Landkreise Helmstedt, Braunschweig und Gifhorn, der Wasserwirtschaftsämter Braunschweig und Celle und die Verbandsvorsteher des Ober- und Unterschunter-Verbandes teilnahmen, den einmütigen Entschluß, durch das Wasserwirtschaftsamt Braunschweig eine „Wasserwirtschaftliche Generalplanung im Schuntergebiet“ aufstellen zu lassen. Der „Wasserwirtschaftliche Generalplan“ wurde am 31. März 1955 fertiggestellt und mit dem Erläuterungsbericht, eine ganz hervorragende Leistung der damit Beauftragten, allen beteiligten Stellen zugeleitet.

Da mir für meine Betrachtungen nur beschränkter Raum zur Verfügung gestellt ist, kann ich leider auf den Gesamthalt der sehr ausführlichen Erläuterungen und die geplanten Maßnahmen für eine Schunterregulierung nicht eingehen.

Wir alle wissen ja aus eigener jahrzehntelanger Erfahrung, daß das gesamte Schuntergebiet, Talaue und bewaldete Randhöhen, ein einmaliges und umfangreiches Erholungsgebiet für die Einwohnerschaft der Großstadt Braunschweig ist, zumal es sehr leicht auf den verschiedensten Wegen zu erreichen ist. Ich kann mir wohl denken, daß mancher Heimat- und Naturfreund, der zum ersten Male von den Maßnahmen zur Regulierung des Schunterlaufes hört, über die zu treffenden Maßnahmen und geplanten Veränderungen im Landschaftsbild des Schuntertales und seiner Zuflüsse entsetzt sein könnte. Die vielen Mäanderschleifen würden bei Ziehung des neuen Flußbettes verschwinden oder als Altarme bestehen bleiben. Manche Baumgruppe wird der Axt zum Opfer fallen müssen, da nur eine einseitige Bepflanzung des Ufers vorgesehen ist; die andere Uferseite muß frei bleiben, damit der von Zeit zu Zeit einzusetzende Bagger etwaige Anschwemmungen und Ablagerungen von Schlamm und Sand ungehindert beseitigen kann<sup>9)</sup>. Die Zeiten, wo derartige Arbeiten mit Schaufel und Karren vorgenommen wurden, sind endgültig vorüber.

Der § 20 des Reichsnaturschutzgesetzes (RNSG) vom 26. Juni 1935, der die Beteiligung der Naturschutzbehörden behandelt, lautet: „Alle Reichs-, Staats- und Kommunalbehörden sind verpflichtet, vor Genehmigung von Maßnahmen oder Planungen, die zu wesentlichen Veränderungen der freien Landschaft führen können, die zuständigen Naturschutzbehörden rechtzeitig zu beteiligen.“ Und der § 14 Abs. 1 der zum RNSG erlassenen Durchführungsverordnung vom 31. Oktober 1935 betont nochmals ausdrücklich: „Die im Gesetz vorgeschriebene Beteiligung der Naturschutzbehörden hat stets so rechtzeitig zu geschehen, daß den Belangen des Naturschutzes Rechnung getragen werden kann.“

Wenn es heutigen Tages, 21 Jahre nach Verkündung des RNSG, immer noch Kreisbeauftragte für Naturschutz und Landschaftspflege gibt, die sich beklagen, niemals oder nur selten von Planungen Kenntnis zu erhalten oder gänzlich übergangen zu werden, sind diese m. E. selbst daran schuld. Sie haben das ihnen vom Staate übertragene Ehrenamt niemals richtig aufgefaßt.

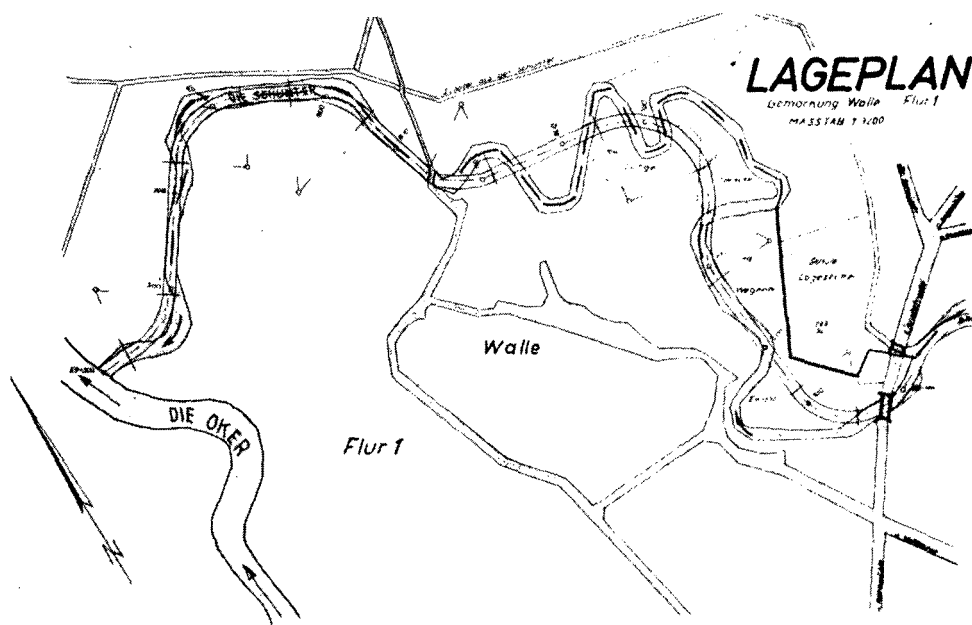
Ich selbst kann in der Beziehung über den Landkreis Gifhorn als Untere Naturschutzbehörde keinerlei Klage führen. Sämtliche Planungen und Maßnahmen, die zu einer wesentlichen Veränderung in der freien Landschaft hätten führen können, sind und werden mir stets zur Kenntnis- und Stellungnahme zugeleitet. Es ist für einen Naturschutzbeauftragten sehr reizvoll und vielfach auch befriedigend, an Planungen und Maßnahmen der verschiedensten Art mitzuarbeiten, und eröffnet eine Fülle neuer Betätigungsmöglichkeiten in der Landschaftspflege. Leider sind oft genug die Organe des Naturschutzes und der Landschaftspflege entweder überhaupt nicht gehört oder erst zu einem Zeitpunkt verständigt worden, wo Änderungen eines Planes nicht mehr möglich waren. Sehr viel wertvolles Heimatgut ist auf diese Weise ohne Grund, durch Nichtbeachtung des § 20 des RNSG von Seiten verschiedener Behörden und Stellen für immer vernichtet worden.

So wurde mir als dem zuständigen Kreisbeauftragten für Naturschutz und Landschaftspflege im Herbst 1955 vom Landkreis Gifhorn als Unterer Naturschutzbehörde die „Wasserwirtschaftliche Generalplanung im Schuntergebiet“ zur Kenntnis- und Stellungnahme übersandt<sup>10)</sup>. Nach Bearbeitung des Erläuterungs-

berichtes und der beigelegten Übersichtskarten kamen für mich im Schuntertal zwei Stellen in Betracht, wo ich ein „Für oder Wider“ zu begutachten hatte.

1. Die Rückhaltebecken der Stufe I im sogenannten Hasenwinkel. Hier kann ich nur begrüßen, wenn der alte Zustand, wie er vor 120 Jahren herrschte, wiederhergestellt wird und die früheren Teiche an der Uhrau und am Neindorfer, Barnstorfer und Heiligendorfer Graben wieder gespannt werden. Einmal würde das Landschaftsbild durch Schaffung von Wasserflächen wieder belebt und in ganz hervorragender Weise gewinnen, andererseits die Vogelwelt durch den Zuzug von Wasservögeln sehr bereichert werden.

2. Die Ausbaustrecke von Frickenmühle bei Harxbüttel bis zur Mündung bei Walle. Diese Strecke verläuft im Gebiet des Landkreises Gifhorn und würde durch die Begradigung um 1275 m verkürzt werden. Mit der Führung des neuen Flußbettes von der Kreisgrenze bis zu dem Wehr an der Landstraße Walle—Lagesbüttel war ich einverstanden, dagegen nicht von hier bis zur Mündung in die Oker. Das Landschaftsbild in der Talaue würde einmal durch die starke Verkürzung des bisherigen Flußbettes und andererseits durch einen Durchstich durch einen mit starken Eichen bestandenen Vorsprung am Hang des früheren Burgplatzes zu sehr in Mitleidenschaft gezogen; an der Böschung und dem vorhandenen Baumbestande dürfte nichts verändert werden. Deshalb erhob ich Einspruch, und zu meiner Freude und Genugtuung gesellten sich einige Anlieger hinzu; darunter auch der Besitzer des oben erwähnten Hangvorsprunges, der seinen schönen Eichenbestand nicht vernichten lassen und die gewonnenen Erdmassen nicht zur Ausfüllung der abgeschnittenen Flußarme hergeben wollte. (Karte 3.)



Vorschlag des Wasserwirtschaftsamtes Braunschweig. Im Interesse des Landschaftsbildes muß der neue Schunterlauf zwischen Punkt 300 u. 600 etwas mehr nach Nordosten im alten Schunterbett gezogen werden.



Aus diesem Grunde setzte der Herr Regierungspräsident in Lüneburg für den 16. Januar 1956 in Walle einen Ortstermin mit Ortsbesichtigung unter Zuziehung der beteiligten Stellen — Landkreis Gifhorn, Wasserwirtschaftsämler Braunschweig und Celle, Landbauaußenstelle, Unterschunterverband und Anlieger — an.

Nach einer sehr sachlichen Aussprache wurde beschlossen, daß der neue, geplante Schunterlauf um Walle herum den Einsprüchen entsprechend abgeändert und der Ausbau der Schunterstrecke im Gebiet des Landkreises Gifhorn solange ausgesetzt wird, bis die Wassermengen, die die Oker nach Fertigstellung der Okertalsperre jährlich abgibt, genauestens festgestellt und beigebracht sind. Wenn nämlich für die Oker kein Hochwasser mehr zu befürchten ist, kann auch die Schunter ungehindert ohne Rückstau abfließen.

Mit diesem, wenn auch nur vorläufigen Ergebnis, bin ich voll und ganz zufrieden; andererseits freue ich mich schon darauf, an der weiteren Entwicklung der Schunterregulierung mitarbeiten zu können, um die Belange der Landschaftspflege in dem mir anvertrauten Landkreis Gifhorn nach bestem Können zu bewahren. Immer wieder — und leider nicht immer mit Unrecht — wird der Vorwurf erhoben, daß zahlreiche, in früheren Jahrzehnten vorgenommene Flußregulierungen die Landschaft für alle Zeiten verschandelt, eine unerwünschte Senkung des Grundwasserspiegels verursacht und die weitere Umgebung in unfruchtbare Steppe verwandelt haben. Das alles kann vermieden werden, wenn alle beteiligten Stellen in verständnisvoller Weise Hand in Hand arbeiten, um Natur und Technik zu einer Harmonie zu bringen.

Wir müssen endlich einmal mit der Ansicht — leider finden wir sie oft auch bei den sogenannten gebildeten Kreisen — aufräumen, daß die vom Staate berufenen Naturschutzbeauftragten mümmelhafte Greise sind, die ihre Mußstunden dazu benutzen, alte und krumme Bäume, seltene Blümchen, Tümpel u. a. m. unter Schutz zu stellen, also zu konservieren, sondern es ist Aufgabe des neuzeitlichen Naturschutzes und der neuzeitlichen Landschaftspflege, vom passiven Festhalten zur aktiven Tat überzugehen, also zu gestalten. Alle Naturschutzbeauftragten, Landes-, Bezirks- und Kreisbeauftragten müssen immer wieder ihre warnende Stimme erheben, mit den Kräften der Natur hauszuhalten, in ihre ewige Gesetzmäßigkeit sich einzufühlen, Achtung vor den Menschen und Ehrfurcht vor Gott und seiner Schöpfung zu haben. Immer wieder müssen sie ihre warnende Stimme erheben, müssen vermitteln und für jede Inanspruchnahme der Natur brauchbare Vorschläge machen.

#### Anmerkungen:

- 1) U. B. Hochst. Halb. I. 58 = M. G. D. O. III. 243 (Or. Berlin) — 20. Apr. 997:  
... aqua quae dicitur Schuntera ex sui fontis origine usque ad villam Ossendorp, ...
- 2) a) O. Hahne: „Die Schifffahrt auf der Schunter von Glentorf bis Braunschweig 1756—1783“ — Br. Heim. 38. Jahrg. 1952 S. 78.  
b) Th. Müller: „Die Schunter und das Schuntertal im 16. u. 18. Jahrhundert“ — Br. Heim. 41. Jahrg. 1955 S. 50.  
c) Th. Müller: „Die Kultivierung der Moore im Schuntergebiet zwischen Helmstedt und Königslutter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts“ — Br. Heim. 41. Jahrg. 1955 S. 107.  
d) O. Hahne: „Der Lehrer Teich“ — Br. Heim. 41. Jahrg. 1955 S. 83.  
e) Th. Müller: „Die „Alte Wik“ bei Campen?“ — Br. Jahrb. Bd. 34. 1953 S. 145.  
f) Urselmarie Jacobs: „Ein alter Wik bei Campen?“ — Br. Jahrb. Bd. 35. 1954 S. 150.



- g) Th. Müller: „Ein alter Handelsplatz an der Schunter?“ — Br. Jahrb. Bd. 35. 1954 S. 153.
- h) Th. Müller: „Schiffahrt und Flößerei auf der Schunter im 18. Jahrhundert“ — Qu. u. Forsch. z. Braunschw. Geschichte. Bd. 15. 1954 S. 135.
- 9) Wasserwirtschaftsamt Braunschweig: „Wasserwirtschaftliche Generalplanung im Schuntergebiet“ Teil 1: Übersichtskarten, Erläuterungsbericht, Kostenanschläge usw. vom 31. 3. 1955.
- Wenn es in dem Erläuterungsbericht auf S. 14 heißt: „Der größte Teil des Schuntergebietes, soweit sie (die Schunter) in den Kreisen Helmstedt und Braunschweig verläuft, hat von jeher zum Lande Braunschweig gehört. Nur im Unterlauf an der Mündung und im Oberschuntergebiet zwischen Beienrode und Flechtorf verläuft die Schunter überwiegend im Kreise Gifhorn, Reg.-Bez. Lüneburg“, hat der Verfasser übersehen, daß das früher Fürstl. Lüneburgische Amt Campen erst durch den Vertrag von Ohof vom 17. Jan. 1706 an das Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel abgetreten ist. Bis dahin gehörten zum Amte Campen: Flechtorf, Beienrode, Glentorf, Boimstorf, Rothenkamp, Rieseberg, Scheppau, Lehre, Essehof, Wendhausen, Dibbestorf und Hondelage; ausgenommen war Gr. Brunsrode, das eigene Gerichtsbarkeit hatte.
- 1) Mühlen mit noch vorhandenen Stauanlagen an der Schunter:
1. Rábke — Obermühle, 2. Rábke — Niedermühle, 3. Rábke — Senfmühle, 4. Süpplingenburg, 5. Beienrode (Kr. Gifhorn), 6. Ochsendorf — s. Heinz-Bruno Krieger: „Das Müllergeschlecht Steinmann. Ein Beitrag zur Genealogie und Mühlengeschichte des Hasenwinkels.“ Kreiskalender für Gifhorn-Isenhagen Jahrg. 1956, 7. Glentorf, 8. Heiligendorf — Schwinkermühle — U. B. v. Campe II. 599: „1317 . . . superiori molendino in maiori Heylegendorpe . . .“, 9. Hattorf — 1463: „ . . . ut der uolen . . .“, 10. Flechtorf, 11. Lehre, 12. Wendhausen, 13. Bienrode, 14. Wendenmühle, 15. Frickenmühle — ist allein von dem Dorfe Ellardesheim (Eilardebutle) übrig geblieben. — Grenzbeschreibung der Diözese Hildesheim (1007): „ . . . deinde in Wetan Spekkian, in flumen quod dicitur Scuntera“.
- 5) Amts-Contract-Buch Fallersleben Jahrg. 1717: „ . . . Wiesen über der alten Schunter“.
- 6) a) C. Brandt: „Schwülper“ — Hildesheim 1912.  
b) Die Kunstdenkmäler der Prov. Hannover — III. 4 Kreis Gifhorn. — 1931.
- 7) U. B. v. Campe II. Nr. 638: „1332 . . . Die Herzöge Otto und Wilhelm verleihen Jordan von Campe einen Fischteich in Heiligendorf“.
- 8) Ludwig Lüders: „Die Bach-, Flur-, Forst- u. Wegenamen des Amtsgerichtsbezirkes Fallersleben“. II. 1. Heiligendorf. — „Unsere Heimat“ 30. X. 1938.
- 9) Nach den neuesten Erfahrungen kann auch eine beiderseitige Uferbepflanzung vorgenommen werden, indem der Bagger auf Pontons gesetzt wird und nun im Flußbett entlang arbeitet.
- 10) Ob die Landkreise Helmstedt und Braunschweig und der Stadtkreis Braunschweig als Untere Naturschutzbehörden ihre Kreisbeauftragten für Naturschutz und Landschaftspflege in der gleichen Weise beteiligt haben, entzieht sich meiner Kenntnis.

## *Die denkmalspflegerische Ausgestaltung der St. Leonhardskapelle in Braunschweig*

von Wolf-Dietrich v. Kurnatowski

Im Juli 1954 wurde von Bezirkskonservator Dr. Seeleke eine sorgfältige Untersuchung der bis dahin trotz des ständig abbröckelnden Putzes und der großen Risse unberührt gebliebenen Deckengewölbe der im 12. Jahrhundert erbauten St.-Leonhardskapelle eingeleitet. Die Vermutung, daß dort alte Maleereien zu finden seien, bestätigte sich. In monatelanger Arbeit konnten im ständigen Zusammenwirken des Restaurators Herzog mit dem Maler Eichhorn und dem Maurer Jakob die Malereien freigelegt werden. Im Chorraum wurden sieben Putzschichten millimeterweise vorsichtig abgehoben. Dadurch kamen farbenfreudige Ornamente in Gelb, Grün, Rot und Oliv (Blau ist nicht verwendet)

zum Vorschein, die unmittelbar auf dem alten Mauerwerk liegen und aus der Zeit der Entstehung der Kapelle, also dem 12. Jahrhundert, stammen. Die gegenständliche Malerei, die in den farbigen, ungleichmäßig angebrachten Kreisen enthalten war, ist nur noch andeutungsweise erkennbar. Auf dem Sandstein des Jochbogens der Apsis, der ebenso wie die ihn tragenden, in ihrer schlichten Form schönen Doppelsäulen vom Putz befreit wurde, trat recht deutlich die Gestalt eines segnenden Abtes mit Heiligenschein hervor. Vermutlich handelt es sich um den heiligen Leonhard<sup>2)</sup>. Die Gestalt blickt in den Raum. Im inneren Rund des Gurtbogens zwischen Chor und Schiff waren farbige abwechselnd rot und grün gehaltene, je von einer Herzform umschlossene bourbonische Lilien aufgemalt und gut erkennbar. Die von den Seiten aufsteigenden Herzen stoßen in der Scheitelhöhe nicht zusammen. Die Lücke zwischen den beiden letzten Spitzen wird durch ein Kreuz im Kreis (Weihekreuz?) ausgefüllt. Im Schiff lag die freigelegte Malerei unter



Freigelegte Malerei: Rundbogen u. Chor, 12. Jahrh.; Deckengewölbe im Schiff, 17. Jahrh. Aufn. Rieger

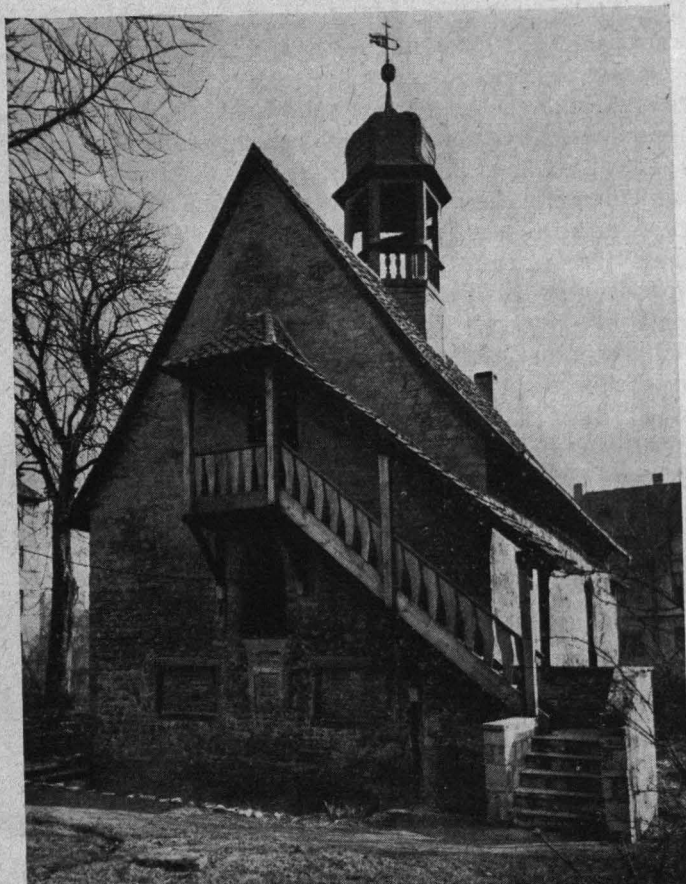
nicht so vielen Putzschichten wie im Chor unmittelbar auf einem Mauerwerk, das vermutlich erst bei den Erneuerungsarbeiten im Jahre 1679 hergestellt worden ist. Es ist anzunehmen, daß die Belagerung des Jahres 1615, nach der die Kirche nicht mehr benutzbar war, spätestens aber die Belagerung des Jahres 1671, das Deckengewölbe im zweijochigen Schiff zerstört hat. Erhalten geblieben ist jedenfalls nur die Malerei des ausgehenden 17. Jahrhunderts in den hervortretenden Farben Grün und Violett mit Rosen nach Art der Lutherrose, pausbäckigen Engeln mit Pfeil und Bogen, mit Bändern und Früchten, mit gemalten Kordeln an geschwungenen Schnüren und mit dem großen Rundbild des Jüngsten Gerichtes.

Die Freilegung der alten Malereien konnte dank einem vom Kloster- und Studienfonds zur Verfügung gestellten Zuschuß durchgeführt werden. Die Gemeinde hatte allerdings, weil der Zuschuß nicht ausreichte, für die Deckenmalerei über der Empore und für das Ausmalen der Wände und der Apsis, die nicht abgeklopft wurde, aufzukommen. Auch waren von der Gemeinde die Kosten der neuen Glasfenster zu tragen, die Glasermeister Walter Bucher in die drei Rundbogenfenster der Apsis einsetzte. Die bis dahin vorhandenen, erst 1947 entstandenen Glasfenster paßten farblich nicht mehr in den durch die freigelegten Deckenmalereien veränderten Innenraum. Die Entwürfe und die Auswahl der Gläser besorgten Bezirkskonservator Dr. Seeleke und Restaurator Herzig. Das mittlere Fenster, in dem ein altgoldenes Kreuz mit Sonnenkreis von violetten Farbtönen umgeben ist, blieb von nun an offen, weil das Licht nur gedämpft hindurchfließt und das Altargeschehen nicht beeinträchtigt.

Im Jahre 1954 konnte endlich auch eine Orgel beschafft werden, die sich günstig in den akustisch außerordentlich gut gelungenen Raum einfügt. Das Braunschweigische Landesmuseum für Geschichte und Volkstum überließ für die St.-Leonhardkapelle leihweise die von Ibe Peter Iben, einem Holländer, in Emden 1805 in Barockform und Barockklang gebaute Hausorgel (Positiv) zum Gebrauch bei Gottesdiensten und Kirchenmusiken. Die Gemeinde übernahm die Kosten der notwendigen Instandsetzung und der ständigen Pflege durch den Orgelbauer Otto Dutkowski sowie die Kosten des Transports und der Aufstellung auf der südlichen Hälfte der Empore und die Kosten der Intonation.

Weitere wesentliche Veränderungen erfolgten im Einvernehmen mit dem Amt für Denkmalpflege und allen beteiligten Behörden, als die Gemeinde im Sommer 1955 daran ging, den Raum in dem hohen Dachgebälk über dem Chor als Jugendheim für die Jugendgruppe der Christengemeinschaft auszubauen. Dabei waren kostspielige Vorarbeiten zu leisten. Es mußte am Westgiebel eine Außenaufgangstreppe angebaut werden, an die wegen des Denkmalswertes des alten Gebäudes besondere Anforderungen zu stellen waren. Die Gunst des Augenblickes brachte es mit sich, daß gerade ein Schüler der Meisterklasse des Gewerbeoberlehrers Ristig der Werkkunstschule Braunschweig eine Treppe als Meisterstück bauen sollte. Nur so war es möglich, daß mit den geringen zur Verfügung stehenden Mitteln dieser Aufgabe eine so große Sorgfalt und Liebe entgegengebracht werden konnte, wie es durch den nunmehrigen Tischlermeister Herbert Kaune und den Gewerbeoberlehrer Walter Ristig geschehen ist. Die Treppe ist aus massivem Eichenholz. Sie ist von dem Meisterschüler in der Werkstatt des Tischlermeisters Amandus Lüscher in Zweidorf nach den Entwürfen des cand. arch. Johannes Mochner, eines Angehörigen des Jugendkreises der Christengemeinschaft, und des Architekten Rudolf Vollmann gefertigt und unter Mitwirkung des Maurers Walter Rutkowski, des Dachdeckermeisters Fritz Rutkowski sowie des Schlossermeisters Max Wagner aufgestellt worden. Die Jugendlichen der Jugendgruppe leisteten im allgemeinen Hilfsdienste bei dem Heranschaffen und Behauen der Kalksteine für das erhöhte Treppenfundament, während der jugendliche Ingenieur Peter Wendling durch einen besonderen persönlichen Einsatz den Fortgang der Arbeiten wesentlich förderte.



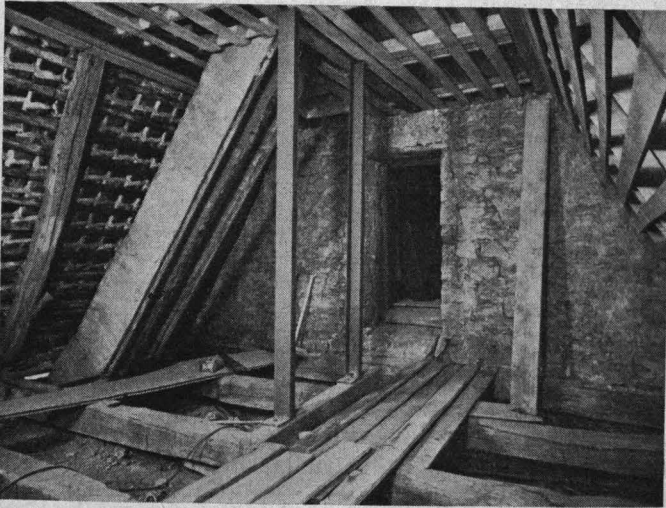


Der neue Aufgang z. Dachboden (Jugendraum) der St. Leonhardkapelle  
Aufn. Hoppe

Der Zugang über den Hauptboden war nach den Weisungen des städtischen Bauordnungsamtes feuersicher anzulegen. Die Eingangstür zum Hauptboden ist eine alte Eichentür, die sich 1946, bei der Übernahme der Kapelle, in der nördlichen Türöffnung befand und 1947 durch eine andere Tür ersetzt wurde. Der Jugendraum selber ist werkgerecht mit Heraklithplatten auf Holzrosten ausgeschlagen, verputzt und gediegt und hat einen kleinen Ofen, der an den sich durch den Raum ziehenden Schornstein der Kapelle angeschlossen werden konnte. Eine Dachgaube im Süden läßt genügend Licht einfallen. Die Gaube ist genau an der Stelle eingebaut worden, an der sich dort bis zur Zerstörung des

Daches im letzten Kriege ein Ausbau befand. Nur die Ausmaße sind im Interesse der besseren Beleuchtung etwas größer. Von außen fügt sich die Dachgaube gut in das Gesamtbild ein. Auch an diesen Arbeiten waren einige Jugendliche helfend beteiligt. Die Hauptarbeiten wurden von dem jungen Tischlermeister Heinrich Wilkening und dem jungen Tischler Reinhard Grutke sowie von dem Elektroinstallateurmeister Horst Vollrath ausgeführt. Ein Einbauschrank mit Schiebetüren und schmiedeeiserne Lampen für die Außenaufgangstreppe wurden ebenfalls durch die schon genannten Handwerker gefertigt. Klappstühle und Tische, Modell „Braunschweig“, konnten dank einer Spende des Rates der Stadt Braunschweig von der Mitteldeutschen Stuhlfabrik in Königsutter beschafft werden.

Die Gesamtkosten dieses Bauvorhabens, die Einrichtung mitgerechnet, belaufen sich auf rund 7500 DM. Dank\* der Fürsprache des Landesjugendpflegers Reinoski und des Stadtjugendpflegers Ohst halfen der Bundesjugendplan mit 2800 DM und der Rat der Stadt Braunschweig mit 1500 DM. Das Sozialwerk



Das Dachgeschoß über dem Chor vor dem Ausbau.

Aufn. Reuß



Der neue Jugendraum im Dachgeschoß über dem Chor. Aufn. Reuß

der Christengemeinschaft in Hamburg gab einen Zuschuß von 1000 DM. Für den Rest von etwas über 2000 DM sind die Gemeinde und die Jugendlichen selber eingetreten. Die Bausumme ist angesichts der tatsächlichen Leistungen gering. Die Arbeiten waren nur durchführbar, weil alle beteiligten Handwerker das Beste gaben, was ihnen zu geben möglich war, und in ihren Forderungen bescheiden blieben.

Insgesamt hat die Gemeinde, unter Einrechnung der soeben erwähnten Zuschüsse, für die Wiederherstellung und Ausgestaltung der St.-Leonhardkapelle reform rund 16 000 RM vor der Währungs- und nach der Währungsreform rd. 15 000 DM aufgebracht. Nimmt man die Beträge hinzu, die das Staatliche Hochbauamt für die Dachreparatur und der

Kloster- und Studienfonds für die Freilegung

der Deckenmalereien beigetragen haben<sup>3)</sup>, so sind nach der Währungsreform zusammengekommen etwa 18 500 DM für die St.-Leonhardkapelle aufgewendet worden.

Aus Opfern ist die St.-Leonhardkapelle erbaut worden. Aus Opfern muß das alte Kirchengebäude erhalten werden. Möchten sich bis in die ferne Zukunft hinein immer wieder Menschen finden, die bereit sind, dafür Opfer zu bringen.

<sup>1)</sup> Vgl. die vorangegangene Darstellung über die Wiederherstellung der St. Leonhardkapelle in Heft 1/1957 S. 24 ff. der „Braunschweigischen Heimat“.

<sup>2)</sup> St. Leonhard, als dessen Todestag der 6. November 559 gilt, wird als Schutzheiliger der Gefangenen und Geisteskranken verehrt. Er war ein Ritter aus vornehmer, altfränkischen Geschlecht zur Zeit

König Chlodwigs. Vom heiligen Remigius für den Dienst der Kirche geweiht, entfaltete er ein selbstloses, einfaches Leben, das sich in gläubigem Vertrauen die Kraft von oben holte und in werktätiger Liebe für Gefangene und Arme sowie in wunderbaren Heilungen von Gebrechlichen und Kranken auswirkte. Er hatte es hartnäckig abgelehnt, ein Bistum zu übernehmen. Dafür hatte er in dem ihm vom König geschenkten Walde Pauvain bei Limoges zu Ehren der Gottesmutter ein Bethaus errichtet, aus dem sich das Kloster Noblac entwickelte. Dieses war nicht nur vielen Kranken des Leibes und der Seele ein Ziel frommer Pilgerfahrten, sondern wurde auch zum Vorbild all der Leonhardkirchen und -kapellen, die an vielen Orten entstanden, als es galt, für die in immer größerer Zahl vom Aussatz, der meist unheilbaren Lepra, befallenen armen Menschen zu sorgen. Die Attribute des heiligen Leonhard (Stab, Buch und Ketten) sind auf dem Kirchensiegel von „St. Leonhard vor Braunschweig“ zu erkennen. Dieses Kirchensiegel war verschollen und ist vom Verfasser erst kürzlich an drei alten Urkunden aufgefunden worden. — Mitpatron der St. Leonhardkapelle ist der Eiseilige St. Servatius.

<sup>3)</sup> Vgl. „Braunschweigische Heimat“ 1957 Seite 30 und Seite 59.

## Heimatkundliche Ortsbesichtigungen

von Heinz Mollenhauer

Um eine größtmögliche Tiefenwirkung zu erzielen, muß den Vertretern des Natur- und Heimatschutzes daran gelegen sein, die freiwillige Mitarbeit aller Bevölkerungskreise zu gewinnen. Die tragenden Ideen müssen so fest in das Bewußtsein und Unterbewußtsein des Volkes verankert werden, daß sie für jedermann eine Selbstverständlichkeit geworden sind. Wollte man sich allein auf behördliche Verwaltung und Durchsetzung des Gedankengutes beschränken, so könnten sicherlich manche zweckentsprechende Ergebnisse erzielt werden, etwa bei Schaffung von Schutzgebieten, Aufstellung von Lehrplänen für die Schulen oder Bereitstellung von Mitteln für heimatpflegerische Aufgaben. Ohne ernsten Rückhalt in der Bevölkerung, der bis zur freudigen und freiwilligen Mitarbeit geht, sind jedoch alle noch so wohlgemeinten Maßnahmen nur Stückwerk.

Das muß besonders für die Alltagspraxis gelten, soweit die tatsächliche Gestaltung unserer heimischen Landschaft in Frage kommt. Jeder Land- und Forstwirtschaft, jeder Haus- und Gartenbesitzer — auch der Kleingärtner —, jeder Industrielle und Gewerbetreibende kann mehr oder weniger großen Einfluß ausüben, um eine Örtlichkeit in einen guten oder mittelmäßigen oder gar schlechten Zustand zu bringen. Daß daneben den Vertretern der Gemeinden für die Pflege der öffentlichen Anlagen und den Vertretern der Kirchen für die Erhaltung der Gotteshäuser oder für die Gestaltung der Friedhöfe eine hohe Verantwortung zufällt, darf betont werden.

So unerläßlich eine Belehrung aller Volkskreise durch Schriften und Vorträge ist, so hat die Praxis doch bisher erwiesen, daß es damit allein nicht getan ist. Sicherlich kann durch diese nützliche Tätigkeit ein allgemeines Verständnis für den Natur- und Heimatschutz erschlossen oder vertieft werden. Sicherlich wird damit die Voraussetzung geschaffen, daß in wichtigen Einzelfällen eine zweckentsprechende Regelung getroffen werden kann. Es fehlt jedoch bisher noch — wenigstens in unserer Heimat — die selbstverständliche Berücksichtigung des Schutzedankens in der überwiegenden Mehrzahl der kleinen Alltagsfälle, die aber gerade durch ihre Fülle so wichtig sind.

Es braucht durchaus kein böser Wille vorzuliegen, wenn Häuser und Gärten noch nicht den Anblick bieten, den man wohl wünschen möchte, oder wenn Friedhöfe, Zäune, Hecken, Müllplätze, Abraumhalden, Odländereien, Wasserläufe und Teiche unvorteilhaft aussehen. In der Mehrzahl der Fälle dürften Mängel darauf zurückzuführen sein, daß sie den Beteiligten noch nicht zum Bewußtsein gekommen sind. Vielfach besteht auch eine weitgehende Unkenntnis über die Gestaltungsmöglichkeiten und Kosten.

Wenn man auf weite Sicht hinaus zu durchgreifenden Änderungen kommen will, ist es geboten, auf freiwilliger Grundlage unter ehrenamtlicher Führung des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz Ortsbesichtigungen vorzunehmen. Zur Teilnahme sind Vertreter von Verwaltungsbehörden, von Gemeinden und Kirchen, ferner Heimatpfleger und vor allen Dingen jeder Ortsbewohner berufen. Es kommt darauf an, etwaige Mängel und Wünsche an Ort und Stelle auf Grund praktischer Anschauung festzustellen und zu begründen. Im einzelnen läßt sich der Aufgabenkreis einer Ortsbesichtigung wie folgt umreißen:

I. Zunächst ist die geschichtliche, kulturelle und wirtschaftliche Bedeutung eines Ortes klarzustellen. Die landschaftlichen Vorzüge, auch für etwaigen Fremdenverkehr, sind zu prüfen. Daneben sind Hinweise auf heimatkundliches Schrifttum (Veröffentlichungen in Büchern, Zeitschriften, Kalendern und in der Presse) zweckmäßig.

II. Liegen bereits bestimmte Wünsche vor, so sind sie bevorzugt zu behandeln, besonders wenn sich Durchführungsschwierigkeiten ergeben.

III. Den weitaus wichtigsten Teil einer Ortsbesichtigung wird das planmäßige Abschreiten des Geländes ausmachen. Erfahrungsgemäß ist das Augenmerk auf folgende Punkte zu richten:

1. Wie ist der allgemeine Zustand der Gebäude einschließlich aller Nebengebäuden wie Scheunen, Ställe, Werkstätten oder Abortanlagen? Wie ist die Farbgebung der Hausfronten? Sind Haussprüche vorhanden?  
Können besonders Vorschläge — wenn auch auf lange Sicht — gemacht werden, die oft so unschönen Baulichkeiten aus der Gründer- und Jugendstilzeit geschmackvoll umzubauen?
2. Sind schutzbedürftige historische Gebäude vorhanden?
3. Sind Wünsche zu äußern, was die gewerblichen Anlagen betrifft, so auf dem Lande Gaststätten, Läden, Molkereien, Zuckerfabriken, Mühlen, Steinbruchbetriebe?
4. Wie steht es mit Drahtzäunen und Betonmauern? Sind Mauerabschlüsse mit Glasscherben vorhanden?
5. Sind übertriebene Schmuckformen an Gittern, Fenstern, Hauswänden und Dächern störend? Können unschöne farbige Glasfenster, besonders an Windfängen ersetzt werden?
6. Wie ist der Zustand von Vor- und Hausgärten sowie Kleingärten? (Einfassung von Beeten, Bestand an Pflanzen, Tuffgrotten, Buden, Wellblechbaracken)?



7. Welche Einflüsse der Technisierung liegen vor?
8. Wie sehen die Kirch- und Friedhöfe aus? (Ehrendenkmäler, historische Grabstätten, neuzeitliche Gräber, Kapellen, Grabsteine mit Inschriften und Symbolen, Silberkiese, Flaschen als Vasen, Abfallhaufen)? Sind gute Bäume und Hecken vorhanden? Vogelschutz?
9. Können unschöne Stellen in einer Ortschaft durch die Anpflanzung von Pappeln und anderen Bäumen oder durch Errichtung von Hecken verdeckt werden? Kommen Müllplätze oder ehem. Sandgruben in Frage? Odländereien und Halden?
10. Wie ist der Zustand der öffentlichen Gewässer (Bachläufe, Teiche, Badeanstalten)? Sind sie von Unrat frei? Uferbepflanzung?
11. Stören die Masten von elektrischen Leitungen? Ist Abhilfe auf weite Sicht möglich?
12. Wie sind etwaige Sportplätze beschaffen? Vereinshütten?

IV. Die Befunde sind zweckmäßigerweise in Protokollbüchern zu vermerken, um als Unterlagen zu dienen.

V. Festgestellte Bestlösungen von Einrichtungen sind mündlich oder sogar schriftlich anzuerkennen. Ferner ist es vorteilhaft, sie zu photographieren, damit sie als Vorbilder verwendet werden können.

VI. Die Ortsbesichtigungen sind zugleich zur Sammlung von heimatkundlichem Material zu benutzen. Weiter ergibt sich die zwanglose Möglichkeit, Mitarbeiter und Vertrauensleute zu gewinnen. Schließlich läßt sich ein etwaiges Bedürfnis feststellen, durch Lichtbildervorträge geeignete Beispiele für die Befunde zu erläutern.

Die gemachten Vorschläge können der Natur der Sache nach nur einen Rahmen angeben. Wieweit sie in der Praxis durchgeführt werden können, muß der Entwicklung überlassen werden. Freiwillige Ortsbesichtigungen können sich auf die ganze Ortschaft oder Teile davon erstrecken, einmalig oder öfters stattfinden. Daß bei der Durchführung von Wünschen oft mit langer Sicht gerechnet werden muß, ist selbstverständlich.

Eine wesentliche Hilfe könnte den Vertretern des Natur- und Heimatschutzes dadurch erwachsen, wenn sich die Gemeindeverwaltungen entschließen könnten, sich einmal grundsätzlich über den Zustand eines Ortsbildes vom Standpunkt einer zielbewußten Heimatpflege aus unterrichten zu lassen. Welche Folgerungen dann zu ziehen sind, muß freilich den Beteiligten selbst überlassen bleiben.



Wenn man die Kunst zu leben einmal gelernt haben wird, wird man finden, daß alle schönen Dinge auch notwendig sind: die wilde Blume am Wege ebenso wie das gepflegte Korn, die wilden Vögel und Tiere des Waldes ebenso wie das gepflegte Vieh. Denn der Mensch lebt nicht vom Brote allein.

John Ruskin (Unto this Last)

Seit Jahrzehnten in Stadt und Land bekannt für gediegenen Schmuck

**Lehler**

DER GOLDSCHMIED NEBEN DER HAUPTPOST

Eigene Werkstatt



**Das neueste Modell**

**Bauerochse & Herling**

Inh. Herta Eppert und Hans Herling

**Verkauf: Bruchtorwall 9-11**

*Einzigster deutscher Wagen mit der  
Ideal-Konstruktion  
Frontantrieb · 4 Zyl. · 4 Takt-Motor*

Reparaturwerkstatt:  
Madamenweg 150  
Ruf 40622/23



**Kraftverkehrsgesellschaft m. b. H. Braunschweig**

VERWALTUNG: BROITZEMER STRASSE 55 ; FERNRUF 2 68 91/92

Kraftomnibuslinienverkehr  
und Vermietungen von modernen Kraftomnibussen  
für Sonderfahrten

Auskünfte und Fahrpläne fordern Sie bitte an in : Braunschweig, Platz an der Martinikirche, Fernruf 268 68



*... so voll und würzig  
weil  
aerotherm geröstet*

**SPAREN** erleichtert Ihnen das Reisen.

Darum ein

**BANKSPARBUCH**

bei einem der untenstehenden Kreditinstitute, die  
Ihnen auch

**ausländische Reisezahlungsmittel**  
besorgen.

**VEREINIGUNG  
BRAUNSCHWEIGISCHER  
BANKEN UND BANKIERS**

**COMMERZ- UND DISCONTO-BANK**

Aktiengesellschaft  
in Braunschweig

**DEUTSCHE BANK**

Aktiengesellschaft  
Filiale Braunschweig

**DRESDNER BANK**

Aktiengesellschaft  
in Braunschweig

**GEBRÜDER LÖBBECKE & CO.**  
Braunschweig

**NIEDERSÄCHSISCHE BANK FÜR WIRTSCHAFT  
UND ARBEIT AG**  
Filiale Braunschweig

**C. L. SEELIGER**  
Wolfenbüttel

# Braunschweigische Heimat



1957

43. Jahrgang · Heft 3

---

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz

Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag Braunschweig



# Inhaltsverzeichnis

	Seite
Die Runenfibel von Beuchte im Kreise Goslar von Dr. Franz Niquet, Braunschweig, Neustadtring 43 . . . . .	65
Noch einmal die Vogelwelt in den braunschweigischen Flurnamen von Prof. Otto Hahne, Braunschweig, Körnerstraße 28 . . . . .	70
Die Fleischwürste und ihre Namen in Ostfalen. 2. Schlackwurst oder Feldkieker. 3. Flaumenpümpel, Filster oder Flaisenwost von Dr. Werner Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 . . . . .	74
Truhe und Schrank im Kreise Holzminden von Kreisheimatpfleger Curt Sauermilch (*), Holzminden . . . . .	80
Kann ein Dauenkopp wier lebennich weren? Ne lustige Vertellige iut Opperhusen (Kr. Gandersheim) von Lehrer i. R. Albert Fuhrmann, Bad Gandersheim, Braunschweiger Straße 18 . . . . .	85
 Aus der Heimatpflege:	
Das neue Landschaftsschutzgebiet Reitlingstal . . . . .	86
Heimatkundliche Beobachtungen in Salzgitter-Lebenstedt von Rechtsanwalt und Notar Heinz Mollenhauer, Braunschweig, Stresemannstr. 2 . . . . .	90
Curt Sauermilch * . . . . .	94
Otto Krone * . . . . .	96



1932 – 1957

**MÄNTEL-STEINBACH**

Papenstieg 8

*Elegante* **Damenmäntel**

**Kostüme . Kleider . Röcke und Blusen**

ausgesucht für hohe Ansprüche, aber abgestimmt auf niedrige Preise

# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1  
Schriftleiter: Dr. W. Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag

43. Jahrgang

September 1957

Heft 3

## *Die Runenfibel von Beuchte im Kreise Goslar*

von Franz Niquet

Aus der Merowinger Zeit kannten wir im Braunschweigischen bisher sehr wenige Bodenfunde. Das ist auffallend, weil unser Gebiet in fast allen vor- und frühgeschichtlichen Zeitperioden zahlreiche Funde aus Gräbern und Siedlungen aufweist, wie auch in der vormerowingischen Zeit, dem 3. und 4. Jahrhundert nach Christi Geburt, aus der wir viele Urnenfriedhöfe und Siedlungen kennen. Hinzu kommt, daß aus der Merowingerzeit in Mitteldeutschland, mit dem das Nördliche Harzvorland kultur- und siedlungsgeschichtlich stets eng verbunden gewesen ist, reiche und prächtige Beigaben aus Körperfriedhöfen bekannt sind, die uns einen Eindruck von der blühenden Kultur des mächtigen Thüringer Reiches im 5. und 6. Jahrhundert vermitteln. Aus diesem Grunde kommt dem kleinen merowingerzeitlichem Körpergräberfriedhof auf dem Beuchter Schierk besondere wissenschaftliche Bedeutung zu.

Hier stieß man im Winter 1955 zufällig auf das erste Körpergrab. Bisher hat die vor- und frühgeschichtliche Abteilung des Braunschweigischen Landesmuseums mit jährlichen Forschungsbeihilfen des Landkreises Goslar 8 Körpergräber und 2 Brandgräber untersucht. Das Ergebnis der Grabungen auf dem Beuchter Schierk ist überraschend gut. Neben schönen Beigaben, darunter 3 silbernen Bügel- oder Relieffibeln und einigen Tongefäßen, ließen sich wichtige Feststellungen über Grabbau und Bestattungssitte machen, wie Mitgabe eines Charonspfennigs, Bestattung auf Totenbetten und Kennzeichnung von Gräbern durch Holzpfähle.

In diesem Aufsatz soll nur über Grab 1, ein Frauengrab mit reichen Beigaben, darunter einer Fibel mit 2 Runeninschriften und besonderen Zeichen, berichtet werden <sup>1)</sup>).

Am Westhang des breiten Weddetales, gegenüber der Oberen Schierksmühle, hat man sicherlich in den vergangenen Jahrhunderten große Mengen von Lehm und Löß abgegraben, um ihn beim Haus- und Stallbau in den umliegenden Dörfern zu verwenden. In jüngster Zeit setzte der Abbau erst wieder ein, als Lehm in Oker in Eisengießereien gebraucht wurde.

Am 3. Februar 1955 ließen die beim Abbau beschäftigten Arbeiter die steile Lößwand in etwa Meterstärke abstürzen, um sich die Arbeit zu erleichtern. Da sahen sie in den heruntergebrochenen Massen Reste eines menschlichen Skelettes. Jetzt wurden sie aufmerksam. Denn vor einigen Wochen hatten Menschenknochen

im Schimmerwald zur Aufdeckung eines Verbrechens geführt. Die Drei in der Lehmgrube meinten, auch in der Nähe des Schierk sei wohl eine Untat, vielleicht in der bösen Grenzgängerzeit, verübt worden, deren Spuren sie soeben gefunden hätten. Nur deshalb benachrichtigten sie über den Müller in der Oberen Schierksmühle, Richard Koch jr., den Polizeimeister Dellert in Beuchte. Auf dessen Meldung und Bemerkung, es könnte sich auch um ein vorgeschichtliches Grab handeln, nahm die Mordkommission, Staatsanwalt Widera und Kriminalkommissar Rother, den Kreisheimatpfleger Otto Thielemann mit zum Fundort. Thielemann erkannte sofort die Bedeutung des Fundes und bemühte sich, möglichst alle Beigaben und auch die Skelettreste zu bergen.

Leider hatten die Arbeiter bis zum Eintreffen der Polizei die Fundstelle schon durchsucht und dabei auch die Fibel gefunden, die wie ein formloses verrostetes Stück Metall aussah und die sie dann bei der üblichen Materialprüfung zerbrachen. Bedauerlicherweise hackten sie sodann die Skelettreste, die noch in der Lößwand staken, heraus.

Kreisheimatpfleger Thielemann berichtete über das merowingerzeitliche Grab in der Goslarschen Zeitung vom 5. Februar 1955 und machte gleichzeitig dem Braunschweigischen Landesmuseum Mitteilung, das daraufhin die restliche Grabgrube untersuchte<sup>3)</sup>.

Man hatte die Tote in einer sehr geräumigen, von Westen nach Osten ausgerichteten Grabkammer, deren nördliche Längswand noch in 2 m, und deren westliche Schmalwand in 1,65 m Länge festzustellen war, beigesetzt. Die Kammer lag mit ihrer Sohle 2,75 m unter der heutigen Erdoberfläche. Wie aus den Bodenverfärbungen zu schließen war, hatte man sie aus mindestens 10 cm starken Bohlen oder Brettern gebaut. Aus dem Grab hatte ein starker Balken herausgeragt, der es sicherlich auf der Erdoberfläche kenntlich machen sollte.

Die hier bestattete Frau<sup>3)</sup> war von zierlicher Gestalt und verhältnismäßig klein, vermutlich nur wenig über 1,60 m, und etwa 20—50 Jahre alt. Im sonst einwandfreien Gebiß hatte der rechte obere Backenzahn einen „kariösen Defekt“.

Auf dem Boden des Grabes wurde bei der Untersuchung ein Spinnwirtel aus Ton (Abb. 1) gefunden. Die anderen Beigaben hatte man aus dem abgestürzten Löß aufgelesen, als wertvollste eine silberne feuervergoldete Bügel- oder Relieffibel (Taf. I, 1) mit Resten einer stark schematisierten Tierornamentik und Strichverzierung auf der Vorderseite. Ihr Fuß läuft in einen Tierkopf aus. Auf der Rückseite der rechteckigen Kopfplatte befinden sich 2 Runeninchriften und auf dem Fuß eine wahrscheinlich magische Ritzung<sup>4)</sup>.

Die Fibel von Beuchte ist nicht nur die erste merowingerzeitliche Relieffibel im Gebiet zwischen Harz und Heide, sondern auch die erste Runenfibel in Niedersachsen.

Von einer eisernen blattvergoldeten mit Querriefen und Dreieckfacetten verzierten Haarnadel (Abb. 2) fehlt leider der Kopfab schluß. Zwei Schlüsselpaare aus Bronze (Taf. IV, a—b) sind Symbol- oder Schmuckschlüssel. Sie dienten nicht zu praktischem Gebrauch, sondern wurden von der Hausfrau nur als Zeichen ihrer Schlüsselgewalt am Gürtel getragen. Ein großer 25,8 cm langer eiserner Hakenschlüssel dagegen (Abb. 3) wird sicherlich als Schlüssel (für Haus oder Truhe?) benutzt worden sein. Auf seiner Oberfläche hatte sich durch „Pseudomorphose



von Eisenoxyd" ein Leinengewebe erhalten. Ein kleiner gegossener Bronzering (Abb. 4) gehörte wohl zur Gürtelgarnitur, und an einem zierlichen Ring aus Bronzedraht waren sicherlich die Schlüssel befestigt gewesen. Aus Scherben setzte der Präparator des Landesmuseums ein schönes Gefäß (Tafel I, 2), das nicht auf der Töpferscheibe gearbeitet worden war, wieder zusammen. Es ist mit Ritzlinien und Schrägriefen geschmackvoll verziert.

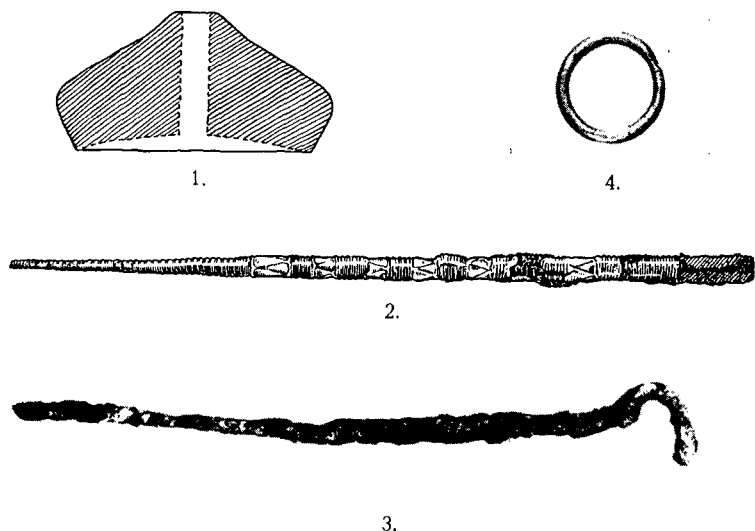


Abb. 1: Spinnwirtel aus Ton (1:1) – Abb. 2: eiserne blattvergoldete Haarnadel (1:1) –  
Abb. 3: eiserner Hakenschlüssel (1:3) – Abb. 4: Bronzering (1:2)

Die Beigaben des Beuchter Grabes gehören in das 6. Jahrhundert nach Christi Geburt, und zwar in die zweite Hälfte. Im großen gesehen sind sie durchaus als thüringisch anzusprechen. Die Fibel läßt Beziehungen nach dem fränkischen Rheingebiet, das Gefäß nach dem Niederelbgebiet und Schleswig-Holstein erkennen. Die Fibel ist sicherlich in einer fränkischen Werkstätte am Mittelrhein gearbeitet worden und von dort über das fränkisch besetzte Thüringen nach dem Nordharzgebiet gekommen. Das Tongefäß gibt uns einen Hinweis auf Verbindungen zum Land Angeln an der Ostsee und berechtigt uns vielleicht in Zusammenhang mit historischen Nachrichten über Angeln im Thüringer Reich zu der Vermutung, daß auch anglische Familien in der Gegend von Beuchte ansässig gewesen sind. Wir sehen also, daß das Nordharzvorland im Bereich der Thüringer Kultur lag und dürfen wohl daraus schließen, daß die Nordwestgrenze des Thüringerreiches am Salzgitterschen Höhenzug verlief.

Professor W. Krause hat die Runeninschriften auf der Beuchter Fibel sehr eingehend behandelt <sup>5)</sup>.

Zwei Runeninschriften (Zeile a und b) sind auf der Rückseite der Kopfplatte eingeritzt worden, die eine, Zeile a, auf der linken Seite parallel dem Rande, die

andere, Zeile b, in der rechten oberen Ecke. Beide Inschriften sind rechtsläufig und gehören zum gemeingermanischen Runenalphabet, dem Futhark von 24 Zeichen.

Zeile a (Taf. II) besteht aus 7 Runen, den ersten 5 Runen des Futhark und der z- und j-Rune, und ist demnach als futharzj zu lesen. Sie hat als Runenformel magische Bedeutung. „Weil jede einzelne Rune neben ihrem Lautwert zugleich einen kultisch-magischen Begriff darstellt, wurde in der Futharkformel gleichsam



Abb. 5: Magische Ritzung (Zeile d) auf der Rückseite der Fibelfußplatte (4:1)

die Gesamtheit der magischen Runenkräfte mobilisiert.“ Die 6. Rune deutet W. Krause als Elchrune mit einer Abwehrbedeutung, die 7. als Wunsch rune für ein gutes Jahr.

Die b-Inschrift (Taf. III) besteht aus 6 Runen und lautet buirso. Sie gibt einen Namen wieder, den Namen dessen, der die Fibel geschenkt oder die Runen geritzt hat. W. Krause ist geneigt, den Namen durch Umstellen der i- und r-Rune als Buriso zu lesen, da „es in keinem altdeutschen Dialekt zur Merowingerzeit einen Diphthong ui gab“ und erklärt ihn als eine „Kurzform zu Vollnamen mit Bur- (urgerm. bura-“ Gebäude) mit dem Suffix -iso als Bildungsmittel für Kurz- und Koseformen.

Unter der Zeile b befindet sich die etwas flüchtige Ritzung c, ein sanduhrähnliches Zeichen, das wohl nicht nur als reines Ornament anzusehen ist, sondern auch eine bestimmte Bedeutung gehabt hatte, die man nicht mehr enträtseln kann.

Auf der Rückseite des Fibelfußes ist eine weitere Ritzung (Abb. 5) vorhanden, die aus 5 Rechtecken mit diagonalen Aufgliederung besteht. Innerhalb der einzelnen Quadrate oder Dreiecke, die von links nach rechts flüchtiger ausgeführt wor-

den sind, hat der Ritzer Dreiecke so angebracht, daß dadurch neue Quadrate entstanden sind, auf deren Spitzen von den beiden langen Grundlinien aus je drei senkrechte kurze Striche herabhängen.

Die Ritzung d hält W. Krause in erster Linie für ein Ornament, vermutet jedoch, daß wir es „mit der ornamental ausgestalteten Verwendung eines ursprünglichen Sinnbildes zu tun haben“ <sup>6)</sup>.

Der Runologe kommt zum Schluß seiner Untersuchung zu folgendem Ergebnis: „Was nun den Runenritzer Buriso anlangt, so kann man auf Grund des runologischen Befundes nur feststellen, daß er weder zu den Langobarden noch zu den Franken gehörte. Die Form der j-Rune von Beuchte wies vielmehr auf enge Beziehungen zu den skandinavischen Gebieten. Ebenso spricht die Namenform Buriso mit dem Suffix -so eher für eine nördliche Herkunft ihres Trägers. Dieser Buriso mag also ein Sachse oder Angel gewesen sein. Nimmt man an, daß er zum gleichen Stamm gehörte wie die Frau, für die er die Runen ritzte, so spräche nach dem oben Gesagten mehr für anglische Herkunft. Dafür, daß Buriso zur engeren und ständigen Umgebung der Fibelbesitzerin gehörte, könnte der Umstand sprechen, daß er zunächst nur die Heilsrunen der Zeile a geritzt und erst später, vielleicht auf Wunsch der Besitzerin der Spange, seinen Namen in Zeile b hinzugefügt hatte.

Daß der Runenritzer der Ehemann der Fibelbesitzerin war, ist nicht ausgeschlossen, aber nicht sehr wahrscheinlich: Das Runenritzen war eine wohl nur von wenigen Eingeweihten erlernte Kunst, und das waren gewiß nicht immer die ortsansässigen Grundherren. Und wenn wir annehmen dürfen, daß der Runenritzer Buriso ein Angel war, so spricht auch das eher gegen als für jene Möglichkeit. Die Ritztechnik deutet auf einen kundigen Runenmeister, wenn auch die Ausführung einzelner Runen nicht immer einwandfrei war. Buriso dürfte also am ehesten ein vielleicht zusammen mit der Fibelbesitzerin in die Gegend von Beuchte eingewanderter Angel gewesen sein.“

<sup>1)</sup> Über Grab 1 vom Beuchter Schierk liegt bereits eine Gemeinschaftsarbeit vor. Die Anregung, dieses Grab zu veröffentlichen, bevor die Grabungen abgeschlossen sind, beruht auf dem Wunsch des Göttinger Runologen Prof. W. Krause, den wichtigen Beuchter Runenfund möglichst bald der Wissenschaft zugänglich zu machen. Der Göttinger Anthropologe Prof. Heberer erklärte sich dankenswerterweise bereit, das Skelett zu untersuchen und Dr. Völksen, Chefapotheker und Leiter des chemisch-physiologischen Laboratoriums am Nordstadt-Krankenhaus in Hannover, über die Ergebnisse seiner Arbeiten an den Beigaben zu berichten. Krause, W. und Niquet, F. mit Beiträgen von Heberer, G. und Völksen, W.: Die Runenfibel von Beuchte, Kreis Goslar. Nachrichten der Akademie der Wissenschaften in Göttingen I. Philologisch-historische Klasse, Jahrgang 1956, Nr. 5 (Seite 81—124, mit 9 Tafeln und 5 Abbildungen im Text). Die Arbeit ist im Buchhandel zu erwerben.

<sup>2)</sup> Diese Ausgrabung mußte bei ungünstigster Witterung vor sich gehen. An ihr beteiligten sich eifrig die Schule Beuchte mit ihrem Schulleiter Fanghänel, Polizeimeister Dellert und Fritz Stanko. Die Gemeinde Beuchte stellte den Gemeindediener Hartmann zeitweise für die Grabungsarbeit frei. Besondere Anerkennung verdient die Realgemeinde Beuchte und ihr Vorsitzender Ahlburg für die verständnisvolle Förderung unserer Arbeit auf ihrem Schierk.

<sup>3)</sup> Anm. 1, S. 95—98. — <sup>4)</sup> Anm. 1, S. 98—102. — <sup>5)</sup> Anm. 1, S. 102—124.

<sup>6)</sup> Ich selbst bin der Meinung, daß diese Ritzung in erster Linie magische und symbolhafte Bedeutung hatte. Für ein Ornament ist sie wohl zu schwierig komponiert. Man hat den Eindruck, daß der Ritzer eine bestimmte und deutliche Vorstellung davon hatte, welche Zeichen er darstellen wollte und in welchen Zusammenhang sie gehörten.

# *Noch einmal die Vogelwelt in den braunschweigischen Flurnamen*

von Otto H a h n e

In Heft 1/1956 der Zeitschrift „Braunschweigische Heimat“ habe ich die braunschweigischen Flurnamen besprochen, die sich auf die Vogelwelt im allgemeinen beziehen und anschließend die Belege für die Benennung von Flur- und Waldstücken nach Greifvögeln, Eulen, Rabenvögeln, Hühner- und Entenvögeln zusammengestellt. Ich lasse nun eine Nachlese zu den genannten Vogelgruppen folgen, behandle dann Storch, Kranich und Tauben und erörtere schließlich die Frage, welche von unseren bekanntesten Singvögeln in den Flurnamen unserer Heimat verewigt worden sind.

Es ist merkwürdig, daß nach dem Eichelhäher, einem äußerlich wie stimmlich doch recht auffallenden Rabenvogel, kein Waldname gebildet ist. Den Häherhorst im inneren Hils darf man nicht hierher rechnen. Die alten Beschreibungen nennen ihn richtiger Hägerhorst, weil er unmittelbar neben der dortigen, im 13. Jahrhundert angelegten Hägersiedlung liegt.

Bei den nach Enten benannten Flurstücken läßt sich oft nicht sicher entscheiden, ob zahme oder wilde Enten gemeint sind. Liegen die Entenpfuhle (Vallstedt, Barum, Dankelsheim, Heinade) nahe dem Dorfe und sind sie ganz klein, so muß man sie wohl auf die Entenaufzucht der Bauern beziehen. Wenn diese Namen jedoch auf Sumpfstellen im Walde oder auf tiefliegenden Rohrwiesen haften (Blankenburg, Buchhorst bei Riddagshausen, Neindorf, Gr. Denkte, Langelsheim), so wird man daran nicht zweifeln können, daß die Namen auf Wildenten hindeuten. Das gleiche gilt von den „Entenwiesen“ im Schuntertale bei Lehre und an einem tauben Okerarm bei Braunschweig-Ölper sowie vom „Erpelteich“ bei Barmke. Der „Entenfang“ bei Riddagshausen endlich ist angelegt, um für die Mönche diesen geschätzten Wildbraten zu gewinnen. Wie sehr man die Wildenten einst schätzte, zeigt die Forststrafbestimmung von 1767, die 20 Mariengroschen als Strafe für das Ausnehmen eines Nestes festlegte. Sie nisten übrigens auch heute noch gelegentlich auf unseren Teichen, so 1910 auf dem Marienteich bei Bad Harzburg.

Der Storch führt in der ostfälischen Volkssprache den Namen Heilebart. Nur mit diesem mundartlichen Namen erscheint er im Heilebartsfeld bei Schapen, in der Heilebartskuhle bei Parsau und in der Heilebartsriede bei Rühen. Merkwürdigerweise findet sich ebenfalls bei Rühen auch der nordniedersächsische Name des Storches in der Adebarskuhle. Im Storchnestthal bei Wieda im Südharz haftet die Erinnerung daran, daß dort der in der Waldeinsamkeit brütende, ungesellige schwarze Storch sein Nest hatte. Die Nistbuche ist aber bereits um 1820 abgehauen worden.

Häufiger als der Storch kommt bei uns der Kranich in Flur- und Waldnamen vor, obwohl er schon im 18. Jahrhundert nicht mehr zu den einheimischen Vögeln gerechnet wurde. Er hieß altsächsisch *kranō*, mittelniederdeutsch und mit-

tefniederländisch krane, angelsächsisch cran, mitttelenglisch crane. Nach ihm sind wohl benannt der Cranberg im Forstrevier Lutter a. Bbg., das Kranebruch bei Wenzen, die Kraneley bei Bahrndorf, der Kronswinkel im Walde bei Sierße und der Kronsberg bei Stiege. Wir haben ferner einen Kranichsberg im Forstrevier Sophienthal und bei Walkenried den oberen und unteren Kranichteich (1238 Kranecsee) mit einem Kranichstein. „Krane“ wurde im Mittelalter auch als Spitzname gebraucht. So hieß z. B. ein Ludolf von Wenden „de crane“ nach der Kranenburg bei Wenden, die er 1418 besaß. Eine andere Kranenburg wird bei Samleben erwähnt.

Die wilden T a u b e n , unter denen die Ringel- und Hohltaube am häufigsten, die Turteltaube aber weniger vorkommt, sind als Einzelpaare den Forstleuten nicht unerwünscht, da sie in der sonst so jagdarmen Frühlingszeit geschossen werden. Selbst in kleinen Schwärmen schützt man sie jedoch nicht, da sie den Fichtensaatkulturen oft sehr nachteilig werden. Sie fallen gern ein bei etwas salzhaltigen Quellen, wie dem Taubenborn im Hils und dem Dubenspring im Forstrevier Lehre oder in der Nähe der Staufenburg bei Gittelde und im Heinischen Bruche bei Bad Harzburg. Sie nisteten auf hohen Bäumen am Taubenberg bei Erkerode, am Dübekenberg und Dubenwinkel bei Kl. Schöppenstedt, im Taubenthal (an der Ecker und bei Zorge), auf den Taubenklippen an der Ecker und bei Hasserode sowie im Taubentanz bei Greene, vielleicht auch an der Duvenwiese (bei Kl. Brunsrode und Querenhorst), die allerdings auch nach einem Personennamen benannt sein kann. Im „Taubenbaum“, einer einzeln stehenden Fichte bei Stiege saßen sie gern, ehe sie zur Futtersuche in die Felder flogen. Ob die Taubenwiese bei Dielmüssen wirklich eine Täubchenwiese ist, scheint mir zweifelhaft, weil erstens ein Bachname darin stecken könnte und zweitens auch die Benennung nach dem Besitzer erfolgt sein könnte, was bei Wiesennamen recht oft zu beobachten ist.

Die U f e r s c h w a l b e n , deren Namen ofries. swala, altnord. schwed. dän. mnd. svale mit der Verkleinerungsform svaleke, ags. swealwe, gr. halkyon = Eisvogel noch ungeklärt ist, erscheinen im Schwalbenufer (Oppenhausen, Kl. Stöckheim), im Schwalenklint 1620 (Harlingerode), wo sie am Steilhang zum Okertal ihre Erdnester bauten, ebenso Schwalenklint 1678 bei Langelsheim. Schwalben und Lerchen an der Oker beim Lechlumer Holze mit Vogelflinten im Fluge zu schießen, war übrigens um 1700 ein Sport, den die Adligen und die jungen Prinzen des Wolfenbütteler Hofes mit besonderem Vergnügen ausübten.

Mehr läßt sich sagen über den K u c k u c k , den die Germanen ags. glac, anord. gauker, asächs. gäk, mnd. gok, schwed. gök nannten. Man hat zur Erklärung des Namens „Gauk“ angeführt, daß mnd. gök auch in übertragener Bedeutung für „dummer Mensch“ gebraucht wird. Uhlenbeck (Archiv für nordische fil. 15, 15) denkt an germanisches gauka und erklärt den Namen „als den mit eigenen Kindern Miternährten oder Miterwachsenen (vielleicht den fremden „Pflegesohn“)“, womit die einzig dastehende und von den aufmerksamen Bauern richtig erkannte Ernährung des jungen Kuckucks in den Nestern kleinerer Singvögel einen treffenden Ausdruck gefunden hätte. Schon früh ist dieser Name bei uns ersetzt durch die nach dem Klang seines Rufes geformte Bezeichnung „Kuckuck“, die im grie-

dischen Kokky, lat. cuclus, afr. cucu ihre Parallele hat. Im Kinderreim und als Glücksbringer oder Unheilverkünder spielt er bekanntlich im Volksglauben eine große Rolle. — Während der Gauck in Flurnamen überhaupt nur einmal im Gauckshay bei Halchter sich nachweisen läßt, erscheint der Kuckuck in den Kuckucksgärten (Uthmöden), Kuckucksbusch (Gandersheim), Kuckucksberg (bei Wenzen) und Kuckucksberg (Veltenhof), einer natürlichen, stehengebliebenen Sanddüne im Okerbett. Die Kuksburg bei Timmenrode und die Kukesburg, 10. Jahrh. die westliche Spitze des Osterwaldes nördlich von Coppenbrügge, ebenso über und unter dem Kuckuck (Gandersheim), der Kuckuck (Volkmarode) sind Stellen alter Warten und daher wohl abzuleiten von westgermanischem guggjon = schauen, also wie Schaumburg und Lug ins Land = ein Wartenberg. Weiter gibt es Kuckucksmühlen in Bansleben und Bodenstern, dazu 1322 Cucukesmole (Lübeck). Mühlennamen sind aber vielfach recht jung, knüpfen an Besitzer-namen an oder verdanken irgendwelchen Zufälligkeiten ihre Entstehung und bleiben deshalb hier besser außer Betracht.

Von den vielen Lerchenbergen, -feld, -camp, -weg, -breite kann man mit einiger Gewißheit sagen, daß sie zumeist keineswegs von den Feldlerchen benannt sind. Während bei Storch und Kibitz, Adler und Habicht, auch bei den Uferschwalben und Krähen, Enten usw. infolge ihrer an gewisse Naturbedingungen gebundene Nistmöglichkeiten Benennungen solcher Stellen, berechtigt sind, kann die Lerche überall in den Rainen und Feldern, am Berg und Hang oder in ebenen Breiten nisten, so daß eine Veranlassung, bestimmte Örtlichkeiten nach ihnen zu benennen, keineswegs irgendwo vorliegt. Bei dem Lewerkerberg (Par-leib) und in einigen anderen Orten des Vorsfelder Werders könnte etwa eine späte deutsche Volksetymologie für einen slavischen Namen maßgebend gewesen sein, weil die alte Bedeutung des Wortes längst vergessen war. Einige Wald-namen gehen sicher zurück auf die erst im 18. Jahrhundert aus Süddeutschland eingeführten Lärchen. Bei anderen Flurnamen scheint eine Zurückführung auf nd. lerken = wang, as. hleor = Wange, also = sanfte Neigung, Biegung, Abhang wahrheitsgemäßer zu sein. Bei Lerchengesang in Nassau dagegen liegt unzweifelhaft ein Zusammenhang mit der Lerche vor, deren gemein-germanischer Name ahd. lérihha, mnd. lēwerke, ags. lawrike, me. lark, dän. lerke, schwed. lärke zwar mit lat. laudare = loben, preisen, got. liuthon zusammengestellt wird, aber auf eine sichere Deutung noch harret. Man hat zwar in der niederdeutschen Dialektform lirike eine Wiedergabe des scharf vibrierenden Tones der aufsteigenden Lerche erkennen wollen, aber die Grundform laiwarikōn ist als ein zusammen-gesetztes Wort von anderer Bedeutung nicht zu leugnen.

Wie steht es nun um den S p e r l i n g ? Sein Name zunächst ist ags. spearwa, got. sparwa, dän. sparv, schwed. sparf, anord. sporr und mit Verkleinerungsform Sperling, in Mitteldeutschland wird sparizo zu Spatz, wie Hein-izo zu Heinze und Hünze, dazu im Griechischen spergylos, zu speiro = hüpfen, zappeln, also der „Hüpfling“, gewiß eine gute Bezeichnung seiner charakteristischen Eigenart. Niederdeutsch heißt er Lünig, Lünscher, asächs. hliuning, mnd. lünink, das noch der Erklärung entbehrt. Sparluntje und Speluntsche sind entstellte Dialektformen in braunschweigischen Dörfern, deren Zusammenhang mit Sperling und Lünscher noch deutlich hervorscheint. Der Sperlingsberg (Kneitlingen) heißt aber ganz



gewiß nicht nach den Sperlingen, denn diese pflegen den Umkreis des Dorfes über 500 Meter fast nie zu verlassen. Jener Sperlingsberg aber liegt am äußersten Südostende der Feldmark weitab vom Dorfe. Es ist vielmehr der Berg des wüsten Dorfes Sperlingen, das wie Kneitlingen (Clettinge 1147) und andere Orte dieser Gegend zu den Siedlungen der von Osten im zweiten Jahrhundert v. Chr. vordringenden irminonischen Sweben gehörte und seit dem zwölften Jahrhundert ein l im Namen aufnahm. Das gleiche darf für den Sperlingskamp (Gr. Steinum) gelten. Ähnlich steckt in der Lünschen Lieth (Ottenstein) ein Siedlungsname, etwa Luden oder ein Personennamen Lünsch, weil von dort vor 1787 ass. 45 nach Ottenstein verlegt ist, nicht jedoch der Lünscher.

Kurz seien noch die Meisen gestreift, die trotz ihrer großen Verbreitung und verschiedenen Arten nur wenige Spuren in den Flurnamen hinterlassen haben. Ihr Name ahd. meisa, mhd. meise, mnd. mēse, ags. mase, me. mose, schwed. mes, dän. meise ist gemeingermanisches Sprachgut. Die „Mesekenbauer“ (Büddenstedt) verdankt vielleicht der Ähnlichkeit mit den Bauern für die im Zimmer gehaltenen Meisen ihre Benennung. Ein berechtigtes Fragezeichen aber wird man hinter die Mesekenstücke (Warmenau) setzen müssen, weil auch eine Eindeutigung einer slavischen Ortsbezeichnung dort vorliegen mag, deren Grundwort in Moseke etwa vorliegen könnte. In den Mesekenäckern (Emmerke bei Hildesheim) an die Meise denken zu dürfen, will gleichfalls nicht recht einleuchtend erscheinen.

Einige Worte ziemen auch noch dem Zaunkönige. Weil seine hellen Kopffedern beim Sträuben eine Krone zu bilden scheinen, gab man dem niedlichen, kleinen, durch Zäune und Hecken huschenden Gesellen diesen Namen. Schon die Römer nannten ihn Regulus = Königlein und kannten bereits die Sage, daß er sich bei der Königswahl der Vögel über den Adler in die Luft emporschwang. Nur einmal läßt er sich im Kükemüksbusch (Thune) erfassen, denn Kükemük scheint nach den Aussagen alter Leute in Salzdahlum der hiesige Volksname für den Zaunkönig gewesen zu sein.

So läßt sich in sorgfältiger und kritischer Untersuchung auch aus den Flurnamen viel über die Verbreitung unserer heimischen Vogelarten ermitteln. Man erkennt aber weiter daraus auch, wie genau der Bauer und der Förster das Leben in der Natur beobachtete und daraus passende Bezeichnungen für einen bestimmten Punkt der Landschaft fand, Bezeichnungen, die nicht in öder Gleichmacherei verallgemeinern, sondern die bewußte Prägung durch eine Einzelperson durchscheinen lassen. Allzuviel darf man natürlich auch nicht verlangen, denn die Betrachtung der Vogelwelt und ihre Einbeziehung in die praktischen Belange der Ackerwirtschaft und der Forstkultur liegt natürlich außerhalb der bäuerlichen Interessen. Außerdem aber darf man niemals vergessen, daß die Flurnamengebung an sich durch mancherlei Zufälligkeiten beeinflusst wird und weiter die Erhaltung und Weitergabe dieses Sprachgutes an Kind und Kindeskind bis zur schriftlichen Aufnahme in die Akten und Karten ganz verschiedenartigen Zufälligkeiten und Hemmungen ausgesetzt ist, die nicht im entferntesten ausgedacht und erst recht nicht irgendwie erschlossen werden können. Gleichwohl dürfte es sich nach den unerwartet zahlreichen Ergebnissen gelohnt haben, auch dieses Kulturgebiet einmal in den Bereich der Betrachtung einzubeziehen.



# Die Fleischwürste und ihre Namen in Ostfalen

Dialektgeographische und wortgeschichtliche Untersuchungen

von Werner Flechsig

## 2. Schlackwurst oder Feldkieker

Alljährlich werden in ungezählten ostfälischen Haushaltungen und Schlachtereien große Mengen des Muskelfleisches von Schweinen zu Würsten verarbeitet, indem man sie in rohem, feingewiegtem bzw. zermahlenem Zustande, vermischt mit etwas Rindfleisch und in Rindsdärme füllt. Diese Wurstart, deren Benennung als Mettwost oder Brätwost ich in Heft 2/1957 unserer Zeitschrift behandelt habe, erfreut sich in ganz Ostfalen großer Beliebtheit und fehlt hier wohl selten auf einem Abendbrotstisch in den Städten. Feinschmecker allerdings, und deren gibt es unter den ostfälischen Wurstessern sehr viele, ziehen ihr noch eine andere Art von Fleischwurst vor, die hierzulande meist Schlackwurst, auf Plattdeutsch *Slackwost* oder einfach *Slacke* genannt wird. Sie unterscheidet sich von der gewöhnlichen Mettwurst oder Bratwurst hauptsächlich dadurch, daß das mit ganzen Pfefferkörnern gewürzte Mettgut in die Mastdärme von Schweinen statt in Rinderdärme gefüllt wird. Dieser scheinbar geringfügige äußerliche Unterschied ist von entscheidender Bedeutung für die Güte der Wurst. Der Mastdarm des Schweines verhindert nämlich durch seine zottige, fetthaltige Außenwand, die für die Wurst nach innen kommt, das Austrocknen der Wurstfüllung und verschafft ihr dadurch nicht nur eine nahezu unbegrenzte Haltbarkeit, sondern auch einen ganz besonderen, unnachahmlichen Wohlgeschmack. Dieser Wohlgeschmack nimmt nach Ansicht aller Feinschmecker mit dem Alter der Wurst immer mehr zu. Man läßt die Schlackwurst daher nach kurzer Räucherung mindestens ein halbes Jahr hängen, bis sie „hart“, d. h. schnittfest geworden ist. Sie wird auf den Dörfern meist nicht vor der Erntezeit angeschnitten, nicht selten aber erst beim nächsten Schlachtefest, also nach einem Jahre. Wegen der begrenzten Länge des Schweinemastdarms reicht er bei einem Schwein in der Regel nur für eine gerade, keulenförmige Wurst, deren Länge sich nach Größe und Alter des geschlachteten Schweines richtet. Sie hat also gewissermaßen Seltenheitswert, was sie noch begehrenswerter macht.

Diese Dauerwurst aus Mettgut im Schweinemastdarm heißt, wie gesagt, in großen Teilen Ostfalens *Slackwost* oder *Slacke*. Diese Namen sind nach den Auskünften meiner Mitarbeiter im 3. Mundartfragebogen des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum vom Jahre 1952 fast überall bekannt in den Landkreisen Helmstedt, Braunschweig, Wolfenbüttel und Goslar sowie im Stadtkreis Salzgitter, ferner auch in den Landkreisen Peine, Hildesheim-Marienburg und Gandersheim. Wie weit die beiden Bezeichnungen darüber hinaus nach Norden, Westen und Südwesten reichen, konnte ich bisher leider nicht genau feststellen, weil mir in den Randzonen Ostfalens allzu wenige Mitarbeiter zur Verfügung stehen. *Slackwost* bzw. *Slacke* fand ich aber immerhin noch in 13 Orten des Kr. Gifhorn (Beetzhorn, Böckelse, Dalldorf, Kästorf, Leiferde, Meinersen, Müden, Neudorf-Platendorf, Warmse, Westerbeck, Westerholz, Wilsche, Wittingen), dreimal im Kr. Burgdorf (Ilten, Immensen, Olerse), achtmal im Kr. Alfeld (Breinum, Burgstemmen, Freden, Lamspringe, Sehlem, Sibbesse, Wetteborn, Woltershausen), siebenmal im Kr. Holzminden (Bisperode, Boffzen, Halle, Harderode, Mainzholzen, Reileifzen, Vorwohle), zwölfmal im Kr. Einbeck (Dassel, Dassensen, Hullersen, Immensen, Krimmens,

Kuventhal, Lauenberg, Markoldendorf, Negenborn, Salzderhelden, Sievershausen, Wellersen), fünfmal im Kr. Osterode (Dögerode, Düderode, Eisdorf, Westerhof, Willershausen), viermal im Kr. Zellerfeld (Bad Grund, Buntenbock, Lonau, Sieber) und fünfmal im Kr. Blankenburg (Braunlage, Hohegeiß, Stiege, Walkenried, Wieda). Stichproben ergaben, daß Slacke und Slackwost auch in den Kreisen Celle <sup>1)</sup>, Hameln <sup>2)</sup>, Northeim <sup>3)</sup>, Münden <sup>4)</sup> und Göttingen <sup>5)</sup> nicht unbekannt sind, wohl aber im Kr. Duderstadt.

Wie weit diese Namen auch über die Kreise Gifhorn und Celle nach Norden in die Lüneburger Heide reichen, läßt sich einstweilen nicht klären, weil das Lüneburger Wörterbuch bisher nur bis zum Buchstaben H gedruckt ist. Ebenso bleibt die Frage offen, ob auch in Thüringen wie in den thüringisch sprechenden Orten des Kr. Blankenburg „Schlackworscht“ bekannt ist. Hertel <sup>7)</sup> versagt in dieser Frage, und vom großen Thüringischen Wörterbuch, das in Jena vorbereitet wird, ist noch nichts veröffentlicht. Sicher ist dagegen, daß Westfalen unsere Bezeichnungen nicht kennt. Sie sind weder von Woeste <sup>8)</sup>, noch von Schmoeckel-Blesken <sup>9)</sup>, Bauer <sup>10)</sup> und Frederking <sup>11)</sup> gebucht und fehlen auch in der Zettelkartei des noch unveröffentlichten neuen Westfälischen Wörterbuches <sup>12)</sup>. Ebenso war die Nachsuche in Vilmars Hessischen Idiotikon <sup>13)</sup> und in Müller-Fraureuths Wörterbuch der Obersächsisch-erzgebirgischen Mundarten <sup>14)</sup> ergebnislos. Dagegen bewiesen Stichproben in den Kreisen Wernigerode (Elbingerode, Wasserleben), Halberstadt (Dardesheim, Dedeleben, Hessen, Ströbeck), Haldensleben (Ostingersleben, Sommerschenburg), Oschersleben (Badersleben, Ohrleben), Wanzleben (Eilsleben, Kl. Wanzleben), Staßfurt (Unseburg), Mansfeld (Eisleben <sup>14)</sup>) und Naumburg (Neitschütz <sup>15)</sup>), daß in den Regierungsbezirken Magdeburg und Merseburg, soweit sie sprachlich zu Ostfalen gehören oder früher gehörten, unser ostfälischer Wurstname heimisch ist.

Es scheint sich also die schon in Grimms Deutschem Wörterbuch geäußerte Ansicht zu bestätigen, daß Schlackwurst ein im wesentlichen auf Ostfalen beschränkter Wurstname ist. Vielleicht ist mit dem Namen auch die Sache, d. h. die Verwendung des Schweinemastdarms für Dauerwürste aus Mettgut, ostfälischen Ursprunges, soweit Nord- und Mitteldeutschland in Betracht kommt. In Süddeutschland scheint eine solche Wurstart nicht bodenständig gewesen zu sein, führt sie dort doch den Namen Cervelatwurst, der italienische Herkunft verrät.

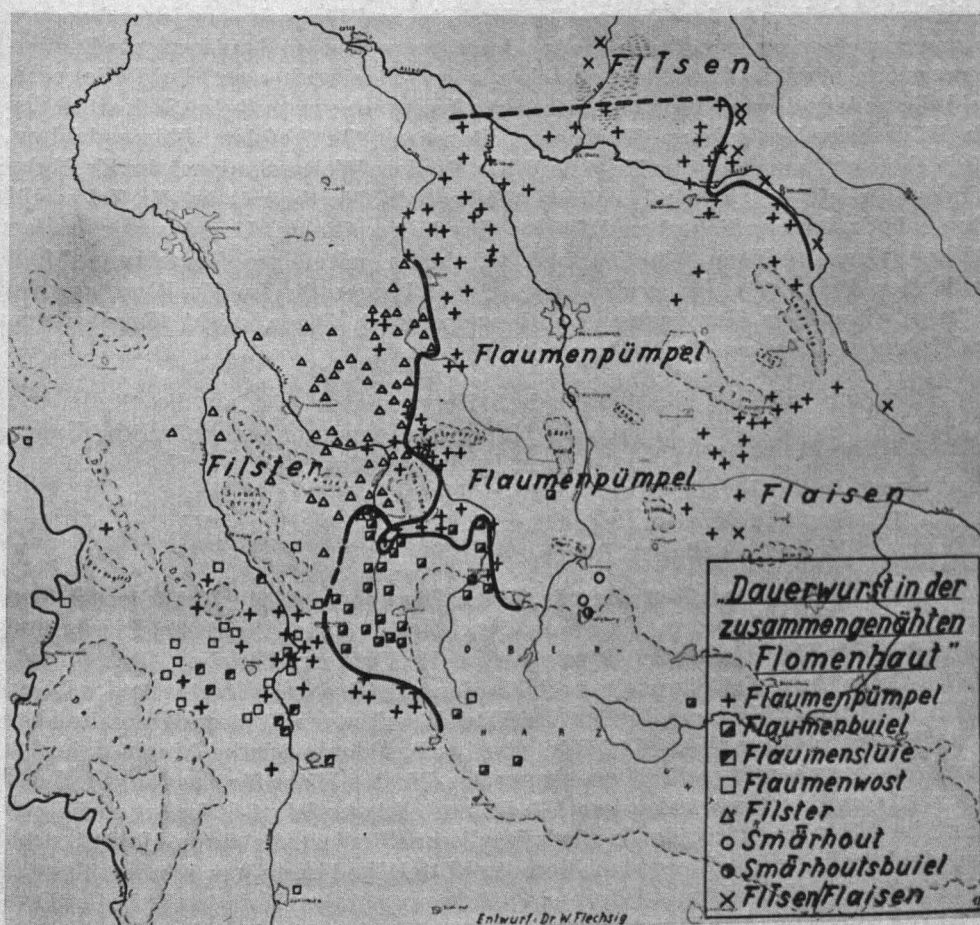
Leider ist es mir bis jetzt nicht gelungen, die Bezeichnung Schlackwurst in Ostfalen über das 18. Jahrhundert zurückzuverfolgen. Sie fehlt sowohl unter den Fleisch- und Wurstvorräten in den ostfälischen Nachlaßinventaren des 16. und 17. Jahrhunderts wie in den fürstlichen Taxordnungen des 17. Jahrhunderts und erscheint, abgesehen von ihrer Erwähnung im Braunschweiger Mummelied von 1718 <sup>16)</sup>, zum ersten Male in einer gedruckten braunschweigischen Preisliste für Lebensmittel von 1766 neben Brat-, Brägen-, Zungen-, Rot- und Leberwurst <sup>17)</sup>. Das bedeutet jedoch nicht, daß die Schlackwurst hierzulande erst im 18. Jahrhundert „erfunden“ sein kann. Vielmehr beweist ihre rühmende Erwähnung im Mummelied, das offensichtlich durch den Mund Rüdels die allgemeine Sinnesart der Braunschweiger Bürger wiedergeben soll, daß damals die Schlackwurst bereits zu den beliebtesten „Spezialitäten“ der Stadt gehörte. Das setzt doch wohl schon eine längere Überlieferung und ein höheres Alter der Wurstsorte voraus. Wenn sie in älteren Inventaren nicht ausdrücklich genannt wird, so erklärt sich das daraus, daß naturgemäß immer nur ganz wenige Schlackwürste in einem Haushalt vorhanden sein konnten. Sie werden daher summarisch unter den viel zahlreicheren Mettwürsten mit erfaßt worden sein. Wo verschiedene Größen von Mettwürsten erwähnt werden, wie etwa 1566 im Inventar des Braunschweiger Bürgers Hermann Brant „32 metworste klein vnd groth“ <sup>18)</sup>, dürften mit den großen die Schlackwürste gemeint sein.

Der Name unserer Schlackwurst kann nicht, wie Mensing meinte, „schlaff gestopfte Wurst“ bedeuten <sup>19)</sup>. Zwar kennt man auch in Ostfalen wie im nördlichen Niedersachsen und Schleswig-Holstein den Begriff Slack(er)snī ‚Schnee, der beim Auftreffen auf die Erde sofort schmilzt‘, der auf das mittelniederdeutsche Eigenschaftswort *slak* ‚schlaff, schlapp‘ (englisch *slak*, angelsächsisch *sleak*) zurückgeht. Mit diesem *slak* hat die ostfälische Schlackwurst aber nicht unmittelbar etwas zu tun, besteht doch ihre Eigenart gerade darin, daß sie nicht schlaff, sondern außerordentlich fest gestopft ist und infolgedessen bei längerem Hängen knüppelhart wird. Ich möchte das Wort Slackwost bzw. Slacke vielmehr mit den ostfälischen Begriffen *Slacks*, *slackerisch* und *höchslackern* zusammenstellen, die z. B. in Mascherode bei Braunschweig nach Fr. Habekost noch lebendig sind. *Slacks* bedeutet einen langaufgeschossenen jungen Menschen ohne entsprechende Breitenentwicklung; das dazugehörige Eigenschaftswort *slackerich* und das Zeitwort *höchslackern* verwendet man zur Kennzeichnung der Gestalt nicht nur bei Menschen, sondern auch bei Pflanzen. So sagt man sowohl „*en slackerich Mäken*“ wie „*dā Bōm is medtich höch eslackert*“. Unsere Vorfahren haben also die lange Fleischwurst im Schweinemastdarm wohl nach ihrer Form Slackwost genannt.

Die Form dieser Wurstart gab offensichtlich auch den Anlaß dazu, daß man sie stellenweise im westlichen Ostfalen als *Feldkiker* (*-käiker*, *-kaiker*, *-köiker*, *-koiker*) bezeichnet. Durch Fragebogen ermittelte ich diesen Namen in Immensen, Kr. Burgdorf, Farmsen, Hönnersum und Machtsum, Kr. Hildesheim-Marienburg, Betheln und Esbeck, Kr. Alfeld, Golmbach im Kr. Holzminden, Ammensen im Kr. Gandersheim und Stöckheim im Kr. Einbeck. Er ist ferner bekannt im Kr. Ulzen <sup>20)</sup>, im Kr. Celle <sup>21)</sup>, im Kr. Hameln <sup>22)</sup>, in und um Northeim <sup>23)</sup>, in und um Göttingen <sup>24)</sup> in Hannoversch Münden <sup>25)</sup>, in Duderstadt <sup>26)</sup> und im thüringischen Nordhausen <sup>27)</sup>. In lautlich nur wenig abweichender Form erscheint das Wort schließlich im thüringischen Eichsfeld als „*Falgiker*“ <sup>28)</sup> und in dem sprachlich noch zu Ostfalen gehörigen nordhessischen Kr. Hofgeismar verballhornt als „*Feldquieker*“ <sup>29)</sup>. Man wählte das Wort *Feldkiker* als Wurstnamen, wie schon Kück vermutet hat, anscheinend deshalb, weil die lange harte Wurst im Schweinemastdarm eine gewisse Ähnlichkeit mit dem ungefügen altertümlichen Fernrohr der napoleonischen Zeit hat. Der Wurstname kann daher natürlich erst entstanden sein, als das zu Beginn des 17. Jahrhunderts erfundene Fernrohr auch hierzulande bekannt wurde. Das dürfte kaum vor dem 18. Jahrhundert geschehen sein. Die bisher früheste Erwähnung des eichsfeldischen Wurstnamens in der hochdeutschen Form „*feldt Kucker*“ stammt von 1724 <sup>30)</sup>. Der Scherzname *Feldkiker* hat also wohl da, wo er heute gebräuchlich ist, einen älteren Wurstnamen verdrängt. Vermutlich hat früher überall in Ostfalen ausschließlich Slackwost oder Slacke gegolten. Ob der neuere Name *Feldkiker* sich von Nordthüringen, vom Eichsfeld und von Nordhessen nach Norden bis in die Lüneburger Heide ausgebreitet hat oder umgekehrt von den Kreisen Ulzen und Celle nach Süden, läßt sich bei der weiten, lockeren Streuung seines Vorkommens nicht feststellen. Gleichzeitiges Aufkommen des Scherznamens in verschiedenen, voneinander unabhängigen Gegenden halte ich nicht für wahrscheinlich. Ich glaube eher, daß er in einer einzelnen Stadt geprägt wurde und durch deren Wurstaufuhr über Land allmählich weiter bekannt geworden ist.

### 3. Flaumenpümpel, Filster oder Flaisenwost

Wer beim Schlachten eines Schweines darauf bedacht ist, mehr als nur eine Fleischwurst von der Dauerhaftigkeit und der Geschmacksart der Schlackwurst zu gewinnen, greift in Anbetracht der begrenzten Länge des Schweinemastdarms zu dem Aushilfsmittel, die von den Flomen des Schweinebauches abgezogene Haut in zwei gleiche Hälften zu zerschneiden, diese beutelförmig zusammenzunähen und diese Beutel mit demselben Mettgut zu füllen, das auch für die Schlackwurst verwandt wird. Auf diese Weise gewinnt man zur einen Schlackwurst noch zwei ähnliche Würste von gedrungener Gestalt hinzu. Die Flomenhaut übt durch ihren Fettgehalt die gleiche Wirkung auf das „Reifwerden“ und die Haltbarkeit der Wurstmasse aus wie der Mastdarm. Man läßt die Wurst in der Flomenhaut daher auch ebensolange hängen wie die Schlackwurst, bis man sie anschneidet.



Im Hauptverbreitungsgebiet des Wortes Flaumenpümpel sind die Belegorte nur in den Randzonen durch Einzelsignaturen gekennzeichnet

Im ostfälischen Kerngebiet zwischen dem Lappwald im Osten und dem Innerstetal im Westen heißt die Dauerwurst in der Flomenhaut fast überall *Flaumenpümpel* oder bloß *Pümpel*. Dabei wird das Bestimmungswort der ersten Namensform je nach der örtlichen Lautentwicklung des germanischen *ô* (mittelniederdeutsch *ô*<sup>1)</sup> *Flaumen-*, *Fleäumen-*, *Fläamen-*, *Flämen-* oder *Flaimen-* ausgesprochen, soweit nicht etwa die hochdeutsche Form *Flömen-* eingedrungen ist. Westlich der Innerste findet sich dieser kernostfälische Wurstname nicht mehr geschlossen, sondern verstreut zwischen anderen Benennungen bis zur Weser hin. Durch Fragebogen wurde er erfaßt in Ahlshausen, Astfeld, Badenhausen, Billerbeck, Bodenstein, Bornum, Erzhausen, Gittelde, Greene, Heckenbeck, Kai-erde, Mahlum, Olxheim, Opperhausen, Seesen, Stroit, Windhausen und Wolfshagen im Kr. Gandersheim, Boffzen, Halle, Heinade, Mainzholzen und Vorwohle im Kr. Holzminden, Immensen, Krimmenssen, Kuventhal, Lauenberg und Negenborn im Kr. Einbeck, Düderode, Eisdorf und Willershausen im Kr. Osterode. Dazwischen erscheinen in den Kreisen Gandersheim und Einbeck vorwiegend andere Zusammensetzungen mit *Flaumen-* oder der entsprechenden Lautform als Bestimmungswort, nämlich *-buiel* (*-boiel*), *-sluie* oder *-sliue* und *-wost*. Bald die eine, bald die andere dieser Zusammensetzungen begegnet uns auch im Südostteil des Kr. Hildesheim-Marienburg (Bockenem, Bönningen, Gr. Rhüden, Königsdahlum, Mechtshausen), vereinzelt im Kr. Alfeld (Gr. Freden, Woltershausen), im Kr. Holzminden (Reileifzen), im Kr. Northeim (Hohnstedt, Northeim), im Kr. Zellerfeld (Buntenbock, Lonau, Sieber) und Goslar (Bredelern, Gielde, Upen) sowie in den Städten Hameln, Hann. Münden und Göttingen mit ihrer Umgebung. Mein östlichster Beleg für *Flaumenbüdel* ist aus Elbingerode im Kr. Wernigerode, während *Pümpel* im Harzvorlande noch weiter nach Osten reicht (Dardeshaim, Dedeleben und Hessen, Kr. Halberstadt).

Östlich und nördlich des ostfälischen Kerngebietes tritt an die Stelle von *Flaumenbüel* und (*Flaumen-*)*Pümpel* ein Name ganz anderer Art, nämlich *Flaisen-* (*wost*) oder *Fläsen(wost)*. Die erste Form ist im magdeburgischen Holzlande und anscheinend in der Magdeburger Börde zu Hause, die zweite fand ich bei Stichproben vereinzelt in den Nordteilen der Kr. Gifhorn (Betzhorn, Westerholz) und Helmstedt (Eischott, Grafhorst, Rügen).

Die Verbindung zwischen der nördlichen *Fläsenwost* und der östlichen *Flaisenwost* stellt die Zwischenform *Fläsen(wost)* bzw. *Fläsenwost* in Ahnebeck, Parsau und Vorsfelde, Kr. Helmstedt und Ohrleben im Kr. Oschersleben her. Das *Fläsen-/Flaisen-*Gebiet setzt sich einerseits nach Norden zur Niederelbe fort, wie der Beleg aus Brackel im Kr. Harburg für *Flis'* bei Kück<sup>31)</sup> erkennen läßt, andererseits aber vor allem nach Osten über die Mittel- und Oberelbe ins Brandenburgische hinein, wie aus Teucherts Angaben über die Verbreitung des Wortes *Fläse* für das Bauchfell des Schweines erschlossen werden kann<sup>32)</sup>. Das ostelbische Wort *Fläse* ist nach Teuchert im 12. Jahrhundert durch niederländische Siedler aus ihrer Heimat nach Brandenburg mitgebracht worden. Von der Mittel- und Oberelbe her muß es schon früh nach Westen in die Magdeburger Börde eingedrungen sein, weil es im östlichen Ostfalen die ostfälische Lautentwicklung des altniederdeutschen Zwielautes *ia*, später *ie* (aus westgermanisch *eo*) über mittelniederdeutsch *ê* zu *ai* mitgemacht hat. Wo dagegen in den Kr. Gifhorn und Helmstedt *Fläse* bzw. *Fläse* gesprochen wird, kann



das Wort dorthin erst in der Neuzeit aus der Altmark (Flēs') oder von der Niederelbe (Flīs') als Lehnwort eingeführt sein, als die spätmittelalterlichen Diphthongierungskräfte in der ostfälischen Volkssprache nicht mehr wirksam waren. Dort, wo heute *Flēse* oder *Flīse* in Ostfalen gilt, ist also vermutlich der ältere, bodenständige Name *Flaumenpümpel* verdrängt worden, während die *Flaisen*-Orte wohl im Altbesitz dieses Wortes sind und den *Flaumenpümpel* nie gekannt haben.

Rätselhafter ist die Ursache für die Entstehung und Verbreitung eines dritten geschlossenen Wortbereiches in Ostfalen, wo die Dauerwurst im Flomenhautbeutel *Filster* oder *Filsterwost* genannt wird. Ich fand diesen Namen in den meisten Orten der Kr. Hildesheim-Marienburg und Peine, ferner in einigen Orten der Kr. Alfeld (Betheln, Breinum, Burgstemmen, Lamspringe, Mehle, Sibbesse), Gandersheim (Mahlum, Schlewecke, Volkersheim) und Wolfenbüttel (Binder sowie — neben *Flaumenpümpel* — Baddeckenstedt, Gr. Elbe und Nordassel). Weit von diesem zusammenhängenden Filstergebiet entfernt ist das Wort neben *Flōmenwost* auch in Hann. Münden bekannt. Wie weit das Filstergebiet über die Kreise Hildesheim-Marienburg und Peine etwa noch nach Norden reicht, konnte ich in Ermangelung von Gewährsleuten in den Kr. Springe, Hannover-Land und Burgdorf nicht feststellen. Seine eindeutige Begrenzung nach Süden und Osten ist deshalb so eigenartig und einstweilen unerklärlich, weil diese Grenzzone sonst nicht als binnenostfälische Sprachgrenze in Erscheinung tritt und auch weder stammesgeschichtlich noch verkehrsgeschichtlich begründet ist.

Ebenso rätselhaft wie die Verbreitung ist auch die sprachliche Herkunft des Wortes *Filster*. Ich kenne weder im heutigen ostfälischen Wortschatz noch im mittelniederdeutschen einen Wortstamm, an den *Filster* angeschlossen werden könnte, es sei denn, daß mnd. *vilt'* Filz' mit dem Suffix *-ster* verbunden wäre. Die Ähnlichkeit der Wortbildung mit dem gemeinostfälischen *Holster* m. 'Umhängetasche aus Fell und Leder für Frühstück oder Jagdbeute' drängt sich einem ja förmlich auf, aber auch bei diesem Worte ist noch ungeklärt, ob darin *Holt* 'Wald' oder *holl(ich)* 'hohl' steckt. Vermutlich steckt in *Filster* ein westostfälischer Name für die Flomenhaut, entsprechend der ostostfälischen *Flaise*. Nach dieser Haut ist ja auch der Wurstname *Smārkhoutsbuiel* benannt, der in Bad Harzburg an die Stelle von *Flaumenpümpel* tritt, in Westerode und Lochtum einfach als *Smārkhout* erscheint und etwas abgewandelt in Badersleben, Kr. Oschersleben, als *Smārkhutsstümpel* bekannt ist. Er geht zurück auf die Bezeichnung der Flomen als *Schmcer*, die aus dem Saale-Muldegebiet oder aus Nordthüringen in den Harz und sein Vorland gelangt sein wird. Im westlichen Ostfalen steht dafür *Fleamensluie* oder *-sliuc* als Name der Fetthaut, die pars pro toto dann auf die daraus gebildete Wurst übertragen wurde. Nur scheinbar weichen die Wurstnamen *Flaumenpümpel* und *Flaumenbuiel* sowie *Flaumenwost* von der Regel ab, daß diese Wurstsorte nach der Hülle benannt wird. Es handelt sich nämlich wahrscheinlich um sogenannte elliptische Bildungen vielsilbiger Wörter, bei denen aus Sprechbequemlichkeit ein mittleres Wortglied fortgelassen wurde. Ursprünglich hieß die Wurstsorte also wohl *Flaumenhütspümpel* usw. Ein letztes Wort wäre noch über das Grundwort *-pümpel* zu sagen. Es bedeutet eigentlich die Mörserkeule, die man pumpend auf- und niederbewegt, und soll in unserem Wurstnamen wohl die gedrunzen runde Form kennzeichnen.

Merkwürdigerweise ist keiner der ostfälischen Namen für die Dauerwurst in der Flomenhaut bisher in einer gedruckten oder handschriftlichen Quelle vor dem 19. Jahrhundert nachweisbar. Die altertümlichen Wörter, aus denen sie gebildet sind, bezeugen aber ein weit höheres Alter sowohl der Namen wie der Wurstart selbst. Wenn sie in den älteren Quellen nicht erscheint, so wird sie wohl wie die Schlackwurst, ihre nächste Verwandte, unter dem Sammelbegriff Mettwurst oder Bratwurst zu suchen sein.

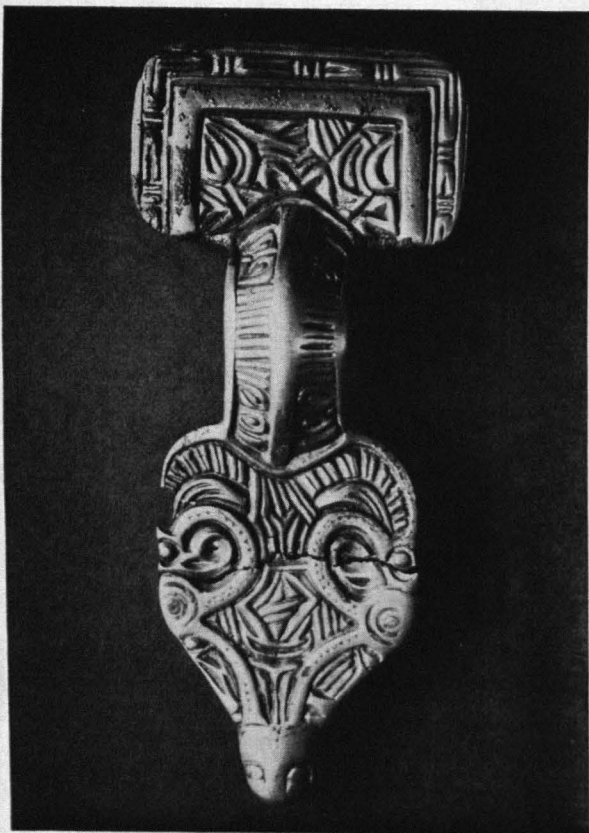
- <sup>1)</sup> Schriftliche Auskunft von Dr. Paul Alpers in Celle.
- <sup>2)</sup> Schriftliche Auskunft von Kreisheimatpfleger Dr. Oppermann in Hameln.
- <sup>3)</sup> Schriftliche Auskunft von Museumsleiter Dr. Eggeling in Northeim.
- <sup>4)</sup> Schriftliche Auskunft von Kreisheimatpfleger Kracke in Münden.
- <sup>5)</sup> Schriftliche Auskunft von Kreisheimatpfleger Dr. Fahlbusch in Göttingen.
- <sup>6)</sup> Schriftliche Auskunft von Dr. Franz Boegehold in Duderstadt.
- <sup>7)</sup> L. Hertel: Thüringer Sprachschatz. Weimar 1895.
- <sup>8)</sup> Fr. Woeste: Wörterbuch der Westfäl. Mundart. 2. Aufl. bearb. von E. Nörrenberg. Norden 1930.
- <sup>9)</sup> H. Schmoeckel u. A. Blesken: Wörterbuch der Soester Börde. Soest 1952.
- <sup>10)</sup> K. Bauer: Waldeckisches Wörterbuch. Norden 1902.
- <sup>11)</sup> Chr. Frederking: Plattdeutsches Dorfwörterbuch des Dorfes Hehlen b. Minden. Bielefeld 1939.
- <sup>12)</sup> Schriftliche Auskunft von Dr. Woortmann in Münster.
- <sup>13)</sup> A. F. C. Vilmar: Idiotikon von Kurhessen. Marburg 1868.
- <sup>14)</sup> K. Müller-Fraureuth: Wörterbuch der obersächs. und erzgebirg. Mundarten. 2 Bde. Dresden 1911.
- <sup>15)</sup> Mündliche Auskunft von Dr. H. Kleinschmidt in Braunschweig.
- <sup>16)</sup> Mündliche Auskunft von Präparator Krehan in Braunschweig.
- <sup>16)</sup> vgl. Braunschweigische Heimat 43. Jahrg., 1957, S. 7.
- <sup>17)</sup> a. a. O. wie <sup>16)</sup>; hier S. 38.
- <sup>18)</sup> Stadtarchiv Braunschweig. Inventare und Testamente Bd. J II.
- <sup>19)</sup> O. Mensing: Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch. Bd. 4, Neumünster 1926; hier Sp. 517.
- <sup>20)</sup> E. Kück: Lüneburger Wörterbuch. Bd. 1, Neumünster 1942; hier Sp. 453 unter Stichwort Fild.
- <sup>21)</sup> wie <sup>1)</sup>, <sup>22)</sup> wie <sup>2)</sup>, <sup>23)</sup> wie <sup>3)</sup>, <sup>24)</sup> wie <sup>5)</sup>, <sup>25)</sup> wie <sup>4)</sup>, <sup>26)</sup> wie <sup>6)</sup>, <sup>27)</sup> a. a. O. wie <sup>7)</sup>; hier S. 93.
- <sup>28)</sup> K. Hentrich: Wörterbuch der nordwest-thüring. Mundart des Eichsfeldes. Götting. 1912; hier S. 41.
- <sup>29)</sup> C. Heßler: Hessische Landes- und Volkskunde. Bd. 2. Marburg 1904; hier S. 518.
- <sup>30)</sup> Schriftliche Auskunft von Hauptlehrer Bernhard Koch in Seulingen.
- <sup>31)</sup> a. a. O. wie <sup>20)</sup>; hier Sp. 479.
- <sup>32)</sup> H. Teuchert: Die Sprachreste der niederländischen Siedlungen des 12. Jahrhunderts. Neumünster 1944; hier S. 325 und Karte 37.

## *Truhe und Schrank im Kreise Holzminden*

von Curt Sauermilch

Das unbestreitbar älteste Verwahrn Möbel ist die Kiste, der Kasten, die Truhe. In ihr konnte alles fremdem Zugriff wie auch den schädigenden Einwirkungen atmosphärischer Kräfte entzogen werden: Gerät, Kleidung, Wertgegenstände, Vorräte aller Art. Von einem bronzezeitlichen Händler fand man den „Warenkoffer“ in Gestalt eines gespaltenen und ausgehöhlten Baumstammes mit Inhalt, ein Parallelvorkommen zu den Baumsärgen. In Weiterverfolgung dieses Anfertigungsvorganges entstand wohl auch der mittelalterlich anmutende Kasten, Abb. 1, der in der Kirche von Halle (Kr. Holzminden) aufbewahrt wird. Er ist ca. 60 cm lang, aus einem Balkenstück gehauen. Der klotzig schwere Deckel, der auf einer beim Aushauen ausgesparten Raste aufliegt, besitzt einen Schlitz zur Aufnahme von Geldstücken. Wohl deshalb geht der Kasten unter der Bezeichnung „Abblaßkasten“; ob er wirklich dem Zwecke gedient hat, ist nicht nachweisbar. Die sehr derben Beschläge bestehen aus Bronze. Jedenfalls dürfte der Haller Kasten zu den ältesten Verwahrn Möbeln im Kreise Holzminden gehören. Die nächste handwerk-





1.



2.

Beigaben aus dem Runenfibel-Grabe von Beuchte: 1. Fibel (1:1), 2. Tongefäß (1:2)  
Die Klischees für die Tafeln I bis IV und die Textabbildungen 1 bis 5 stellte dankenswerterweise  
der Verlag Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen zur Verfügung

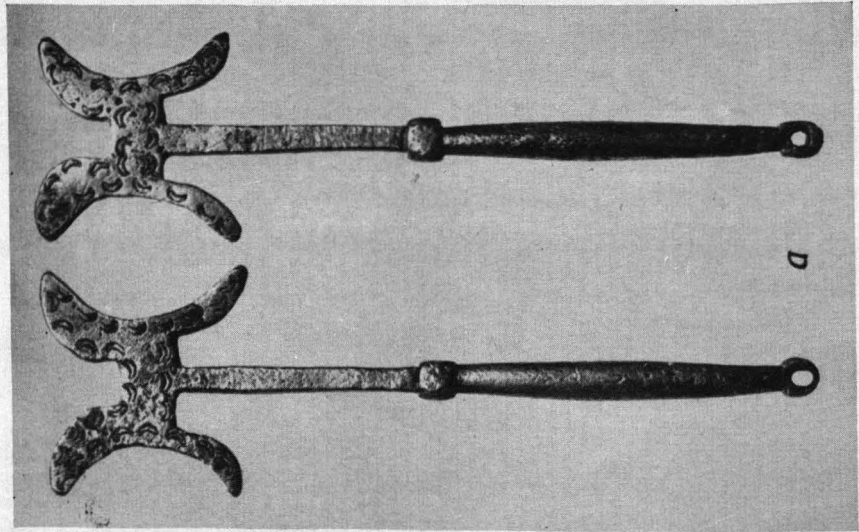
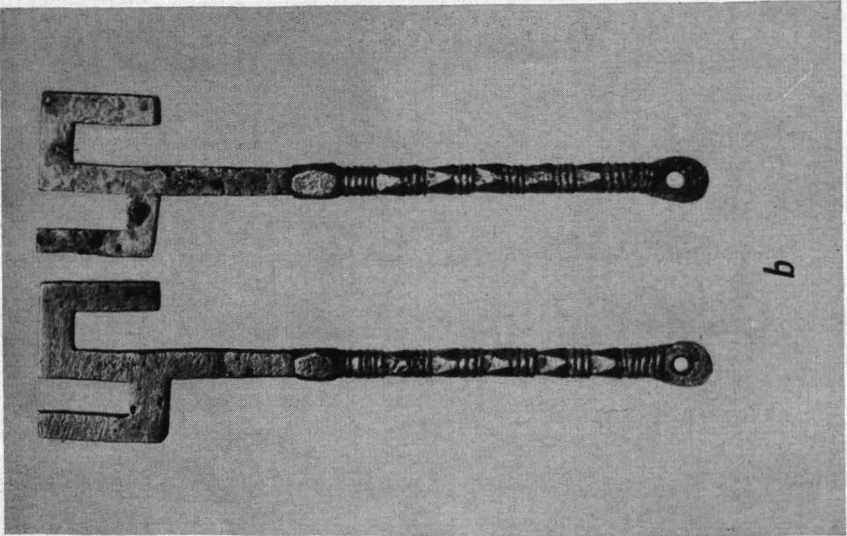


Magische Inschrift (Zeile a) auf der Rückseite der Kopfplatte der Bechter Fibel (5:1)

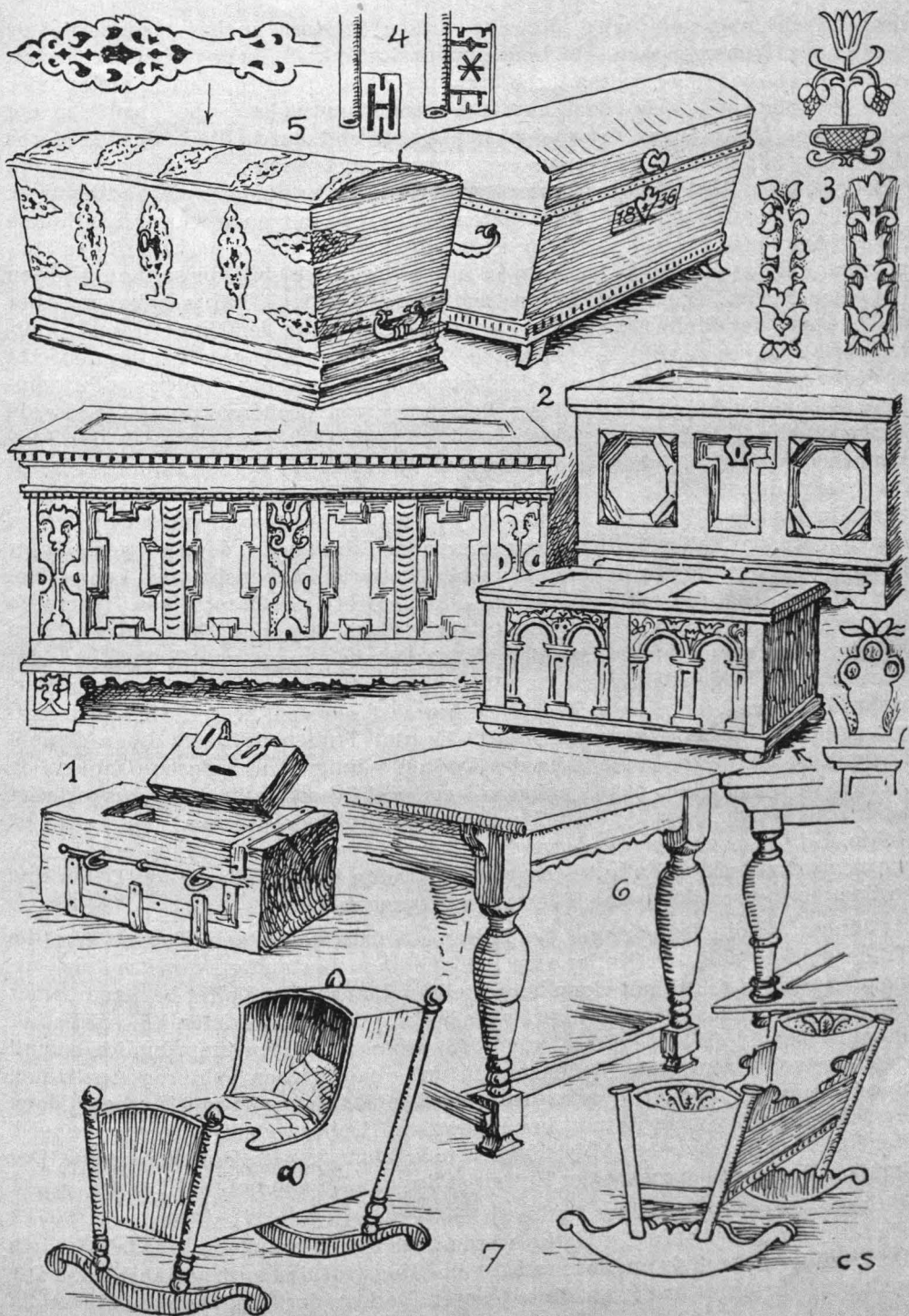


Buirso-Inschrift (Zeile b) auf der Rückseite der Kopfplatte der Bechter Fibel (5:1)





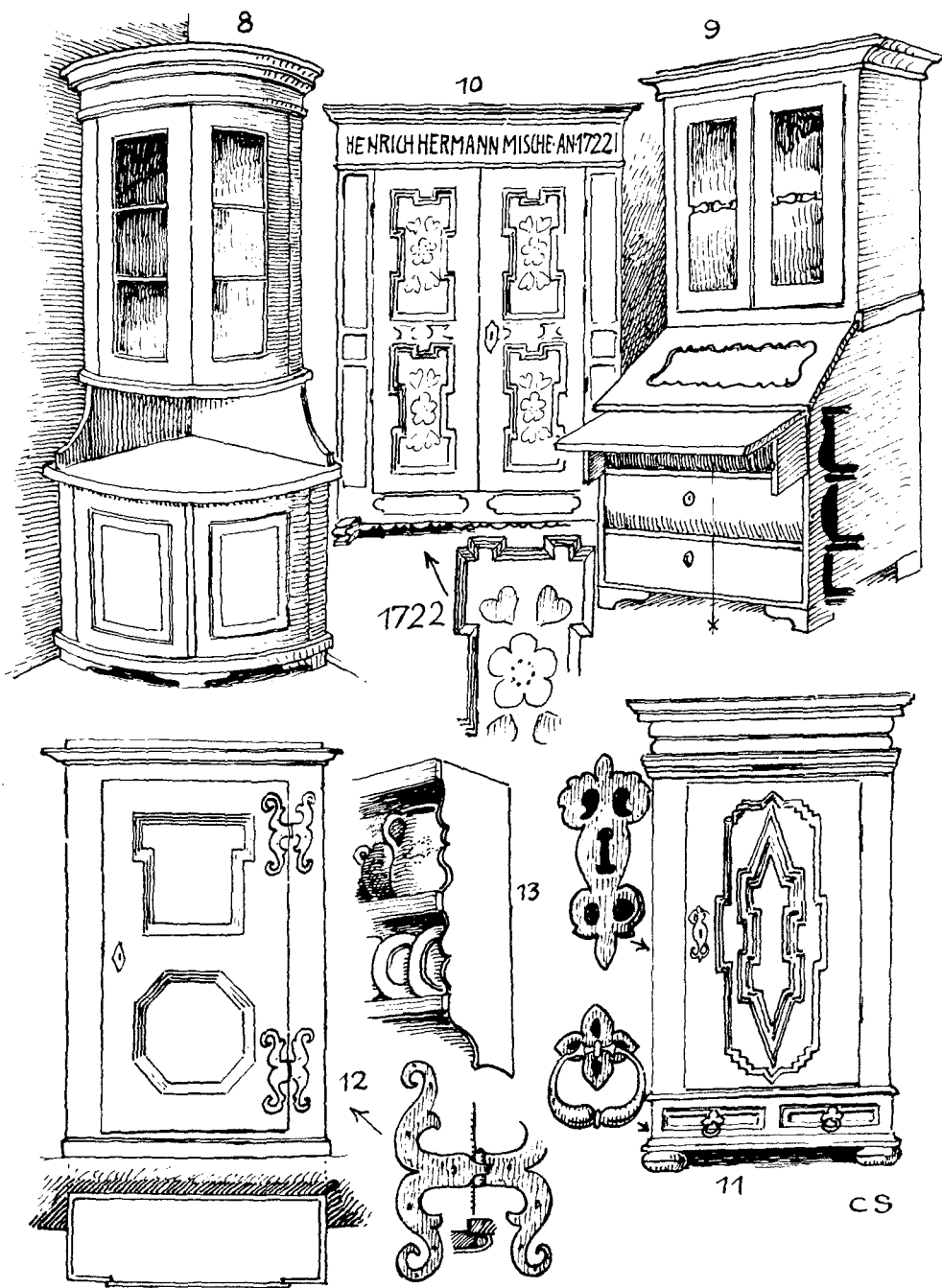
Symbolschlüssel aus dem Beuchter Runenfibel-Grabe (1:1)



liche Entwicklungsstufe wird die aus dicken Brettern mehr gezimmerte als getischelte Truhe gewesen sein, lange, bevor Schränke in ihrer vielfachen Gestalt auftraten. Diese Truhen hatten ihren Standplatz häufig auf Speichern, Böden oder auch in Dälen und Stein- oder auch nur Lehmstampfboden, und damit lag die Gefahr des Hochziehens der Bodenfeuchtigkeit und durch diese des Verderbs des Truheninhalts nahe. Dem zu begegnen, konstruierte man die sogenannte „Stollentruhe“, Kästen, deren Eckbretter nach unten verlängert ein hochbeiniges Verwahrn Möbel darstellten, das der Bodenfeuchtigkeit entzogen war und auch eine Schädigung durch Mäusefraß erschwerte. Diese Truhen waren nach zünftiger Zimmermannsart gefügt, verrieten noch in nichts den Tischler. Von solchen ältesten gotischen Stollentruhen ist aus unserem Kreise bis jetzt nichts bekannt. Aber die Vorteile der Stollentruhe blieben unvergessen, aus dem Ende des 17. Jahrhunderts sind einige reich ausgestattete Möbel dieser Art erhalten, die als recht hochstehende Tischlerarbeiten wohl kunstgeschichtliche, aber weniger volkskundliche Bedeutung haben. In letzterer Beziehung von größerem Interesse ist die Truhe in Abb. 2, links. Zeitlich steht sie kurz nach 1700, sie zeigt noch das Ausklingen der Hochbeinigkeit und außerdem im Stile der Zeit gestaltete Lebensbaumdarstellungen. Die reiche Schnitzerei der Vorderseite zeigt, wie hochgeschätzt als Möbelstück die Truhe war. Das Lederschnittornament der deutschen Renaissance, der Zahnschnitt, aus dem zierenden Schnitzwerk der Fachwerkhäuser bekannt und das mit Vorliebe angebrachte Motiv des Lebensbaumes kehren immer wieder. Dazu das eckig gebrochene Rahmenwerk des Barock, von Haustüren und besonders Schränken des 17./18. Jahrhunderts bekannt. Von der so gern angebrachten symbolhaften Schnitzerei des Lebensbaumes von Truhen aus der Wende dieser beiden Jahrhunderte zeigt Abb. 3 einige Beispiele. Da in diesen Verwahrn Möbeln z. T. erhebliche Werte aufbewahrt wurden, waren sie durch entsprechend knifflige Schlösser gesichert. Es gibt Truhenschlösser, deren Schloßkasten fast die ganze Innenfläche des Deckels einnimmt und deren Schlüssel in ihren Bärten mit allen nur denkbaren handwerklichen Raffinessen ausgestattet sind, Abb. 4. Der ursprüngliche Zweck und damit Gebrauchswert der Truhe ist dahin, Schränke zu verschiedenen Zwecken, Kommoden, verdrängten sie. Sie wurden degradiert zu Futterkisten, und als solche findet man sie auf Dälen und in Speichern ihrem langsamen Verfall entgegengehend.

Jünger als die Truhen sind die Koffer mit flach gewölbtem Deckel. Wie die Truhe gehörte auch der Koffer zum maßgeblichen Bestandteil der Brautausstattung. Natürlich gefüllt mit eigen hergestelltem Leinen. Die Koffer besitzen immer zwei Henkel, sind selten geschnitzt oder höchstens mit Zierleisten klassizistischer Prägung besetzt (Abb. 5, rechts, von 1836). Manche mögen ursprünglich bemalt gewesen sein, wenigstens ließen einige unter mehrfachen späteren Anstrichen Spuren einstiger Bemalung erkennen. Abb. 5, links, ist reich mit Zierbeschlägen versehen. Die Inneneinrichtung bei Truhen und Koffern sieht immer gesonderte Behältnisse für besondere Wertstücke, Geld, Schmuck oder Dokumente vor. Der heutige Verwendungszweck der Koffer ist der gleiche wie bei den Truhen.

Verhältnismäßig häufiger sind noch Tische wie in Abb. 6 im Gebrauch. Soweit sie nicht durch Wurmfraß hinfällig werden, ist ihre lange Gebrauchsdauer durch ihr kerniges Eichenholz und ihre recht stabile Konstruktion auch gewährleistet. Die gedrehten Beine erinnern an die schweren Docken der Treppenballustraden in





Bürgerhäusern des 17. Jahrhunderts. Eine Fußraste war meist schon ursprünglich vorgesehen und wenn nicht, wurden sie als immer wünschenswert nachträglich mehr schlecht als recht angenagelt, Abb. 6, links. Kleinere Ziertische haben sich wohl erhalten vom Rokoko und besonders als Ecktischchen klassizistischen Stils, aber sie besagen volkskundlich kaum etwas, sind wohl z. T. auch aus üppigeren Haushalten verschleppt. Ältere Spiegel aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts sind durchweg in den geradlinigen Formen dieser Zeit gehalten und zeigen gebietsmäßig keine Eigenarten. Ebenso ist es mit den Betten. Einige in den klaren wohl-abgewogenen antikisierenden Formen des Empire geschnitzt, können ebenso gut aus anderen Gegenden stammen. Von deren Abbildung wurde deshalb abgesehen. Ähnlich ist es mit den Wiegen. Sie sind kaum mehr im Gebrauch, die wenigen noch erhaltenen stehen vergessen auf dem Speicher. Abb. 7, links, mit dem Verdeck ist ein bis jetzt einmaliges Vorkommen, die Form der in der Abb. rechts stehenden Wiege wurde in einigen Variationen hier und da im Kreise inventarisiert. Bemalte Wiegen, wie sie in anderen Gegenden nicht selten sind, kamen bislang in unserem Kreise nicht zur Kenntnis. Überhaupt sind bemalte Bauernmöbel, wie sie Süddeutschland kennt und auch noch Hessen, bei uns äußerst selten. Ob sie nun im allgemeinen nicht gebräuchlich waren oder die Bemalung unter wiederholtem Anstrich verschwand, ist schwer festzustellen. Neben schon erwähnten Spuren von Bemalung an Koffern fanden sich solche an einem Schrank nur einmal.

Als der Schrank das weitaus gebräuchlichste Verwahrn Möbel wurde, wurde er auch zu allerlei Spezialformen gestaltet. Kleiderschränke, solche für Leinen, für Geschirr und für Speisen, auch Zierschränke zum Zurschaustellen von allerlei kostbaren oder wenigstens kuriosen Besitztümern. Letztere standen als fast sprichwörtlich gewordene „Glasschränke“ in Stadt und Land in hohem Ansehen. Besonders auf den Dörfern findet man sie heute noch häufig (hierzu Abb. 8 und 9). Abb. 8 als Eckschrank ist ein typisch bürgerliches Stück der Biedermeierzeit, Abb. 9 eine Verbindung von Glasschrank und Schreibschrank war ein im bäuerlichen Haushalt außerordentlich begehrtes Möbel von Ende 17. bis Anfang unseres Jahrhunderts. Die verschiedene Gestaltung der drei Schubladen im unteren Teil wurde in der daneben gestellten Profilzeichnung erläutert, die Schreibplatte und deren beide Stützbretter konnten herausgezogen werden. Das Geheimnisvollste an solchem Schreibschrank aber war die Inneneinrichtung in dem pultartigen Mittelteil. Was es da an Schubfächern, offen sichtbaren und Geheimfächern gab, die nur durch Druck auf einen ganz verzwickelt angebrachten Knopf zu öffnen waren, gibt jedem Stück einen ganz eigenen Reiz. Der schon erwähnte Schrank mit Spuren von Bemalung in Abb. 10 ist das bis jetzt einzige bekannte Stück, er ist datiert 1722. Er stand vollkommen vernachlässigt und dem Verfall nahe im Freien, und dadurch war nach Abwittem des mehrfachen Anstrichs die Art der Bemalung sichtbar geworden.

Gewaltige eichene Kleider- und Leinenschränke vom 17. Jahrhundert an sind dank ihrer massiven Bauart des öfteren erhalten. Aus daumendickem Eichenholz gefügt, mit schweren Messingbeschlägen und in den stilgebenden Formen vom Barock bis in die stilistisch edle Gestaltung des Klassizismus können keine Unterschiede zwischen bäuerlichem und bürgerlichem Formwollen festgestellt werden. Von Abbildungen der zumeist stilistisch gut durchdachten Schränke wurde abgesehen, weil ja auch bei diesen keine Stilgeschichte der Möbel geplant ist, son-

dern nach Möglichkeit volkskulturelle Werte zu Worte kommen sollen, soweit solche erkennbar sind. Abb. 11 ist ein eichener Schrank, dessen Profile sich in unserem Weserland öfter wiederholen. Seine Beschläge wurden nochmals vergrößert gegeben, weil sie typische Spätbarockerzeugnisse sind, ebenso beim Wandschrank Abb. 12. Der eingebaute Wandschrank ist vom 17. Jahrhundert ab in unserem Kreis in Bürger- und Bauernhäusern zu finden. Ebenso ist das Geschirrbörd, Abb. 13, ein häufig wiederkehrendes Requisit der Bauernküchen, dessen ornamentale Aussäugung des Randes auch an anderen Möbeln immer wieder angewandt wurde, wie aus verschiedenen Abbildungen ersichtlich war.

Diese freilich nur gedrängte Übersicht über den Formenreichtum im Hausrat unserer Vorfahren sollen einen Überblick geben über des Bauern und des Bürgers Art im Weserbergland, speziell in unserem Kreise Holzminden, der mit braunschweiger Tradition seit Jahrhunderten verwachsen ist.

## Kann en Dauenkopp wier lebennich weren?

*Ne lustige Vertellige iut Opperhüsen*

von Albert Fuhrmann

„Friedrich Wilhelm“ iut Opperhüsen was ain von mäinen besten Frünnen. Wäi besochten baie dat „Herzogliche Lehrerseminar“ in Wulfenbüttel. Wenn wäi un noch en paar Frünne in Kreiensen in de viere Klasse stiegen, setten wäi iuse Raisekörwe tehaupen un spielen Skåt. As hai denn in Olxen (Olxheim) Schaulemester was, hewwe eck 'ne jümmer geern besocht. Et mäke meck Spaß, wenn hai meck säine Immen wäise. Hai tüchte 'ne näie Immenärt, dä iusen Rautklewer beflaigen konne. Wenn wäi denn in Opperhüsen in'n Krauge von säinen Öldern tehaupen saiten, vertelle hai lustige Geschichten iut'r Tait, wu de Großmudder noch dat Fuier mit'n Pinkestål anbott. Ainmål vertelle hai:

Midden in'n Dörpe lachüm de Kerke erüm de Kerkhoff. Häier harren de aulen Germanenühr „Opperhüus“, dä wörren gefangengenomene Fäinde, auk Päre, 'oppert. Dävon hett inse Dörp den Namen Opperhüsen ekriegten. Üm den Kerkhoff erüm was en daipen Wallgräben. De Kerkhoff was vull. Dä moßte de aule Dauengräwer Rat, mit'n Tarnaitsnämen Plemmele, jümmer en ault Graff upgräben, wenn in'n Dörpe ain estorben was. Ainmål was hai auk däbäie, as de Vedder Baas (Bauer) seck emål de integräbenen Knochen von den Dauen ansaihen woll. Plemmele harre en Dauenkopp, dä giut erhaulen was, mit d'r Schüppe bäi et Graff esmetten. Hai arbaie wäier, un Baas hantäiere an'n Dauenkoppe 'rüm. As Baas wegegäen was, smatt Plemmele dän Dauenkopp vorsichtich in't Graff. An'n andern Morgen mäke hai dat Graff ferdich. As hai niu up 'ner Ledder dä erin estiegen was, kraich hai en bannigen Schrecken — de Dauenkopp riege seck. Hai woll 'ne niu in'er ainen Ecke vergraben. As hai 'ne äwer up d'r Schüppe harre, riege hai seck ganz nå d'r ainen Halwe. Ganz bedeppt sach de Aule noch 'ne Wäile den Dauenkopp an, un hai maine, dat dat Anriegen jümmer slimmer wörre. Saulange hai Dauengräwer was, harre hai sawat nich beliewet. In jönnert Tait globen noch viele Lute an't Spoiken. Hai laip sau hille, as hai konne, nå'n Pastuur. „Herr Pastuur“, raip hai liutmörich, „komen Se mál ganz hille mie nå'n Kerkhowwe, dä is en Dauenkopp lebennich ewuren!“ „Herr Rat, das ist doch unmöglich, Sie haben sich getäuscht!“ „Sai könnt seggen, wat Se willt, Herr Pastuur, wat eck esaihen hewwe, dat hewwe eck esaihen, un hai rieget seck ganz wisse!“ „Dann gehen Sie gleich einmal zum Herrn Kantor, und sagen Sie ihm das auch einmal!“ „Un wenn Joi dat allebaie segget, hai rieget seck doch! Daboí bloiwe eck! Eck will äwer doch emál hengäen nå 'en Kanter.“ Dä sä hai

datsülwichte. Se güngen niu alle drai nå'n Kerkhowwe an't Graff. De Dauenkopp lach ganz stille. „Nun, Rat, was sagen Sie jetzt?“ fragte der Pastor. „Liuert man iest de Toit af, hai rieget seck doch! un daboi bloiwe eck.“ Un währhaftich, de Dauenkopp schoof seck ganz nå d'r ainen Halwe. „Rat“, sä niu de Pastuur, „steigen Sie mal hinunter und holen Sie den Kopf herauf! Wir müssen der Sache auf den Grund gehen!“ „Jå, jå, Herr Pastuur, up dån Grund gåen, dat is richtig. Gåen Sai man sülmt up'n Grund, klåtern Sai man sülmt herunder! In dat Graff sall eck stoigen, Nå, dat gifft et nich, eck will meck woll bargaen. Eck will meck nich unglücklich måken, eck hewwe Friu un Kind in'n Hiuse. Stoigen Sai au'er dai Herr Kanter 'rin in't Graff, wenn Sai d'r Såke up'n Grund gåen willt, eck will mit Gaistern nicks tau daun hebben. Dat is moin leste Wuurt!“ Niu stied de Kantor in dat Graff un håle dån Dauenkopp heriut. Mit grauter Angest sach Råt 'n Kanter wat tau. Hai woort ganz wittschen, as de Kanter dån Dauenkopp up 'ne Stainplatte 'ledt harre. Auk häir riege seck de Kopp hen un här. As niu de Kanter de Schüppe namm un up den Knochen dasche, gung Rat wåit tau'r Halwe. Äwer, wat måken se for Augen, as de Knochen iut'nander felle, un en Hüpper (Frosch) hüppe munter ümmehår! De Såke harre seck in'n Dörpe rund esproken, un 'ne ganze Masse naitäische Minschen stünnen hinder'n Stakitte, up'n Kerkhoff triuen se seck nich up. De Luie harren al emaint, dat Graff möste tauesmetten weren, un Premmele möste en ganz nait gråben. An'n Nåmedach vertelle de Pastuur de ganze Geschichte in'n Krauge. Vedder Baas was auk då. Hai vertelle, dat hai den Kopp genau besaihen herre. Da wörre en Hüpper munter ümmehårehucket. Hai herr 'ne 'fåtet un ühne in dat Lock an'n Hinderkoppe kriupen låten. Alle wollen seck daut lachen. „Ja, ja, Hillemann (sau hait de Biuer aigentlich), was haben Sie nicht alles für Zicken im Kopfe!“

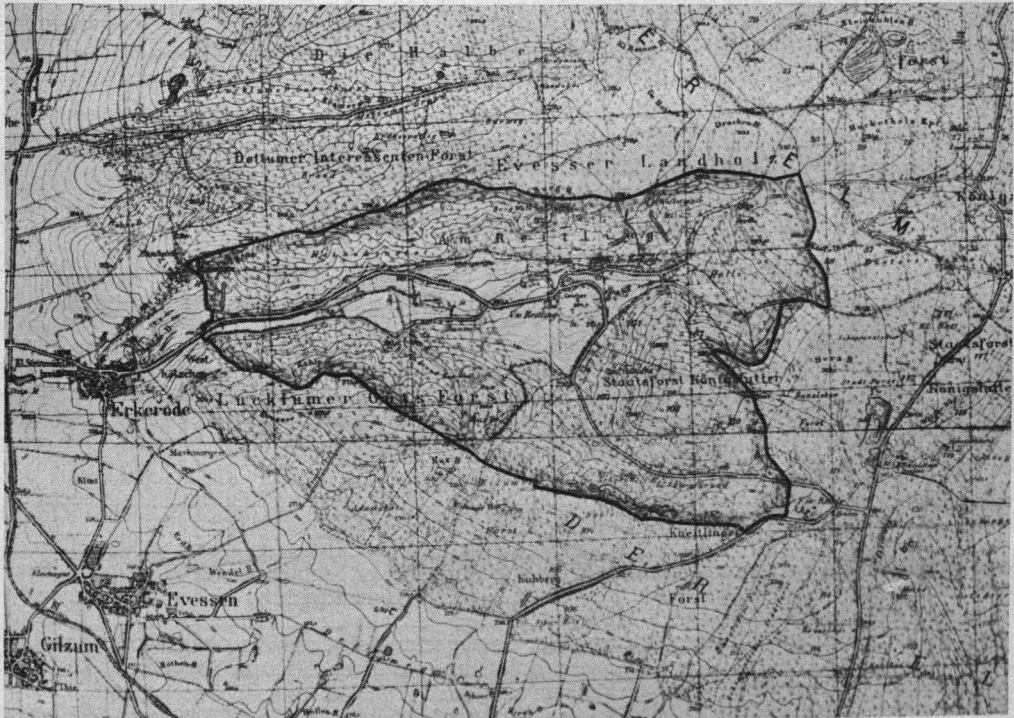
## AUS DER *HEIMAT*PFLEGE

### *Das neue Landschaftsschutzgebiet Reitlingstal*

Das Reitlingstal im Westelm gehört mit seinen von der Wabe durchflossenen und von prächtigem Buchenwald eingefassten Wiesenhängen zu den lieblichsten Waldtälern Ostfalens und ist daher seit Jahrzehnten eines der beliebtesten Ziele für den Ausflugsverkehr der Braunschweiger. Es ist aber nicht nur die landschaftliche Schönheit, um derentwillen das Reitlingstal mit den anschließenden Waldkuppen viel von Fremden aufgesucht wird. Den Naturfreund lockt in der „Teufelsküche“ am Ostrande des Reitlings das Naturwunder eines Quellgebietes, dessen Wasser nach kurzem Lauf wieder in der Erde verschwindet, und der Freund der Heimatgeschichte findet an den Hängen wie auf den Höhen beiderseits des Tales im Walde geheimnisumwitterte Wehranlagen mit Wällen und Gräben, die teils im hohen Mittelalter vom Deutschritterorden vor dessen Übersiedlung nach Lucklum errichtet wurden, teils in früh- oder gar vorgeschichtliche Zeit zurückreichen. Sie führen die Namen Krimmelburg, Wurtgarten und Brunkelburg.

Schon im Jahre 1940 hatte der Senior der braunschweigischen Naturschützer, Dr. med. Otto Willke, bei den zuständigen Naturschutz- und Planungsbehörden beantragt, das Reitlingstal mit seinen Randbergen unter Landschaftsschutz zu stellen, um das Landschaftsbild im ganzen vor Verunstaltungen zu bewahren

und die naturkundlichen und geschichtlichen Besonderheiten des Geländes gegen schädigende Eingriffe zu sichern. Die Kriegsverhältnisse verhinderten jedoch zunächst die Verwirklichung des Vorhabens. Als nach Rückkehr geordneter Verhältnisse 1948 im Rahmen des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz eine besondere Arbeitsgemeinschaft für Naturschutz und Landschaftspflege unter dem Vorsitz von Dr. O. Willke gebildet wurde, gehörte auch das Reitlingstal wieder zu den Landschaftsteilen, deren Schutz angestrebt und vorbereitet wurde. Es dauerte jedoch noch weitere 9 Jahre, bevor es den hartnäckig wiederholten Bemühungen sowohl unseres Landesvereins für Heimatschutz wie des



Das Landschaftsschutzgebiet Reitlingstal (Ausschnitt aus den Meßtischblättern 3730 und 3830)

zuständigen Kreisbeauftragten für Naturschutz und Landschaftspflege, Lehrer Otto K e l l e r m a n n in Broitzem, gelang, von der Höheren Naturschutzbehörde den Erlaß der beantragten Landschaftsschutzverordnung zu erwirken. Die Hindernisse, die es dabei zu überwinden galt, ergaben sich einmal daraus, daß das zu schützende Gelände Teile der Landkreise Braunschweig und Wolfenbüttel umfaßt und daher zwei untere Naturschutzbehörden an der Vorbereitung der Verordnung beteiligt werden mußten. Zum anderen kostete es Mühe, die Ziele des Landschaftsschutzes gegen die Wirtschaftsinteressen privater Anlieger durchzusetzen. So wäre um ein Haar im Jahre 1952 von privater Seite erreicht worden, daß im vorderen Teile des Reitlingstales eine neue Gaststätte gebaut wurde. Wäre dies geschehen, so hätte das Landschaftsbild nicht nur an der betroffenen Stelle

eine schwerwiegende Verunstaltung erfahren, sondern es wäre nach einem solchen Präzedenzfall wahrscheinlich unmöglich gewesen, den Wünschen anderer Baulustiger nach Baugenehmigungen für das Reitlingstal einen Riegel vorzuschieben. Mit der Errichtung von Wochenendhäusern, Garagen, Verkaufsständen und ähnlichen Gebäuden wäre aber das Reitlingstal als Erholungsgebiet für die Allgemeinheit so sehr entwertet worden, daß es keinen Sinn mehr gehabt hätte, es unter Landschaftsschutz zu stellen. Daß es nicht so weit gekommen ist, verdanken wir hauptsächlich Oberregierungs- und -baurat G. Hartwig, der als der damalige Leiter der Hochbauverwaltung des Verwaltungsbezirks Braunschweig, unterstützt von unserem Landesverein für Heimatschutz, allen Bauplänen ein entschiedenes und beharrliches Nein! entgegensetzte. Nachdem es der Höheren Naturschutzbehörde schließlich in schwierigen Verhandlungen gelungen war, den Eigentümer des Gutes Reitling davon zu überzeugen, daß die Einbeziehung seiner Ländereien in ein Landschaftsschutzgebiet seine Existenzgrundlage keineswegs gefährde, konnte endlich am 11. Juli 1957 die Landschaftsschutzverordnung vom Präsidenten des Verwaltungsbezirks Braunschweig erlassen und am 30. Juli im Amtsblatt des Niedersächsischen Verwaltungsbezirks Braunschweig (36. Jahrg., Stück 9) veröffentlicht werden. Sie hat folgenden Wortlaut:

**Verordnung zum Schutze des Reitlingstales einschließlich der vor- und frühgeschichtlichen Anlagen als Landschaftsteil in den Landkreisen Braunschweig und Wolfenbüttel.**

Zum Schutze des Landschaftsbildes des Reitlingstales sowie zur Erhaltung der vor- und frühgeschichtlichen Anlagen in den umliegenden Waldungen wird auf Grund der §§ 5 und 19 des Reichsnaturschutzgesetzes vom 26. 6. 1935 (RGBl. I S. 821) und des § 13 der hierzu ergangenen Durchführungsverordnung vom 31. 10. 1935 (RGBl. I S. 1275) verordnet:

**§ 1**

(<sup>1</sup>) Das Reitlingstal und die umgebenden Waldungen werden in den nachstehend bezeichneten Grenzen dem Schutze des Reichsnaturschutzgesetzes als Landschaftsschutzgebiet unterstellt.

(<sup>2</sup>) Die Grenze des Landschaftsschutzgebietes führt vom Punkt 162,4 an der Landstraße II. Ordnung von Erkerode zum Reitling in nördlicher Richtung zum Wirtshaus „Elm-warte“ (dieses ausschließend); von hier in fast ostwärtiger Richtung auf dem Höhenweg über die Punkte 251,4, 299, 307,5, 311,7, 299,6, 306,7 bis zur Grenze des Landkreises Helmstedt; von hier in fast südlicher Richtung der Kreisgrenze folgend bis zu dem Punkt, an dem diese scharf nach Osten abbiegt, von dort scharf nach Westen bis zum Wege vom Reitling zum Forsthaus Groß Rode und von diesem zunächst in südlicher und westlicher Richtung bis zum Punkt 292,0, dann in südöstlicher Richtung bis zum Punkt 274,0; von dort nach Süden auf die Landstraße II. Ordnung vom Forsthaus Groß Rode nach Amleben, dieser etwa 300 m nach Südwest folgend, dann auf dem Höhenweg in westnordwestlicher Richtung bis zum Lucklumer Gutsforst und über die Wegespinne bis zum Punkt 292,4; von hier auf dem Forstwege weiter über die Punkte 275,0 und 216,0 bis zur Einmündung dieses Weges in die Landstraße II. Ordnung von Erkerode zum Reitling beim Punkt 162,4.

(<sup>3</sup>) Das Landschaftsschutzgebiet ist in die Landschaftsschutzkarte der Landkreise Braunschweig und Wolfenbüttel mit grüner Umrandung mit verbindlicher Wirkung eingetragen. Es ist unter Nr. 7 des Verzeichnisses der Landschaftsschutzgebiete des Landkreises Braunschweig und unter Nr. 11 des Verzeichnisses der Landschaftsschutzgebiete des Landkreises Wolfenbüttel eingetragen.

**§ 2**

(<sup>1</sup>) Im Landschaftsschutzgebiet soll das Landschaftsbild des Tales der Wabe als offenes und in dem bisherigen Umfange nur der Land- und Weidewirtschaft dienendes Waldtal mit den umgebenden Forsten erhalten bleiben. Die vor- und frühgeschichtlichen Anlagen dürfen nicht beeinträchtigt werden.

(<sup>2</sup>) Veränderungen des Landschaftsbildes sind nur mit vorheriger Zustimmung der Naturschutzbehörde zulässig.



Diese Zustimmung ist insbesondere erforderlich für

- a) die Errichtung von Bauwerken aller Art, auch wenn sie keiner baubehördlichen Genehmigung bedürfen;
- b) den Abbau von Bodenbestandteilen;
- c) die Anlage und Erweiterungen von Abschütthalden;
- d) die Ablagerung von Abfällen, Müll und Schutt;
- e) die Anlage von Freileitungen;
- f) die Errichtung von Verkaufsständen;
- g) das Aufstellen und Anbringen von Werbezeichen oder -tafeln und dgl.

(<sup>3</sup>) Nur auf zugewiesenen Plätzen darf gezeltet werden.

(<sup>4</sup>) Der Zustimmung der Naturschutzbehörde bedarf es nicht

- a) für die Errichtung von Bauwerken, die der land-, weide-, fischerei- und forstwirtschaftlichen Nutzung bestimmt sind oder die innerhalb des bebauten Bereiches des Gutes Reitling oder der Gaststätte „Zum Reitlingstal“ liegen;
- b) für Maßnahmen der Landeskultur, vorbehaltlich der Vorschrift des § 3 Abs. 2.

### § 3

(<sup>1</sup>) Die land- und forstwirtschaftliche Nutzung sowie die Nutzung der Jagd und der Teiche bleibt unberührt.

(<sup>2</sup>) Beabsichtigen die Eigentümer oder Nutzungsberechtigten eine Veränderung der Kulturarten (Acker, Weide, Wiese, Wald, Wasser), so haben sie dieses Vorhaben der Naturschutzbehörde anzuzeigen. Die beabsichtigten Maßnahmen sind im Einvernehmen mit der Naturschutzbehörde zu treffen; sie können von der Naturschutzbehörde nur untersagt werden, wenn die Veränderung der Nutzungsform aus betriebswirtschaftlichen Gründen nicht notwendig ist. Das gleiche gilt für die Errichtung von Freileitungen, soweit diese den Eigentümern oder Nutzungsberechtigten der im Landschaftsschutzgebiet liegenden bebauten Grundstücke dienen.

### § 4

Zuständig für die Erteilung aller Zustimmungen und der Entgegennahme von Anzeigen nach § 3 Abs. 2 ist die Untere Naturschutzbehörde, in deren Bereich die betreffenden Maßnahmen wirksam werden sollen.

### § 5

Wer den Bestimmungen dieser Verordnung zuwiderhandelt, wird nach den §§ 21 und 22 des Reichsnaturschutzgesetzes und dem § 16 der Durchführungs-Verordnung bestraft.

### § 6

Diese Verordnung tritt am 1. August 1957 in Kraft.

Braunschweig, den 11. Juli 1957

Der Präsident des Niedersächsischen Verwaltungsbezirks Braunschweig

— Präsidialabteilung — als Höhere Naturschutzbehörde

gez. Dr. Knost

Ungewöhnlich für eine Landschaftsschutzverordnung sind die besonderen Bestimmungen über etwaige Veränderungen in der wirtschaftlichen Nutzung des Bodens und des Wassers. Sie wurden erforderlich, um die Betriebsfähigkeit des Gutes Reitling zu sichern. Sollten solche Veränderungen einmal unbedingt vorgenommen werden müssen, so wird sich hoffentlich ein Weg finden, um die wirtschaftlichen Interessen mit dem Sinn des Landschaftsschutzes zur beiderseitigen Zufriedenheit in Einklang zu bringen. Einstweilen bleibt aber das Reitlingstal so, wie wir es immer gekannt haben und lieben, als ein Erholungsgebiet von hohem Range, gleich reich an landschaftlichen Reizen wie an geschichtlichen Überlieferungen. Dafür danken wir Herrn Verwaltungspräsidenten Knost und seinem Dezenten Oberregierungsrat Dr. Schaper ebenso wie den beteiligten Beamten der beiden Unteren Naturschutzbehörden im Namen aller Heimatfreunde! Fl.

# Heimatkundliche Beobachtungen in Salzgitter-Lebenstedt

von Heinz Mollenhauer

In der langen Siedlungsgeschichte unseres Landes schien erst das 19. Jahrhundert berufen zu sein, nicht nur einschneidende, sondern auch verhältnismäßig schnelle Veränderungen des Landschaftsbildes hervorzurufen. Mit dem Siegeszuge der Technik, der vor rund 120 Jahren sichtbar einsetzte, wurde ein bisher langsames Entwicklungs-Wachstum außerordentlich beschleunigt. Gleichzeitig wurde unsere Heimat u. a. durch die Anlage von Eisenbahnlinien, Fabriken und riesigen Wohnblocks in einem sehr spürbaren Maße umgewandelt. Daß mit der stürmischen Entfaltung wirtschaftlicher Kräfte auch mancherlei Verunstaltungen verbunden waren, empfinden wir Nachfahren schmerzlicher, als die Mehrzahl der fortschrittsfreudigen Zeitgenossen es tun konnten.

Es sollte sich herausstellen, daß etwa seit 1930 eine Entwicklung einsetzte, die alle bisherigen Rekorde um ein Vielfaches übertraf. Ein besonderes Kennzeichen der jüngsten Periode ist es, daß nicht nur neue Wirtschaftszweige erschlossen wurden, sondern daß auch seit 1945 die Folgen unabsehbarer Kriegsschäden beseitigt werden mußten.

Unter allen sich regenden Kräften haben die 1937 gegründeten Reichswerke in Salzgitter den bei weitem größten Einfluß ausgeübt, unsere Heimat von Grund auf zu verändern <sup>1)</sup>. Das ergibt schon der äußere Anblick. Ob diese Entwicklung noch irgendwie übertroffen werden kann, sei es an Schnelligkeit oder Intensität, sei dahingestellt. Der Natur- und Heimatfreund wird zunächst einmal bei dem jetzigen Zustande die Frage aufwerfen, ob der derzeitige Höhepunkt eine würdige Selbstdarstellung findet oder nicht. Wird mit anderen Worten wertvolle Arbeit geleistet oder müssen wir resigniert einen Verfall der Kultur feststellen? Werden ferner Bauten und Anlagen geschaffen, die Ausdruck seelenlosen Massenschwermenschen-tums sind, oder solche, die künstlerisches Wollen und Können, Eigenart sowie eine tiefere Lebensauffassung bekunden?

Wir wollen uns das volle Schwergewicht der Möglichkeiten vor Augen halten, wenn wir einmal an Hand eines praktischen Beispiels die Art der Neuerungen nachprüfen, und dann mit einem sorgfältig erwogenen Urteile nicht zurückhalten.

Uns scheinen u. a. die Verhältnisse in Salzgitter-Lebenstedt für eine Untersuchung besonders geeignet, weil hier in Anlehnung an ein früheres Dorf nach den modernsten Grundsätzen eine Wohn-Stadt in wenigen Jahren erbaut worden ist, die zugleich einen Mittelpunkt darstellt. Nicht nur der Gegensatz zwischen Alt und Neu ist fesselnd, sondern auch die Selbstdarstellung der jüngsten Gegenwart äußerst lehrreich.

Daß Lebenstedt noch im Aufbau begriffen ist, erweisen die noch vorhandenen Buden und Baracken, ferner zahlreiche Baugerüste. Auf der anderen Seite sind bereits so viele Straßenzüge mit fertigen Häusern und Anlagen aller Art erstellt, daß der Besucher schon jetzt den Eindruck einer „richtigen“ Stadt empfängt <sup>2)</sup>. Dabei darf man als erste Erkenntnis buchen, daß derjenige Städtebauer zu beglück-



wünschen ist, der sein Werk unbeschwert von einem Übermaße an bestehenden Rechten nach weitblickenden Plänen vollenden darf.

So ist es kein Wunder, daß Neu-Lebenstedt allein schon durch ein wohlgeordnetes und übersichtliches Straßennetz auffällt. Schachbrettmuster sind unverkennbar, wie ähnliche bereits im 18. Jahrhundert in Zellerfeld im Harze geschaffen wurden. Durch leise Krümmungen und geschickte Unterteilungen ist ein allzu mathematisch-strenger Eindruck vermieden worden. Demgegenüber wirkt das Gewimmel der Gassen in dem einstigen Dorfe zwar romantischer und verträumter, aber dafür auch kleinlicher.

Ein großer Vorzug der neuen Straßen besteht ferner darin, daß sich an ihnen entlang überall in erheblichem Umfange Grünanlagen befinden. Diese werden teils von offenen Vorgärten der Hausreihen, teils durch Wiesenstreifen mit Hecken und Bäumen gebildet. Diese sehr zu begrüßenden Einrichtungen vermitteln schon im jetzigen Zustande den Eindruck einer Gartenstadt und dienen zugleich dem so notwendigen Wind- und Staubschutze. Es ist mit Sicherheit zu erwarten, daß schon nach wenigen Jahren der Bestand an Bäumen und Sträuchern so herangewachsen ist, daß sich der ganze Ort wie eine Oase von den Feldern abheben wird, die sich bis in die unmittelbare Nachbarschaft der Häuser heranschieben.

In diesem Zusammenhange sind auch die vorteilhaften Eindrücke zu erwähnen, die ein im Entstehen begriffener, weitläufiger Stadtpark im Südosten des Bahnhofes sowie mehrfach vorhandene „Gartenkolonien“ bieten. Vorzüglich gelungen ist die Anlage des „Neuen Friedhofes“ an der Hallendorfer Straße. Die Einteilung in rechteckige Felder und Quartiere, die mit dichten Hecken bis zu einer Tiefe von 10 m umgeben sind, die blumenreichen Einzelgräber, gediegene Wege und überall verwandte rote Sandsteinplatten erhöhen die Feierlichkeit. Der Neue Friedhof macht den Eindruck eines Naturparkes, um so mehr, als weitgehend heimische Gehölze angepflanzt sind. Er stellt eine Bereicherung der Landschaft dar. Es waren umfangreiche Erdarbeiten notwendig, um die vorherigen häßlichen Stellen im Gelände zu beseitigen.

Der unweit nördlich gelegene Friedhof im jetzt so genannten „Jammertale“ diente der Bestattung von Personen, die im letzten Kriege verstorben waren. Die vorhandenen Denkmäler in ausländischen Sprachen erinnern an Notzeiten. Auffallend ist der dichte Bestand an Gehölzen, die vom biologischen Standpunkte aus der Vogelwelt und dem Windschutze zu dienen geeignet sind.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die schwierigste Aufgabe eines Städtebauers die Unterbringung der Menschen darstellt, besonders wenn eine große Zahl zu berücksichtigen ist. Der Wunsch, jeder Familie ein abgeschlossenes Heim mit Garten zu ermöglichen, läßt sich nur teilweise verwirklichen. Wir finden daher in Lebenstedt vorwiegend ein- bis fünfstöckige Reihenhäuser, die in verschiedene Wohnviertel mit Straßen von abwechselnder Länge aufgegliedert sind. Ein geschmackvolles Hochhaus mit 6 Stockwerken und mit einem angenehm wirkenden, rötlich-braunen Farbanstrich befindet sich an der Windmühle<sup>2)</sup>. Unweit davon in der Gleiwitzer- und Wiesenstraße liegen in entzückender Lage neuartige Villen und Gärten, deren Umfang man wie ein Freilichtmuseum durchwandert.

Wenn man sich die stillösen und lieblosen Riesenkästen aus Deutschlands Gründer- und Jugendstilzeit vor Augen hält, so kann man sich einem ungeheuren

Fortschritt nicht verschließen. Selbst wenn man in dem einen oder anderen Falle mit den Ergebnissen nicht einverstanden ist, so ist doch ein gesteigerter künstlerischer Wille unverkennbar. Dies gilt nicht nur für die Privathäuser, sondern auch für die öffentlichen Bauten. Unter diesen ragen in Lebenstedt die Schulen als Lichtfänger inmitten geschmackvoller Gartenanlagen hervor. Auch das Arbeitsamt und das mächtige Gebäude des Krankenhauses sind wohl gelungen. Eine neuartige Lösung bringt die lange Reihe der zweistöckigen Häuser in der Salderschen Straße, welche die Dienststellen der Stadtverwaltung aufnehmen. Die fein erwogenen Fronten erinnern in ihrer Strenge an den Barockstil des 18. Jahrhunderts. Gleichwohl sind die Baulichkeiten durchaus modern empfunden. Daß man zur Unterbringung der Behörden nicht die Form eines Hochhauses gewählt hat, wirkt wohlthuend und fast behaglich.

Ein Schmuckstück stellt das Gästehaus in der Kampstraße dar. Nicht nur die herrliche Lage oberhalb der Fuhse-Niederung mit einem freien Blick auf die nahen Lichtenberge ist anziehend, die ganze Gestaltung des Gebäudes spiegelt den Geist berechtigt heiterer Lebensauffassung wider.

Besondere Wahrzeichen stellen für Lebenstedt die Kirchen aus jüngster Zeit dar, die man als gelungene Kunstwerke bezeichnen darf. Sowohl die evangelischen wie katholischen Gotteshäuser sind erstaunlich modern. Sie stellen Sinnbilder der mehr und weniger abstrakten Ausdruckskunst dar. Wenn man vielleicht auch darüber streiten kann, ob der gewählte Bildschmuck den Besucher anspricht, so ist doch die Leistung der Architekten eindrucksvoll. Wir sind offenbar Zeugen eines neu entstehenden Baustiles, der sich deutlich von den früheren abhebt, und der sehr beachtlich ist.

Dabei ist ein Ende der Entwicklung noch nicht abzusehen. Noch sind die Gestaltungsaufgaben des „funktionellen“ Baustiles zu groß, besonders soweit es gilt, die gewünschte Funktion mit Formschönheit zu verbinden oder etwaige Nüchternheit mit mehr innerer Wärme zu erfüllen.

Es ist erfreulich, daß in Lebenstedt für die Jugend ein ansprechendes Heim geschaffen werden konnte. Ferner ist das neu angelegte Schwimmbad trefflich. Für die Hygiene wurde durch eine bemerkenswerte Abwässeranlage im Norden der Stadt Vorsorge getroffen. Die auch biologisch interessanten Einrichtungen ziehen sich terrassenförmig zu der Fuhse-Niederung herunter und erwecken infolge gärtnerischer Gestaltung den Eindruck eines Parkes. An dieser Stelle wurden im Jahre 1952 die bekannten vorgeschichtlichen Funde gemacht<sup>3)</sup>. Jeder Heimatfreund wird begrüßen, daß in naher Nachbarschaft zur Erinnerung an das bedeutende Ereignis eine nette Plastik aufgestellt wurde, die ein „Triceratops“ darstellt. Auch die anliegenden Häuser Reppnerstraße 38 sowie Teichwiesenweg 5, 7 a und 8 zeigen an ihren Wänden vorgeschichtliche Tiere (Sgraffito-Malerei).

Wer unvoreingenommen durch die Straßen Lebenstedts wandert, wird sich vom heimatkundlichen Standpunkte aus fragen, ob unsere Heimat durch die jetzige Entwicklung verschandelt ist, und ob sich die Bewohner, die aus vielen Teilen Deutschlands und darüber hinaus kommen, hier wohl fühlen können. Wer die Fragen leidenschaftslos prüft, wird zu günstigen Ergebnissen kommen.

Von Verschandelung kann nur insoweit die Rede sein, als die Folgen der Demontagen noch nicht überwunden werden konnten oder noch Buden und

Baracken vorhanden sind. Es ist aber zeitlich abzusehen, daß die Mißstände überwunden werden. Im übrigen sind die östlich gelegenen Industriewerke keineswegs schlichthin unschön. Im Gegenteil! Da die Baulichkeiten von guten Architekten entworfen sind und in ihrer Umgebung sogar Grünanlagen entstehen, ist der Anblick — von unvermeidlichen Härten abgesehen — bis zu einem gewissen Grade sogar hinreißend. Die Werke gleichen cyklopischen Essen, die in ihrer Formschönheit in dem Betrachter das Empfinden wachrufen, an einer bedeutsamen Stätte menschlichen Wirkens zu stehen.

Der Geist der Gründerjahre mit den früheren Geschmacklosigkeiten ist überwunden. Das muß für die Fabriken ebenso gelten wie für die Wohnbauten. Freimütig müssen wir zugestehen, daß uns der Anblick der Dorfteile keineswegs in rosige Stimmungen mit wehmütigen Erinnerungen an die Vergangenheit versetzen kann. Die Höfe und Friedhöfe sind in vielen Fällen nicht so gehalten, daß der wahre Heimatfreund an ihnen Gefallen finden kann. Es ist dringend zu wünschen, daß sich die Dorfbewohner von dem gewaltigen Atem der Neuzeit anstecken lassen und auch ihrerseits alles tun, um nach besten Kräften die Heimat zu entschandeln zu helfen.

Kommen wir auf die gestellte Frage zurück, ob sich die Bewohner des Industriegebietes hier wohlfühlen können, so müssen wir die Frage durchaus bejahen. Darüber hinaus möchten wir nicht versäumen, um tätige Mitarbeit jedes Menschen, jedes Standes zu bitten. Man kann oft schon mit geringen Mitteln helfen. So kann z. B. das Straßenbild in Lebenstedt noch dadurch vorteilhafter gestaltet werden, wenn nicht nur einzelne Anlieger für Blumenschmuck auf den Balkons und in den Fenstern sorgen, sondern jedermann.

Blicken wir in dem so neuen Orte etwa vom Gästehause oder durch die Breite Straße nach Süden auf die lieblichen Lichtenberge, so überkommt uns das Gefühl, mit einer anmutigen Berglandschaft, die sich bis zum Harze erstreckt, verbunden zu sein. Erinnern wir uns gleichzeitig an die neusten Ausgrabungen<sup>1)</sup>, so wissen wir, daß auch die jüngste Gegenwart durch zahlreiche Spuren und Bauten mit der Vergangenheit verknüpft ist. Die Menschen des Salzgittergebietes leben eben nicht in einem unerschlossenen Koloniallande, sondern in einem historisch bedeutsamen Lebensraume, der durch die Entwicklung der Gegenwart nur noch wichtiger geworden ist. Hier zu wohnen und Wurzel zu fassen, hier zu werken, hier an der Ausgestaltung mitzuhelfen, ist eine würdige Aufgabe.

<sup>1)</sup> Theodor Müller: „Ostfälische Landeskunde“. (Verlag Waisenhaus-Buchdruckerei, Braunschweig, 1952). Vergl. besonders die Ausführungen über die Entwicklung der Braunschweig-Hildesheimer Löbbsörde S. 462 ff. — Franz Zobel: „Die Stadt Watenstedt-Salzgitter“. (Herausgegeben vom Städt. Kulturamt, o. J.). Vergl. besonders die Ausführungen über die Entwicklung und Erschließung des Industriegebietes S. 41 ff. — Reinhard Vogt: „Salzgitter — eine neue Industrieprovinz“. (Sonderdruck aus „Gegenwartskunde“ Nr. 1/57). — Einzelblätter des „Salzgitter-Informationsdienstes“ mit wichtigen statistischen Angaben. — Übersichtskarte über die „Industrie-Anlagen im Salzgitter-Gebiet“, herausgegeben von der A. G. für Berg- und Hüttenbetriebe, Berlin, o. J.

<sup>2)</sup> Man bediene sich bei einem Rundgang, der etwa 4 Stunden in Anspruch nehmen kann, des Stadtplanes S.-Lebenstedt, 1956.

<sup>3)</sup> Alfred Tode: „Mammutjäger vor 100 000 Jahren“. (Verlag E. Appelhans & Co., Braunschweig, 1954).

<sup>4)</sup> H. A. Schultz: „Burg Lichtenberg“ in der Schriftenreihe „Burgen und Schlösser des Braunschweiger Landes“. (Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag, Braunschweig, 1957).

Adolf Steinwedel: „Rund um den Hochofen, Merkwürdigkeiten aus dem Salzgittergebiet“ (Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag, Braunschweig, 1957).

## Curt Sauermilch †

Am 6. Juni 1957 verstarb in Holzminden der langjährige Kreisheimatpfleger und Museumsleiter Curt Sauermilch im 73. Jahre. Er gehörte zu den Stillen im Lande, die, ohne viel Aufhebens von der eigenen Person zu machen, rastlos selbstgewählten Aufgaben der Heimatforschung und Heimatpflege nachgehen und sich durch ein liebenswürdiges, stets hilfsbereites Wesen überall Freunde schaffen. Uns Braunschweigern stand er nahe, seit er anlässlich der Gründung der Braunschweigischen Landesstelle für Heimatforschung und Heimatpflege am 14. November 1938 durch den Braunschweigischen Minister für Volksbildung im Einvernehmen mit dem Landrat des Kreises Holzminden zum Kreisheimatpfleger bestellt worden war. In der Folgezeit hat er sich vor allem der Erforschung der mittelalterlichen Töpfereien im Weserberglande, der Geschichte der Burg Everstein und der Bestandsaufnahme der Zeugen alter kleinstädtischer und dörflicher Volkskultur gewidmet. Mit größter Gewissenhaftigkeit und hervorragendem zeichnerischem Geschick hat er alles in seiner Volkskunstkartei zusammengetragen, was er an Verzierungen im Gebälk der Fachwerkhäuser, kunstvollen Türbeschlägen, -griffen und -klopfen, bemerkenswerten Oberlichtern, Treppenwangen und -geländern, Wetterfahnen, Möbeln, altertümlichen Arbeitsgeräten und dergleichen auf seinen Streifzügen durch die Heimat entdeckte. Manches von diesen Altertümern, was nicht an Ort und Stelle erhalten bleiben konnte, hat er in sein Heimatmuseum retten können und damit für die Nachwelt gesichert. Die Ergebnisse seiner unermüdlichen Sammeltätigkeit hat er in einem Büchlein über das Bauernhaus im Kr. Holzminden (1939) und in zahlreichen Aufsätzen für Zeitschriften, Heimatkalender und Heimatbeilagen der Tageszeitungen mit eindrucksvollen Abbildungen von seiner Hand veröffentlicht und damit der volkskundlichen Forschung wertvolle, zuverlässige Beiträge geliefert. Auch in unserer Zeitschrift „Braunschweigische Heimat“ ist er von 1939 an wiederholt zu Worte gekommen. Er hielt auch die Verbindung zu uns aufrecht, als der Kr. Holzminden 1940 vom Lande Braunschweig abgetrennt und im Tausch gegen den Kr. Goslar in den Regierungsbezirk Hildesheim eingegliedert wurde. Ein letzter schöner Beitrag von ihm über die Volkskunst im Kr. Holzminden, der die stilistische Zugehörigkeit dieses Weserkreises zu Ostfalen erneut zu erkennen gibt, erscheint in diesem Hefte. Er hatte uns noch weitere Aufsätze in Aussicht gestellt, aber nun hat ihm der Tod leider die schreibende und zeichnende Feder aus der Hand genommen. Was über sein Leben und sein Wirken im Kr. Holzminden zu sagen ist, entnehmen wir einem Nachruf im „Täglichen Anzeiger für Holzminden“ (TAH) vom 7. Juni 1957. Dort hieß es u. a.:

Curt Sauermilch ist am 26. September 1883 in Dresden geboren. Hier hat er zwölf Semester die Kunstgewerbeschule besucht und sich nicht nur das Rüstzeug für seinen späteren Beruf als Zeichenlehrer geholt, sondern auch den Keim gelegt für den erstaunlichen Formensinn, die Formenkunde in allem Handwerklichen. 1905 ging er als Junglehrer an die Herzogliche Baugewerkschule in Holzminden, später an das Lyzeum und schließlich an die Holzmindener Volksschule. Vom ersten Tage seines Hierseins begann er, sich wandernd, registrierend, zeichnend,



sammelnd, sichtigend diese neue Landschaft, die ihm zur zweiten Heimat werden sollte, zu erobern. Für ihn gab es keine Freizeit: er tippelte, er radelte, er fuhr durch den Kreis und überall in Stadt und Dorf, in den alten Winkeln und Gassen, aber auch in der Erde des Weserlandes, in den Sandlöchern und Kiesgruben, den Höhlen der Berge, den Gewässern, den Wäldern und Feldern fand und entdeckte er, was ihn interessierte.

Aus Rußland hat er aus dem Ersten Weltkrieg eine Schneckensammlung heimgebracht, die heute das Landesmuseum in Hannover ziert. Er schrieb zahllose Abhandlungen in seriösen und volkstümlichen Zeitschriften und Kalendern: „Über die Molluskenfauna des Oberwesergebietes“, für die „Kunde“, für die „Braunschweigische Heimat“. Nach und nach wuchs er sich zum Experten für die Prähistorie aus. Die prähistorische Abteilung unseres Museums, die sehr oft das Interesse der Fachwissenschaftler findet, ist sein Werk. Sein Archiv zu Hause ist eine geradezu unerschöpfliche und einzigartige Fundgrube in Text, Zeichnung und Bild — ein Beweis der Vielseitigkeit, Aufgeschlossenheit und eisernen Zielstrebigkeit dieses selten regsamen Geistes, der jeden Gräberfund im Weserbergland registriert hat, der sich in der Keramik und Töpferei auskannte, der die Siedlungsgeschichte des Gebietes (zuletzt erst wieder in großen Abhandlungen im TAH) zusammengestellt hat, der jede, irgendwie bemerkenswerte Tür aus der Zopf- oder Biedermeierzeit in Stadt und Dorf gesehen hatte, jedes alte Haus, aber auch die Mikrowelt der Tümpel und Teiche, die Urnen, die Scherben, alle Bodenfunde, alle handwerkliche Kunst vergangener Zeiten. Von allen findet sich der Niederschlag in seinen Sammlungen und Archiven.

Seit 1940 hat Curt Sauer Milch das Holzmindener Heimatmuseum geleitet. Er hat die Eversteiner Burg topographiert, er hat unablässig für die Erhaltung des Landschaftsbildes, der Natur und naturgeschützten Pflanzen gekämpft. Wo auch

immer ein schöner Baum fiel, eine prächtige alte Tür verschwand, eines jener ehrwürdigen, wenn auch baufälligen Fachwerkhäuser abgerissen wurde, Curt Sauer-  
milch war da. Und jedesmal blutete sein Herz.

Das Andenken an diesen vortrefflichen Mann und vorbildlichen Heimatpfleger lebt in seinen Werken fort, in seinen Schriften und Bildern wie in den Sammlungen seines Museums. Möge auch der Geist der tätigen Heimatliebe, der ihn bis zuletzt beseelte, bei allen denen lebendig bleiben, auf die seine Persönlichkeit in langen, erfolgreichen Jahren ausrichtend gewirkt hat!

Fl.

## Otto Krone †

Am 11. Juni 1957 verstarb in Gifhorn der Studienrat i. R. und Kunstmaler Otto Krone im 83. Lebensjahre. Was er, ein treuer Sohn seiner Vaterstadt Braunschweig, für unsere Heimat als Künstler, Volkskundler und langjähriger ehrenamtlicher Konservator der vorgeschichtlichen Sammlungen unserer Museen geleistet hat, ist anlässlich seines 80. Geburtstages in Heft 4/1954 unserer Zeitschrift ausführlich auf S. 119—123 geschildert worden. Auch nach jenem Ehrentage blieb er mit Herz und Hand bis in die letzten Wochen seines reichen Lebens seinen alten Liebhabereien, der Vorgeschichte und der Malerei verbunden. Erst einige Monate vor seinem Tode trennte er sich von seinen vorgeschichtlichen Lieblingsfunden, die er jahrzehntelang als seine Privatsammlung sorgsam gehütet hatte, und übereignete sie dem Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte und Volkstum. Er wollte auf diese Weise verhüten, daß die Funde nach seinem Ableben der Heimat entfremdet würden, wie das leider früher vielfach mit vorgeschichtlichen Privatsammlungen geschehen ist. So ist nun alles, was Otto Krone während seines langen Lebens an Zeugen der Vorzeit dem Heimatboden entnommen hat, wieder an e i n e r Stelle vereinigt.

Hier im Landesmuseum wird auch das Andenken an den hochverdienten, kenntnisreichen Forscher über seinen Tod hinaus stets in Ehren gehalten werden. Es haftet nicht nur an den ungezählten Steingeräten, Gefäßscherben und Metallgegenständen, die durch seine Hände gegangen sind, sondern vor allem auch an seinen sorgfältigen Fundberichten, Zeichnungen und Beschreibungen der Funde in den Akten. Darin bleibt sein Geist lebendig wie in den stimmungsvollen Bildern von niedersächsischen Bauernhäusern und Heidelandschaften, die er gemalt hat als Bekenntnis zur Heimat. Menschen wie er sind selten geworden in unseren Tagen. Möge sein Leben und Werk beispielhaft wirken auf die heranwachsenden Generationen, damit in einer Welt, wo das Streben nach einem hohen Lebensstandard ausschließlich zu herrschen scheint, doch immer wieder von neuem Menschen auftreten, die ohne Rücksicht auf klingenden Gewinn aus innerer Besessenheit der Heimat und ihrer Erforschung zu dienen bereit sind!



## WESTERMANN'S MONATSHEFTE

bringen im Oktober das großzügig gestaltete Sonderheft

### »DIE WELT DES WEINS«

Kostbare Kunstdrucke · Berühmte Autoren · Fachkundliche Beiträge  
verleihen diesem Sonderheft echten Bibliothekswert

Erhältlich in allen Buch-  
und Zeitschriften-  
handlungen. DM **3,50**



**GEORG WESTERMANN VERLAG BRAUNSCHWEIG**



*Ein Sparbuch  
erfüllt Wünsche*



Seit Jahrzehnten in Stadt und Land bekannt für gediegenen Schmuck

**Lehler**

DER GOLDSCHMIED NEBEN DER HAUPTPOST

Eigene Werkstatt

KUNSTHANDWERK  
MOBEL · WOHNBEDARF  
RAUMGESTALTUNG

**HEIMATWERK NIEDERSACHSEN**

TH. KÖRNER · BRAUNSCHWEIG · AM MAGNITORE 3



**Ihr altes Fachgeschäft**  
für Ihren gesamten Elektrobedarf

**v. Dolffs & Helle**

Braunschweig · Ziegenmarkt 3-4 · Ruf 259 47/49

Kundendienst bei Tag und Nach durch unseren **Warenautomaten**



... so voll und würzig  
weil  
aerotharm geröstet

# Braunschweigische Heimat



1957

43. Jahrgang · Heft 4



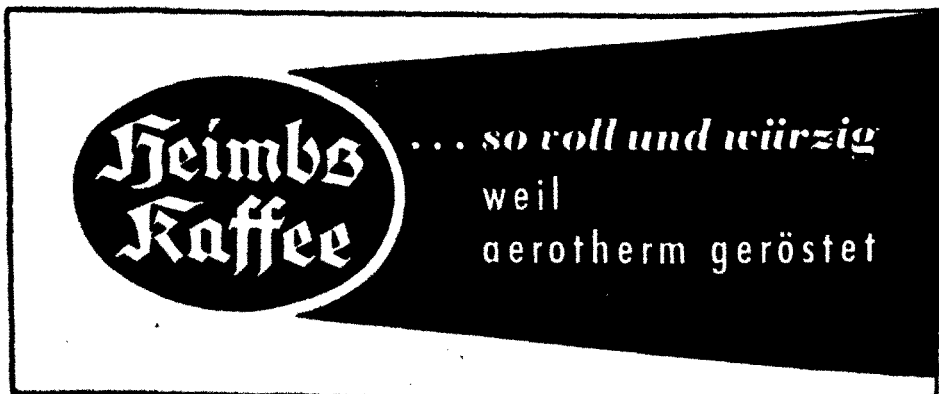
---

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz

Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag Braunschweig

# Inhaltsverzeichnis

	Seite
Der Beuchter Schierk und verwandte Flurnamen in Ostfalen.	
Von Dr. Werner Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6 . . . . .	97
Hohen-Neinstedt, ein wüst gewordenes Dorf bei Ingeleben. Die Ergebnisse d. Grabung 1957.	
Von Dr. Hans-Adolf Schultz, Braunschweig, Ratsbleiche 4a . . . . .	102
Frühmittelalterliche kirchliche Kunst am Elm. (Dazu Taf. I—IV).	
Von Mittelschullehrer i. R. Gottlieb Schmidts, Schöppenstedt, Braunschweiger Str. 27	106
Waldgeschichtliches vom Elm.	
Von Oberforstmeister Kurt Schmidt, Vallstedt . . . . .	108
Die Ackerböden des Leinetales im Kreise Gandersheim.	
Von Lehrer i. R. Hermann Müller, Garlebsen . . . . .	114
Nachrichten über ostfälische Bräuche der Weihnachts- und Neujaarszeit vor fünfzig Jahren . . . . .	115
Mittel gegen das Verhexen von Gänsen. Ein Beitrag zum Hexenglauben unserer braunschweigischen Heimat.	
Von Heinz-Bruno Krieger, Königslutter, Neuer Weg 10 . . . . .	116
Stippstörecken aus dem ostfälischen Volksleben. 1. Das zweiherrige Dorf Pabstorf.	
Von Kirchenrat i. R. Otto Lohmann, Dörzbach (Baden) . . . . .	118
Aus der Heimatpflege:	
Ausgrabungen, Fundbergungen und Einzelfunde im Arbeitsbereich des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum, Abt. Vorgeschichte, vom 1. 1. bis 31. 12. 1956.	
Von Dr. Franz Niquet, Braunschweig, Neustadttring 43 . . . . .	119
Neues heimatliches Schrifttum . . . . .	126



# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1  
Schriftleiter: Dr. W. Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag

43. Jahrgang

Dezember 1957

Heft 4

## *Der Beuchter Schierk und verwandte Flurnamen in Ostfalen*

von Werner Flehsig

Der erste Fund einer Runenfibel auf niedersächsischem Boden in einem reich ausgestatteten Frauengrabe des späten 6. Jahrhunderts n. Chr. bei Beuchte, Kreis Goslar, über den Franz Niquet im vorigen Heft berichtete, hat die Fundstelle, den Beuchter Schierk, mit einem Schlage weit über die Grenzen der engeren Heimat hinaus bekanntgemacht. Manch einer unter den vielen Heimatfreunden und Vorgeschichtsforschern, die von diesem Funde erfuhren, wird sich wohl Gedanken gemacht haben über den merkwürdigen Flurnamen Schierk. Nicht selten hat ja der Volksmund in altertümlichen Geländebezeichnungen unbewußt die Kunde von vor- oder frühgeschichtlichen Begräbnisplätzen, Wohnstätten, Wehranlagen und Heiligtümern bewahrt, von denen sonst keine schriftliche Nachricht überliefert ist. Es liegt daher die Frage nahe, ob nicht auch das geheimnisvoll dunkel anmutende Wort Schierk etwas aussagen könnte über die Menschen, die dort vor mehr als 1400 Jahren beigesetzt wurden, über ihre Siedlung oder über die zu ihrer Zeit geübten Begräbnisbräuche. Um einen Flurnamen richtig deuten zu können, genügt es aber nicht, ihn zu den örtlichen Verhältnissen seiner nächsten Umgebung in Beziehung zu setzen. Wir müssen vielmehr die mit den gleichen Wortbestandteilen gebildeten Namen aus anderen Gemarkungen zum Vergleich heranziehen, um etwaige gemeinsame Merkmale herauszufinden.

Flur- und Forstortnamen, die mit *schier-* gebildet sind, finden sich in Ostfalen gar nicht selten. Ich nenne als Beispiele aus dem Braunschweigischen Flurnamenarchiv, ohne Vollständigkeit anzustreben, „*Die schieren Eichen*“ bzw. „*Schiere Eichen*“ bei Immenrode, Kr. Goslar, Bad Harzburg und Bündheim im Kr. Wolfenbüttel, bei Lutter im Kr. Gandersheim und Stapelburg im Kr. Wernigerode, „*Schiere Buchen*“ im Forstrevier Ellrich am Südharz, „*Schiere Tannen*“ im Forstrevier Clausthal (Oberharz), „*Schierenbusch*“ bei Meerdorf im Kr. Braunschweig (1753), „*Schierholz*“ bei Heiligendorf im Kr. Gifhorn (1600, 1832), und bei Evessen im Kr. Wolfenbüttel (Forstort im Elm), „*Vor dem Schieren Balken*“ bei Kl. Bartensleben im Kr. Haldensleben, „*Schierdehne*“ (Forstort) und „*Schierenwasser*“ bei Everode im Kr. Alfeld, „*Im schieren Pluhl*“ (so 1765, mundartlich „*In'n schäiren Paele*“) bei Kissenbrück im Kr. Wolfenbüttel, „*Beim Schierenteich*“ bei Gitter im Stadtkr. Salzgitter, „*Schierenwiesen*“ (1755) bei Rábke im Kr. Helmstedt, „*Schierenbleek*“ bei Lehre im Kr. Braunschweig (1754) und Heiligendorf im Kr. Gifhorn (1774), „*Schiere Morgen*“ bei Kl. Schöppenstedt im Kr. Braunschweig (1751), „*Schierberg*“ (mundartlich „*Schierbarch*“) und „*Schierbke*“ (Bach 1755, mundartlich *Schierpke*) bei Süpplingen, Forstort „*Schiereberg*“ bei Neindorf im Kr. Oschersleben, Forstort „*Schierenberg*“ bei Mahlerten im Kr. Alfeld und die Waldung

„Schieren“ (so 1755, mundartlich „Schieren“) zwischen Süplingen und Frellstedt im Kr. Helmstedt. In dem teilweise noch zur ostfälischen Sprachlandschaft gehörigen Kr. Celle finden sich die Namen „In den Schieren“ bei Wardböhmen, „Schierbach“, „Schierbusch“, „Schiermaur“ und „Schierwischen“ bei Wittbeck, „Schierenhöste“ bei Bockelskamp und Gr. Eicklingen „Schierenhorst“ bei Wieckenberg, „Schierensöhlen“ bei Marwede und „Schierrehmen“ bei Bleckmar<sup>1)</sup>.

Das Bestimmungswort Schier(en) ist also vorwiegend mit Bezeichnungen für Waldstücke (-holz, -busch, -horst, -balken = schmaler Waldstreifen) und Baumarten (Eichen, Buchen, Tannen; im Lip-pischen auch Birken) verbunden, nicht selten auch mit Bezeichnungen für Wasser, Moor und feuchte Niederungen (bēk = Bach in *Schīrpke* bei Süplingen und siebenmal *Schierenbeek* oder ähnlich im Westfälischen und Osnabrückischen; -wasser, -teidt, -pfuhl, -söhle, -dehne). Nur vereinzelt finden sich daneben Beziehungen zu landwirtschaftlichen Nutzflächen (-morgen, -wiesen, -bleek). Vermutlich waren auch diese Flurstücke früher bewaldet, wie es die *Schierenberge* bei Neindorf und Mahlernten, die *Schierdehne* bei Everode und die *Schierensöhlen* bei Marwede heute noch sind, oder haben ihren Namen von der Nachbarschaft zu einem schieren Waldstück. So sind die *Schierenwiesen* bei Räbke nicht schiere Wiesen, sondern Wiesen am Rande der Waldung Schieren.

In der Erklärung des Bestimmungswortes Schier(en) sind die Flurnamenforscher gern dem westfälischen Germanisten Jellinghaus gefolgt, der es für die damit gebildeten westfälischen Orts-, Flur- und Bachnamen von angelsächsisch *scir* ‚Abgrenzung‘ abgeleitet hat<sup>2)</sup>. Verwandt damit ist neuostfälisch *Schīre* ‚Scherē‘, *Schīrdīße(le)* ‚Gabeldeichsel des Einspannerwagens‘ und *Schīrwant* ‚dünne Zwischenwand zur Unterteilung eines Raumes‘. Gerade bei der Gegenüberstellung des ostfälischen Wortes *Schīre* mit seinen Zusammensetzungen und der ostfälischen Flurnamen mit dem Bestimmungsworte *Schīr(en)*- gerät man aber auf den Holzweg, wenn man die neuesten Erkenntnisse über die Lautentwicklungen in der ostfälischen Volkssprache nicht berücksichtigt, die erst lange nach dem Tode von Jellinghaus gewonnen wurden. Die Behandlung unserer *Schier(en)*-Flurnamen ist ein klassisches Beispiel dafür, daß man bei der Flurnamendeutung ohne Kenntnis der mundartlichen Namenformen und der historischen Grammatik der jeweiligen Ortsmundart nicht zum Ziele kommen kann.

Altes kurzes *i* und *e* wurden in Ostfalen, wenn sie in offener Stammsilbe standen, schon während des späteren Mittelalters durchweg zu einem tonlangen *e* gedehnt. Dieses lange *e* blieb in weiten Teilen der ostfälischen Sprachlandschaft bis heute unverändert erhalten. Nur in Teilen des Weser- und Leineberglandes, zwischen Hildesheim und Peine, in einigen Orten zwischen Peine und Braunschweig, am Nordrande des Harzes zwischen Langelsheim und dem Fallstein sowie im Okergebiet zwischen Harzburg und Wolfenbüttel wurde tonlanges *e* im Laufe des 19. Jahrhunderts oder noch später zu *iē*, *īe* oder *ī* „verengt“. Erschienen in diesen Gebieten heute *Schīr(en)* als Bestimmungswort in mundartlichen Flurnamenformen und wäre das Bestimmungswort solcher Namen vor 1800 in der Schreibform *Schier(en)* überliefert, so dürfte man es mit Fug und Recht als eine alte Grenzbezeichnung ansehen. Das trifft aber nirgends in Ostfalen zu. Gerade in den Gebieten, wo tonlanges *e* zu *ī* verengt wurde, wird das Bestimmungswort bei den fraglichen Flurnamen mit einem Zwielaute gesprochen, der nach den Regeln der Laut-

entwicklung nur aus einem alten langen *i* hervorgegangen sein kann und je nach der Ortsmundart als *āī*, *aī*, *ōī* oder *oī* erklingt. *Schīr(en)* mit einfachem langem *i* wird dagegen im östlichen Ostfalen gesprochen, wo tonlanges *e* als *ē* und altlanges *i* als *ī* erhalten blieben. Hier wie dort weisen aber die älteren Schreibungen der betreffenden Flurnamen einheitlich *ie* auf.

Es kann sich also in allen Fällen nur um das Eigenschaftswort *schīr* (*schäür*, *schäür*, *schöür*, *schoür*) handeln, das schon im späteren Mittelalter die mittelniederdeutsche Form *schīr* aufweist. Es hat in der neuostfälischen Volkssprache die Bedeutungen ‚rein, unvermischt‘ (*schüre Bottere, ick üte et Flaisch schūr*) oder ‚rein, fleckenlos‘ (*dat Māken sach sau schūr ut* = hatte schöne, zarte Haut) oder ‚unbefruchtet‘ von Eiern (*de Aier sūnt schūr*). Bereits in der altniederdeutschen Sprache des frühen Mittelalters wurde *scīri* sowohl für lateinisch *purus* wie für lat. *clarus* gebraucht, also in den gleichen Bedeutungen wie heute. Wo *Schier(en)*- als Bestimmungswort in unseren Flurnamen auftritt, weist es also ohne Zweifel in Verbindung mit Bezeichnungen für Waldungen oder einzelne Baumgruppen auf einen Reinbestand einer bestimmten Baumart, als Zusatz zu Gewässernamen aber auf die Klarheit des Wassers.

Dieses gleiche Eigenschaftswort *schīr* muß auch im Bechter Schierk enthalten sein, der mundartlich *Schäürk* ausgesprochen wird. Nicht ganz so einfach ist die Erklärung des auslautenden *k*. Zum Stamm des Bestimmungswortes kann es nicht gehören. Ist es der Überrest eines verstümmelten Suffixes oder eines selbständigen Grundwortes? Die erste Möglichkeit scheidet meines Erachtens deshalb aus, weil das in ostfälischen Flurnamen recht häufige Verkleinerungssuffix *-eke* das auslautende *e* stets behält und weibliches Geschlecht bezeichnet, während unser *Schierk* männlich ist und nur nach Präpositionen mit dem 3. Fall ein Dativ-*e* annimmt („*waī gāet nā'n Schäürke*). Wir müssen also statt dessen nach einem einsilbigen (männlichen) Grundwort mit auslautendem *k* suchen, das mit einem Selbstlaut begann und diesen bei der Zusammensetzung mit dem Bestimmungswort *schūr(e)* infolge des Überganges der Betonung auf die erste Silbe eingebüßt hat. In dem für das Braunschweigische Wörterbuch gesammelten ostfälischen Wortschatz der Gegenwart befinden sich drei solcher einsilbigen Hauptwörter auf *-k*, nämlich *Āk* m. ‚Heidnisch Wundkraut‘ oder (nach Schambach) ‚Traubenholunder‘, *Āk* s. ‚getrockneter Augenschleim in den Augenwinkeln‘ und *lk* s. ‚Brecheisen‘. Alle drei Wörter ergeben aber in Verbindung mit *schūr* keinen sinnvollen Flurnamen. Anders sieht die Sache aus, wenn man ein nicht mehr lebendiges, im Mittelalter aber wahrscheinlich vorhanden gewesenes niederdeutsches Wort *ēk* m. ‚Eichenwald‘ ansetzt. Es ist zwar im Mittelniederdeutschen Wörterbuch nicht aufgeführt, kann aber erschlossen werden aus den entsprechenden niederdeutschen Sammelbezeichnungen *Asch* m. ‚Eschenwald‘, *Bark* m. ‚Birkenwald‘ und *Book* m. ‚Buchenwald‘, die Jellinghaus aus Westfalen und Lippe kennt<sup>3)</sup>, sowie aus dem hochdeutschen *Tann*, das in der Dichtersprache für ‚Tannenwald‘ gebräuchlich ist. Aus *schüre-ēk* in der Bedeutung ‚unvermischter Eichenbestand‘ könnte sehr wohl durch Verlagerung der Betonung nach vorn, infolge fortschreitender Abschwächung und schließlichen Schwundes der beiden *e*, *Schürk* geworden sein.

Die vom Sprachlichen her gewonnene Deutung des Namens Schierk findet ihre sachliche Stütze in der örtlichen Überlieferung. Herr Gastwirt Heinrich Rūhe in

Beuchte teilte mir mit, daß sein im Jahre 1817 geborener Urgroßvater als junger Mensch mitgeholfen habe, die Überreste eines früheren Eichenbestandes auf dem Beuchter *Schierk* durch Stukenroden zu beseitigen und das Land urbar zu machen. Ähnliche Nachrichten liegen über die Fortsetzung des Beuchter Schierks auf der angrenzenden Gemarkung von Wehre vor. Nach Angabe des Herrn Gemeindegeldverwalters Cech in Wehre wissen sich alte Einwohner dort noch zu erinnern, daß ihre Urgroßeltern Holzanteile an dem inzwischen längst verschwundenen Eichenwald auf dem „*Schäirk*“ hatten. Wahrscheinlich war dieser ziemlich ausgedehnte Eichenwald früher einmal Koppelhude für die drei benachbarten Gemeinden Beuchte, Wehre und Weddingen, da auch auf Weddinger Feldmark der Flurname „*Auf dem Schierksberge*“ an der Grenze zu den beiden anderen Gemarkungen erscheint. Von einem anderen „*Schierk*“ (mundartlich „*Schäirk*“) zwischen Hämelerwald und Equord im Kr. Peine wissen wir sogar zuverlässig, daß er zu einer großen Koppelhude, der „*Dolger Heide*“, gehörte, an der, nach Mitteilung der Gemeindeverwaltung Equord, die Gemeinden Mehrum, Equord und Schwiechelt mit insgesamt rund 2600 Morgen (jetzt Acker und Wiesen) Anteil haben. Dort ist auch noch etwas vom alten Eichenwalde übrig geblieben, und der Flurname lebt fort in dem am Rande gelegenen Vorwerke *Schierke*. Auch bei Salzgitter-Lichtenberg gibt es den Flurnamen „*Im Schierke*“ (mundartlich 1921 „*de lüttche Schäierke*“ und „*de grote Schäierke*“, 1752 „*der vorderste Schierke*“ und „*der hinterste Schierke*“. Er bezeichnet zwei zusammenliegende, von einem Bache durchflossene Ackerpläne von 49 bzw. 105 Morgen Größe, die auf der Flurkarte von 1752 zum Teil noch als Wald ausgewiesen sind. Heute erinnert an den ehemaligen Waldbestand noch eine einzelne dicke Eiche.

In die Reihe dieser Namen gehören auch das Forsthaus *Schierke* im Landkr. Lüneburg und das Harzdorf *Schierke* im Kr. Wernigerode, das aus einem im Jahre 1669 errichteten Eisenhüttenwerk gleichen Namens erwachsen ist. Dieses Hüttenwerk selbst war nach dem Walddale benannt worden, in dem es errichtet worden war (1518 *Sterbethal itzo Schirike*, 1612 *Im Schiereken*, 1715 Forsthaus *uffem Schiercke*). Schon vor fast 100 Jahren hat Reichsfreiherr Julius Grote zu Schauen diesen Namen Schierke einleuchtend als Bezeichnung für einen reinen Eichenbestand erklärt, und der hervorragende Harzgeschichtsforscher Ed. Jacobs ist ihm nach anfänglicher Fehldeutung 1894 darin gefolgt<sup>4)</sup>. Er hat damals zur Stützung seiner Ansicht auch bereits auf den Beuchter und Equorder Schierk, auf das lüneburgische Forsthaus Schierke und mehrere andere ähnliche Namen in Niedersachsen und Westfalen verwiesen. Trotzdem blieb der Name des Harzdorfes in seiner Bedeutung bis in die Gegenwart hinein umstritten, weil später jüngere Forscher mit neuen, sachlich scheinbar zutreffenderen Erklärungsversuchen auf den Plan traten<sup>5)</sup>. Unseren heutigen sprachgeschichtlichen Erkenntnissen halten jedoch weder Hoefers Deutung des Namens Schierke als *Scher-eke* oder *Scherbeke* (= Grenzeiche bzw. Grenzbach) noch Garkes Deutung als *Ski-rick* (= Weidezaun, Kuhhagen) stand. Jacobs hatte seinerzeit schon das Richtige getroffen, wenn er auch noch nicht mit einem ausgestorbenen männlichen Hauptwort *êk* gerechnet hatte.

Die von Jacobs angeführte älteste Namensform des lüneburgischen Forsthauses, die 1294 als *Scirenêken* bezeugt ist und damals ein Dorf bezeichnete, zeigt uns, daß schon im Mittelalter neben dem altertümlichen Sammelbegriff *êk* die Mehrzahlbildung *êken* (später Aiken) zur Benennung eines geschlossenen Eichen-



waldes verwandt wurde. Daher können auch die Flurnamen „In'n Schierken“ (1727 *In den Schierken*, 1752 und 1878 *Auf dem Schierken* bei Braunschweig-Ölper und „In'n Schäierken“ (um 1860 *Auf dem Schierken*) bei Salzgitter-Salder in das Mittelalter zurückreichen. Das Flurstück bei Ölper, heute 42 Morgen Ackerland, war nach Mitteilung von Frau Anneliese Lindemann in Ölper früher Weide und wies in seiner nächsten Umgebung um 1848 noch mächtige Eichen auf, die damals gefällt wurden. Vom salderschen *Schierke* ist nach Mitteilung von Herrn Lehrer Otto Bothe in Salder überliefert, daß sich dort vor rund 150 Jahren Pferdeweide befand.

Die ostfälischen Flur- und Forstortsnamen vom Typus Schierk und Schierken zeigen uns aber nicht nur an, daß an den so benannten Stellen früher Eichenwald gestanden hat, sondern sie bieten uns sogar einen Anhaltspunkt für das vermutliche Alter jener Eichenwälder und ihren Ursprung. Die heutige Namensform Schirk muß schon zu einer Zeit entstanden sein, als die Eiche in Ostfalen noch die mittelniederdeutsche Lautform *êke* hatte und der Sammelbegriff ‚Eichwald‘ dementsprechend *êk* hieß. Nur ein einfaches langes *e* konnte meines Erachtens in der Zusammensetzung *schîre-êk* durch Verlagerung der Betonung auf die erste Silbe so abgeschwächt werden, daß es schließlich ganz verschwand. Das heutige *ai* der ostfälischen Volkssprache in Aike hätte zuviel Schwergewicht gehabt, um einer solchen Schwächung zu erliegen. Die Zusammenziehung unserer Flurnamen zu Schirk muß also bereits vor der Zielautung des aus germanischem *ai* durch Umlaut entstandenen mittelniederdeutschen *ê*<sup>3</sup> erfolgt sein. Damit kommen wir, vorsichtig geschätzt, vor das 16. Jahrhundert, nach Ansicht von Chr. Sarauw und E. Brugge sogar noch erheblich weiter in das Mittelalter zurück.

Wenn damals nach Ausweis des Namens Schierk reine Eichenbestände in unserer Heimat vorhanden gewesen sind, so ergibt sich die weitere Frage, wie solche Reinbestände entstanden sein können. Von Natur bildet die Stieleiche bei uns überhaupt keine Reinbestände, und die Traubeneiche tut es nur gelegentlich auf besonders günstigen Böden und in geringer Ausdehnung<sup>6</sup>). An obrigkeitliche Einwirkung kann man für jene frühe Zeit auch nicht denken. Wir wissen zwar aus landesfürstlichen Verordnungen des 16. und 17. Jahrhunderts, daß damals die Eichenaufzucht im Interesse der Schweinemast und der Gewinnung von Bauholz von den Behörden besonders gefördert wurde, aber von einer Verdrängung des natürlichen Mischwaldes durch künstlich angelegte Monokulturen von Fichten, Buchen oder Eichen kann wohl vor den Anfängen der rationellen Forstwirtschaft im 18. Jahrhundert keine Rede sein.

Man sollte daher doch ernstlich erwägen, ob nicht dieser oder jener Schierk, zumal wenn er ehemaligen Bauernwald und Koppelhude bezeichnet, nicht auf einen heiligen Hain aus vorchristlicher Zeit zurückgeht, der für die umliegenden Siedlungen einstmals eine besondere Bedeutung als zentrale Begräbnis- und Kultstätte gehabt hat. Die Bedeutung der Eiche als heiliger Baum der indogermanischen Völker steht außer Zweifel<sup>7</sup>). Es wäre daher durchaus denkbar, daß unsere Vorfahren vor ihrer Christianisierung auf Aufzucht und Pflege reiner Eichenbestände nicht aus wirtschaftlichen, sondern aus kultischen Gründen große Mühe verwandt haben.

Um diese Frage zu klären, sollten die Spatenforscher gerade solche Gelände sorgfältig nach vorgeschichtlichen Gräbern durchsuchen, wo Flurnamen wie Schierk und Schierken überliefert sind. Der Beuchter Schierk mit seinen reichen

Grabfunden aus der Merowingerzeit ermutigt ebenso dazu wie der Schieren bei Frellstedt mit seinen Hügelgräbern aus der späten Bronzezeit. Hügelgräber der gleichen Zeit befinden sich auch in dem kleinen Waldgebirge Eitz bei Runstedt im Kr. Helmstedt, dessen eigenartiger Name schon manchem Forscher Kopfzerbrechen gemacht hat. Sollte er nicht vor der Zwielaute des älteren *ê* zu *ai* auch *êk* geheißten haben und nach seinem Eichenbestande genannt worden sein? Der Lautwandel von *k* zu *ts* (*z*), den der Sprachforscher als Zetazismus oder Palatalisierung bezeichnet, ist in Ostfalen an nicht wenigen Orten zu beobachten, z. B. bei Sickte im Kr. Braunschweig, das mundartlich Tsickte gesprochen wird und 888 Kicthi geschrieben wurde. Liegt ein solcher Lautwandel auch beim auslautenden Konsonanten des Eitz vor, so haben wir damit zugleich das früheste Zeugnis für unvermischte Eichenwäldungen in unserer Heimat gewonnen. Die Palatalisierung des *k* vollzog sich da, wo sie unter nordseegermanischem Einfluß in Ostfalen durchdringen konnte, nach Ansicht führender Sprachwissenschaftler nämlich spätestens im 10. Jahrhundert.

- 
- <sup>1)</sup> Paul Alpers u. Friedrich Barnscheer: *Celler Flurnamenbuch* (= Schriften des Niedersächsischen Heimatbundes. Neue Folge, Bd. 20). Celle 1952.
- <sup>2)</sup> H. Jellinghaus: *Die westfälischen Ortsnamen nach ihren Grundwörtern*. 2. Aufl. Osnabrück 1923. — Derselbe über die braunschweigischen Flurnamen im *Braunschweigischen Magazin*. Bd. 3, 1897, S. 102.
- <sup>3)</sup> a. a. O. wie <sup>2)</sup>.
- <sup>4)</sup> Eduard Jacobs: *Geschichtliche Ortskunde der Umgebung von Wernigerode* (in: *Zeitschrift des Harzvereins f. Geschichte u. Altertumskunde*, 27. Jahrg. 1894, S. 347—426); hier S. 412 ff.
- <sup>5)</sup> Walther Grosse: *Geschichte der Stadt und Grafschaft Wernigerode in ihren Forst-, Flur- und Straßennamen* (= Bd. 5 der *Schriften zur Geschichte des Harzgebietes*, hrsg. v. Harzverein f. Geschichte u. Altertumskunde). Wernigerode 1929; hier S. 125.
- <sup>6)</sup> Diese Mitteilung verdanke ich Herrn Oberforstmeister Kurt Schmidt vom Nieders. Forsteinrichtungs- u. Vermessungsamt in Braunschweig.
- <sup>7)</sup> Alfred Deterding: *Die Bedeutung der Eiche seit der Vorzeit*. Leipzig 1939.

## *Hohen-Neinstedt, ein wüst gewordenes Dorf bei Ingeleben*

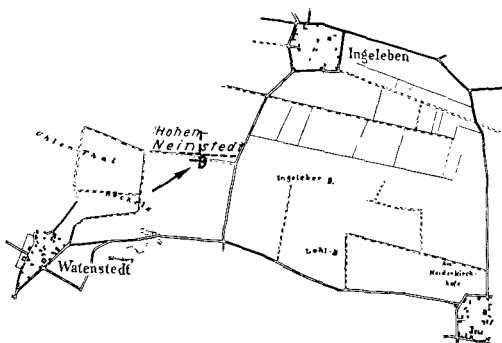
Die Ergebnisse der Grabung 1957

von H. A. Schultz

Im südwestlichen Teil der Feldmark von Ingeleben, Kr. Helmstedt, liegt auf einer Anhöhe (142,0 m) die Stätte eines bereits in der letzten Hälfte des 14. Jahrhunderts wüst gewordenen Dorfes. Sein Name — Hohen-Neinstedt oder häufig nur Neinstedt genannt — ist uns überliefert. Dieses Dorf war einst bedeutender als Ingeleben selbst. Bis 1298 war die Kirche zu Ingeleben noch Filial von Hohen-Neinstedt.

Die Stelle des wüsten Dorfes war in groben Umrissen bekannt. Bei einer in den letzten Wochen durchgeführten Untersuchung galt es, den Platz und die Grundrißform der ehemaligen Kirche sowie die Straßenführung des alten Dorfes zu ermitteln.

Eigentümer dieser heute als Acker genutzten Fläche ist der Landwirt Reinhold Rademacher in Ingeleben. Alljährlich zieht sein Pflug die Furchen über die Stelle



Lage der Wüstung Hohen-Neinstedt  
zwischen Ingeleben und Watenstedt

von Hohen-Neinstedt, und alljährlich stößt der Pflug in geringer Tiefe auf Steinsetzungen. Diese ermöglichten schon Hinweise auf die Lage der Straßen, der Häuser und der Kirche.

Bei der jetzt abgeschlossenen Untersuchung wurden Schnittgräben quer durch das gesamte Gelände gezogen. An besonders wichtigen Stellen wurden verschiedenen große Flächen abgedeckt, um Aufschluß über die Mauerzüge, ihren Aufbau, ihre Lage und ihre Verbindung untereinander zu erhalten. Es würde zu weit führen, die Ergebnisse aus allen Schnitten einzeln aufzuführen. Das Gesamt-Ergebnis darf so zusammengefaßt werden:

Auf dem höchsten Teil dieses „Neinstedter Berges“ lag die Kirche mit dem Friedhof.

Die Kirche wird von Grund auf massiv aus Bruchsteinen (vorwiegend Buntsandsteinen, untermischt mit Muschelkalk-Steinen) aufgebaut gewesen sein. Die Art der Mauerstruktur ergab gute Einblicke in die ehemalige Bauart. Auf unebenem Boden, bedingt durch den Schichtkamm des dort anstehenden oberen Muschelkalkes, war zur Auffüllung der Dellen und Höhen einfache Humusschicht, durchsetzt mit Steinschottern verwendet. Hierauf legte man einerseits als Abdeckung, andererseits als Unterlage für den Aufbau eine bis zu 15 cm starke Gips-Kalk-Mörtelschicht mit sehr viel Sand gemagert. Diese Grundschrift fand sich nicht nur unter den Aufbauten der Mauern, sondern auch in dem gesamten Innenraum und ebenfalls bis zu einer Breite von 1,10 m neben den Außenseiten der Kirchenmauern. Im Laufe der Jahrhunderte war diese Schicht, die, wie beschrieben, lediglich eine Mörtelschicht war, sehr hart geworden. Vielfach wurde sie von den Bauern als Steinschicht angesprochen. Auf diese Grundschrift wurde dann das Mauerwerk aufgebaut. Die Wandstärke betrug 1,40 m. Bis zu vier Schichten des aufgehenden Mauerwerkes waren erhalten, allerdings nur an einer einzigen Stelle. Der Struktur nach hatte man an den Außenkanten die schweren großen Blöcke, die man sicher in den Steinbrüchen des Heeseberges gewonnen hatte, aufgeschichtet. In der Mitte lagen die kleineren Blöcke. Interessant war die Beobachtung, daß die Mörtelzusammensetzung der Grundschrift eine wesentlich andere als die des aufgehenden Mauerwerkes gewesen ist. Hier verwandte man vorwiegend Gips. Noch heute ist der Mörtel im trockenen Zustande schmutzig-weiß und mehlig.

Der Gesamtgrundriß der Kirche ließ sich leider nicht mehr ermitteln, da die Steine, von denen 1578 noch in den Jerxheimer Erbregistern gesprochen wird, nachträglich bis auf die wenigen, aufgefundenen Reste abgetragen worden sind.

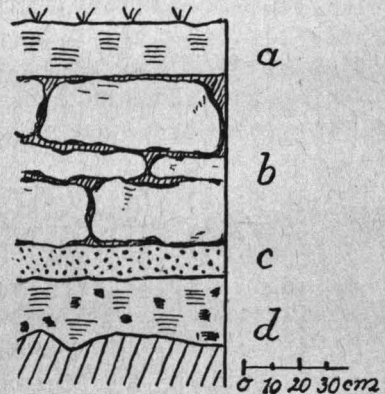
Ja, die Bauern der Umgebung müssen selbst noch im letzten Jahrhundert von hier Steine geholt haben, da wiederholt in den Aufschuttungen des angrenzenden Weges Steine mit den erwähnten bekannten Mörtelzusammensetzungen gefunden wurden.

Aus der Lage der Mörtelgrundsicht kann mit Vorsicht gefolgert werden, daß die Kirche wohl in ihrer ost-westlichen Ausdehnung etwa 12 m Länge besessen hat; während die Breite wohl bei 4—5 m gelegen hat. Dem Aufbau nach, dem Bau des Fundamentes und den Kennzeichen des aufgehenden Mauerwerkes entsprechend, darf der Bau dieser Hohen-Neinstedter Kirche für die Zeit um 1100 angesetzt werden. Vergleiche mit anderen Bauten, z. B. dem Umbau St. Ludgeri-Helmstedt bestätigen diese zeitliche Ansetzung. Die Scherbenfunde gestatten ebenfalls Rückschlüsse.



Beginn der Freilegung des Kirchenfundamentes

Aufn. Br. Landesmuseum



rechts: Schnitt durch die Fundamentmauer der Kirche

a - Humus, b - im Boden noch nachgewiesene Fundamentschichten der Kirche c - Mörtel-Grundsicht

d - auf gewachsenen Boden noch eine Schicht alten Humus

Die Vermutung, daß die Kirche vielleicht nur im Fundament aus Bruchsteinen, im Oberbau aber aus Fachwerk bestanden habe, ist widerlegt. Innerhalb der großen Schuttmengen fanden sich an sekundärer Stelle eine Anzahl behauener Steine, die nur im Oberbau der Kirche verwendet sein können.

Nach dem Osten zu schloß sich an diese Kirche der Friedhof an. Er maß in seiner Längsausdehnung von der Ostwand der Kirche an gerechnet etwa 60 cm. Die Bestattungen lagen z. T. in mehreren Lagen übereinander, ein Zeichen dafür, daß Neinstedt eine große Bevölkerungszahl besessen hat und der Friedhof längere Zeit benutzt worden ist. Ein besonders interessantes Grab konnte schon 1954 von Dr. F. Niquet untersucht werden. Es war eine Langbestattung. An den Längsseiten waren zwei Tuffsteinplatten aufgerichtet, neben dem Kopf lagen innerhalb dieser Einfassung zwei kleinere Platten, dahinter als Abschluß eine dritte. Am Fußende fanden sich vor der Abschlußplatte noch vier weitere Steine, gewissermaßen als Ausfüllung des „Steinsarges“.

Zwischen den Grabreihen fielen in einer Tiefe von 0,30 m dünne Mörtelschichten auf (Stärke etwa 4—5 cm), ebenfalls in der gleichen Zusammensetzung wie der Mörtel der Grundsicht der Kirche. Ohne Frage rühren sie, wie ihre Lagerung unter der Oberfläche erkennen läßt, von Grabeinfassungen, bzw. von

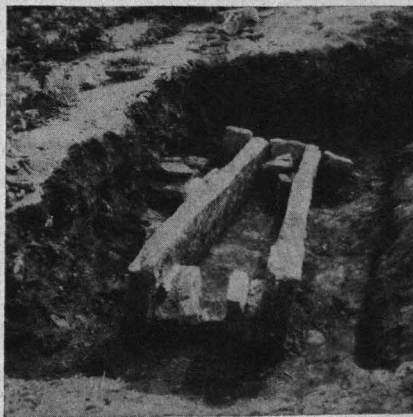
besonders angelegten Wegen her. Sie zeigen, daß die Bewohner von Hohen-Neinstedt schon vom 11. bis 14. Jahrhundert ihren Friedhof würdig und schön hergerichtet haben.

Den Friedhof umzog — wie Mörtel- und Gesteinsspuren ergaben — eine Mauer.

Somit können wir uns für den Kirchplatz von Hohen-Neinstedt ein ähnliches Bild der Anlage machen, wie wir es auch heute noch in unseren Dörfern sehen. Auf einer Höhe am Rande des Dorfes stand die Kirche im festen Bruchsteinbau. Nach Osten zu lag der Friedhof, schön gepflegt mit der planmäßigen Anlage der Gräber und den gepflegten Wegen zwischen den Grabreihen. Die gesamte Stätte umschloß eine Friedhofsmauer.

Das Dorf Hohen-Neinstedt zog sich nördlich der Kirche an dem leicht geneigten Abhang entlang. Auch hier vermitteln die vielen im Schichtverband aufgefundenen Mörtel- und Steinschichten ein Bild von den Straßenzügen und der Bebauung der Fläche. Eine Hauptstraße führte vom Norden kommend unmittelbar auf die Kirche zu. Rechts und links von ihr lagen in Abständen von etwa 30 m die Häuser. Ist heute der Acker einmal frisch gepflügt, so kann man die einzelnen Stellen deutlich erkennen.

Den Scherbenfunden nach zu urteilen, ist diese Fläche nach der Anhöhe zu bereits in vorgeschichtlicher Zeit besiedelt gewesen.



Die Bestattung  
mit sargförmiger Plattenstellung  
Aufn.: Br. Landesmuseum

Hohen-Neinstedt liegt damit auf einer sehr alten Siedlungsstätte. Wenn auch frühe Urkunden fehlen, die uns Aufschlüsse geben könnten, so erfahren wir doch, daß 1135 bereits das Kloster Königslutter 16 $\frac{1}{2}$  Hufen dieser Äcker geschenkt bekam. Die Flur dieses Dorfes wird wohl 800 Morgen ausgemacht haben. Während des 14. Jahrhunderts (so 1346, 1360, 1399 u. a.) wurde der Ort mehrfach in Zusammenhang mit der Burg Jerxheim in den Verpfändungsakten erwähnt.

Um 1400 wird das Dorf bereits „woysten Neynstede“ genannt. Etwa 5 $\frac{1}{2}$  Jahrhunderte liegt es schon wüst. Durch die Untersuchungen ist jetzt die Lage der Kirche, des Friedhofes mit seiner Ringmauer, des Dorfes mit zwei erkennbaren Straßenzügen und einigen Hausresten festgelegt.

# *Kirchliche Kunst der romanischen Zeit am Elm*

von Gottlieb Schmidts

Die ersten Christengemeinden zögerten anfangs, Gott, Christus und andere Symbole ihres Glaubens zur künstlerischen Darstellung zu bringen, gemäß der ersten Vorschrift, der „Zehn Gebote“, wie sie Moses als Gebot Gottes verkündet hatte (2. Buch Mos. 20, 3). Spuren dieser Auffassung sind bis in unsere Tage hinein vorhanden.

Die ältesten Darstellungen christlicher Kunst stammen aus dem 6.—7. Jahrhundert der griechisch-orthodoxen Kirche (Ikone Lit. Nr. 1, 253).

Von den Äußerungen dieser christlichen Kunst wird eine deutsche Kunst noch nicht unmittelbar berührt. Erst in dem Reiche Karls des Großen, dessen Gründer weltweite Beziehungen aufnimmt, werden die Bemühungen um die Kunst in solchem Umfange und solcher Entschlossenheit aufgenommen, daß sie in der Kunstgeschichte einen beispiellosen Versuch der germanischen Stämme (in ihren höfischen und kirchlichen Kreisen) darstellen, sich einer ihnen im Grunde fremden Kunstwelt zu bemächtigen. Es entsteht der Steinbau und die Darstellung des Menschen durch Bildnis und Malerei (Lit. No. 1). Vor allem wichtig ist die Tatsache, daß in den Trägern der karolingischen Kunst jetzt neue künstlerische Kräfte entbunden werden. Es werden nun die Grundlagen für die Entwicklung der mittelalterlichen Kunst geschaffen. Wir rechnen diese Blütezeit der karolingischen Kunst von 800 bis in die erste Hälfte des 10. Jahrhunderts.

Ich möchte annehmen, daß der Pfeiler im Turm St. Stephankirche zu Schöppenstedt in dieser Zeit entstanden ist. Der Pfeiler ist ausführlich beschrieben von P. J. Meier und Wolfgang Scheffler (Lit. 2, 259 und Lit. 4, 1), so daß hier auf diese Ausführungen verwiesen werden kann. Unsere Tafeln I—II zeigen Bildhauerarbeiten, die in gewisser Weise als primitiv anzusehen sind. Sie sind in einfacher Reliefdarstellung ausgeführt und zeigen z. T. Motive, die noch an heidnische, vorchristliche Vorstellungen anklingen. „Die Kapitelle der vier Ecksäulen des Pfeilers zeigen Drachen, Löwe, Männerkopf und Teufelsfratze nebst Tauben (Raben?) oder einfachste Blatt- und Halbkreisornamente.“ Eine Deutung der Figuren ist hier zum erstenmal versucht: sie seien heidnischen Ursprungs! Vielleicht ist dieses Figurenwerk eine Allegorie der Christianisierung durch Karl den Großen. Scheffler (Lit. 4, 1) schreibt: das Originellste aber ist ein kleiner Bär, der an der südwestlichen Ecke hochzuklettern bemüht ist (Taf. III, 1). Leider ist diese Figur nicht so gut erhalten, daß sie einwandfrei als ein Bär zu erkennen ist. Wir sind vielmehr geneigt, diese kletternde Figur bei einigen Plastiken des Bischofs Bernward von Hildesheim wiederzufinden (Lit. 3). In der Vita Bernwardi schreibt sein Lehrer und Chronist Thangmar, daß Bernward einem adligen sächsischen Geschlechte entstammte, das in Sommerschenburg beheimatet gewesen sein soll. In der Vita (c. 1. MG. SS. IV, 758) sagt Thangmar von Bernward: „In der Schreibkunst ragte er ganz besonders hervor, die Malkunst übte er bis ins feinste, in der Kenntnis des Erzgusses, in der Geschicklichkeit, edle Steine zu fassen, in jeder Art der Baukunst war er Meister. Das bezeugen die vielen Bauten, die er später glanzvoll und prächtig aufführte.“

Bernward war vom 15. Januar 993 (von Willegis von Mainz geweiht) bis zum 20. November 1022 Bischof von Hildesheim. Sein Geburtsjahr wird um 957 zu



setzen sein. Am Ende des Jahres 1192 ist Bernward durch Papst Coelestin III. heilig gesprochen. Sein Nachfolger wird Azelinus gewesen sein (vgl. Schmidts, Die Kaiserurkunde von 1051). Wir sind nun seit 1955 in der glücklichen Lage, das einzigartige Werk Bernwards in der erschöpfenden Darstellung von Rudolf Wesenberg über „Bernwardinische Plastik“ mit einem trefflichen Textteil und 319 z. T. 23 x 16 cm großen, vorzüglichen Abbildungen (Lit. 3) zu sehen. Unter der Bezeichnung „Bernwardskunst“ fassen wir die unter der Regierung Bernwards entstandenen Kunstwerke zusammen. Wieweit Bernward selbst Künstler war, wissen wir aus der angeführten Aussage Thangmars. Zur genauen Erfassung dieser Kunstwerke ist das Studium des Wesenbergschen Werkes unerlässlich.

Wir sehen in den kletternden und sonstigen Figuren (We 137, 138) z. B. am Schafte der Curvatur des Abtes Erkanbald (bei Wesenberg Abbildung 122, 123) bei den Leuchtern, I und II, (Wesenberg 124—138) Parallelen zu der Plastik an dem Pfeiler in der Schöppenstedter Kirche, besonders zu dem kletternden „Bären“. Bei einem eingehenden Studium der Wesenbergschen Abbildungen erkennen wir weitere Ähnlichkeiten (We 251, 254, 255 usw.).

Es finden sich auch Gleichheiten und Ähnlichkeiten vieler Figuren Bernwards mit dem Corpus des „romanischen“ Vortragekreuzes in der Küblinger Kirche. P. J. Meier (Lit. 2, 169) bezeichnet den Corpus „als roh gearbeiteter Körper usw.“ Wir sind geneigt, diese Darstellung des Gekreuzigten als aus der Werkstatt Bernwards stammend als ein bedeutendes Kunstwerk anzusehen. W. Scheffler (Lit. 4, 10) beschreibt das Vortragekreuz (Höhe 27 cm) wie folgt: Der auf dem Kreuz in der Form des sogenannten Bernwardkreuzes befestigte Corpus zeigt die Füße nebeneinander auf ein Brett gesetzt. Das Haupthaar ist gescheitelt und in je drei Strähnen aufgefellt, die Augen quellen kugelförmig hervor, das Kinn umrahmt ein „Schifferbart“, die Hände zeigen den Daumen nach innen gelegt“ (Unsere Taf. III, 2 u. IV, 1). Die Johannesfigur (Schnütgen-Sammlung, We Abb. 27) und die Christusfigur von der Schunterquelle im Elm zeigen Ähnlichkeiten mit dem Küblinger Corpus. Die erst im April 1951 bei der Setzung eines Pfostens in der Wiese an der Schunterquelle im Elm gefundene Christusfigur (Taf. IV, 2) ist 10,1 cm hoch und 7,2 cm breit. Sie befindet sich wohlgehütet im Heimatmuseum zu Wolfenbüttel. Wenn man das Küblinger Kruzifix mit den Abbildungen 22, 23, 27, 29, 32, 39, 122, 140, 146, 147, 174, 177 r, 196, 223, 225, 226, 233, 234, 235, 236, 237 usw. vergleicht, steht es weiterhin fest, daß dieses Werk aus der Werkstatt Bernwards stammt. Alle Merkmale Bernwardinischer Gießkunst sind an dem Corpus des Küblinger Kreuzes vorhanden. Scheffler (siehe oben) hat sie trefflich aufgezählt, ohne die Merkmale in Beziehungen zu setzen.

Die sehr fruchtbare, reichlich mit Wasser vershene Schöppenstedter Mulde ist schon seit prähistorischer Zeit dicht besiedelt gewesen. Darum ist sie in ihren Dörfern schon seit karolingischer Zeit missioniert worden. Das Kloster Corvey sandte schon um das Jahr 800 seine Mönche nach Odonhem, dem heutigen Eilum, und trat 888 14 Liten und 2 Kolonen an Otto den Erlauchten (880—912), den Herzog von Sachsen aus dem Hause der Liudolfinger, ab.

Die Geistlichen aller dieser Dörfer unterstanden dem Archidiakonats Schöppenstedt (Lit. 10). Sie trafen sich, um Unterricht und Weisungen zu empfangen, vielleicht in dem Raum des Kirchturmes, der mit der karolingischen Säule geziert ist. Dieses Archidiakonats ist von jeher mit reichem christlichem Leben erfüllt gewesen.

- Heidenreich-Jenny Jahn: Wörterbuch der Kunst (Kröners Taschenausgaben). Verl. Kröner, Stuttgart.
- P. J. Meier u. K. Steinacker: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Wolfenbüttel. Wolfenbüttel 1906.
- Rudolf Wesenberg: Berwardinische Plastik. Zur Ottonischen Kunst unter Bischof Berward von Hildesheim. Berlin 1955.
- Wolfgang Scheffler: Schöppenstedt und Küblingen (Kleine Kunstführer für Niedersachsen Heft 19). Göttingen 1950.
- Gottlieb Schmidts: Die Kaiserurkunde von 1051. Schöppenstedt 1956.

## *Waldgeschichtliches vom Elm*

von Kurt Schmidt

Welcher Braunschweiger denkt nicht bei dem Worte Elm an Schul- und Sonntagsausflüge, an Sportfeste, an seine zahlreichen Kostbarkeiten wie das Reitlingstal, den Tetzelsstein, die Elmsburg und viele andere. Ja sogar im Kreuzworträtsel findet sich der Name als „großer Buchenwald in Norddeutschland“, und wer heute durch seinen Buchendom wandert, meint wohl, das es so doch seit eh und je gewesen sei. Doch auch dieser Wald ist wie alle unter menschlicher Einwirkung gewissen Wandlungen unterworfen.

Im Mittelalter bot der Wald ein ganz anderes Bild. Angesichts der wesentlich geringeren Bevölkerungszahl und -dichte trat das Holz in seiner Bedeutung gegenüber der bei den damaligen landwirtschaftlichen Verhältnissen unentbehrlichen Waldweide und dem Schweineeintrieb erheblich zurück. Beide verlangten für guten Graswuchs bzw. reichlicheren Samenertrag starkbekrönte Laubholzbäume in lichtem Stande. Vor allem die Eiche mit ihren großen Früchten war als masttragender Baum sehr geschätzt und hatte daher neben der Buche einen erheblichen Anteil an der Zusammensetzung der Bestände, die meist auch Unterholz verschiedener Laubholzarten, wie Buche, Hainbuche, Eiche, auch Ahorn, Linde, Hasel, Salweide u. a. aufwiesen. Insbesondere durch übersteigerten Weidegang litten die Waldungen erheblich, die Unterwuchs wurde durch Verbiß vernichtet, das Altholz immer lichter, so daß der Landesherr mit wiederholten Forstordnungen Abhilfe zu schaffen suchte. So wurde die Holzordnung Herzog Heinrich d. J. von 1530 vor allem für die Waldungen des Elms erlassen.

Besorgnis vor Holzmangel führte in der Folge zu weiteren Forst-(Holz-)Ordnungen wie der von 1547 mit umfassenden Bestimmungen für den Bau von Backhäusern und Feuerstellen nebst dem Verbote des Blockhausbaues. Im ganzen übten jedoch diese Verordnungen keinen langfristigen Einfluß auf die Waldwirtschaft aus. 1648 klagt der Forstmeister Adam v. Thann über erhebliche Entnahmen von Brenn- und Kohlholz für die fürstliche Zeugschmiede und zum Kalkbrennen. Während des 30jährigen Krieges verursachten mit Verfall der Staatshoheit regellose Nutzung und Vieheintrieb erhebliche Waldverwüstungen, nach diesem verbrauchten die in der Nähe des Elmes gelegenen Betriebe, wie die Salzsiedereien zu Schöningen und Salzdahlum, die Bierbrauereien der einzelnen fürstlichen Ämter, die Kalkbrennereien u. a. erhebliche Holzmengen. So ist es kein Wunder, daß der am 18. Februar 1655 mit der Leitung der Warberger Forst beauftragte reitende Förster Friedrich Ulrich Weigel eine „gänzlich ruinierte Holz- und Wildbahn“ vorfand. Erst allmählich gelang es den Forstbeamten, durch geregelte

Nutzung und Überwachung bzw. Lenkung des Vieheintriebes, indem bestimmte Waldteile in „Zuschlag“ genommen wurden, den Waldzustand sowie den Wildstand zu heben. So konnten durch Herzog Rudolph August mit dem kaiserlichen Gesandten, dem Grafen v. Zinzendorf, nebst Gefolge bei einem eingestellten Jagen am „Großen Rhode“ 196 Stück Schwarzwild (die meisten im Gewichte von 450 Pfund) „geschlagen und gefällt“ sowie 8 Wölfe, 43 Rehe, 9 Hasen und 10 Füchse gefangen werden.

Im ganzen war der Waldzustand damals noch recht unterschiedlich, einzelne Waldteile mit reichem Unterholz, wie z. B. das Kißleberholz, wurden mittelwaldartig bewirtschaftet, im Heinenholz dagegen stand nur Oberholz aus Buchen, deren Kronen sich allmählich zusammenschlossen, so daß sich hier ein reiner Buchenhochwald herausbildete. Andere Waldteile zeigten einen emporwachsenen Unterstand — meist aus Buchen, der sich in die Kronen des Oberstandes einzuschieben begann. Je höher jedenfalls der Anteil der Buche im Oberstande wurde, um so mehr wurden alle anderen Holzarten, insbesondere die Eiche, von dieser verdrängt. So war der Anteil der letzteren um die Mitte des 18. Jahrhunderts, aus dem genauere Angaben über den Waldzustand auf Grund der Betriebsregelungen des Forst- und Jägermeisters J. G. v. Langen vorliegen, am Westelm bis auf geringe Anteile zurückgegangen, während im östlichen Teile meist noch eine Beimischung von 20 bis 30 % vorhanden war. Auch die Espe war hier noch stärker vertreten.

Das Verschwinden der Eiche hatte nicht allein standörtliche Gründe — kalknahere Standorte mit besserer Naturverjüngung der Buche im Westelm gegenüber den stärkeren Lößlehmauflagen im Ostelm —, sondern war vielfach auch eine Folge der wirtschaftlichen Behandlung. Obwohl die Eiche als masttragender Baum höher als die Buche gewertet und ihre Nachzucht durch zahlreiche herzogliche Verordnungen angeordnet wurde, so war die Entnahme aus dem Walde zu Bauholzzwecken ungleich stärker. Großbrände in den Ortschaften hatten bei dem unzureichenden Feuerlöschwesen ein verheerendes Ausmaß und veranlaßten den Landesfürsten zur „gnädigsten Verabfolgung“ von Bauholz zum Wiederaufbau, wie z. B. für die Stadt Schöningen in den Jahren 1553, 1563, 1567, 1644 und 1770. Hinzu kam, daß die Buche sich auf den durch den Schweineeintrieb „bearbeiteten“ Böden leichter natürlich verjüngte, während die Nachzucht der Eiche meist künstlich durchgeführt werden mußte. Hierzu war die Anlage von Eichelkämpfen zur Anzucht von Pflanzheistern erforderlich, die überdies vor dem Weidevieh ins Gehege genommen werden mußten. Außerdem wurde im Laufe der Zeit die Buche als Brennholzlieferant gegenüber der Eiche bevorzugt, besonders in den landesherrlichen Forsten, da abgesehen von den bereits erwähnten Gewerbebetrieben auch die herzogliche Hofhaltung, die militärischen Anlagen u. a. einen recht erheblichen Brennholzbedarf hatten. So hatte die Evesser Forst um 1750 nur noch 1½ % Eichen. Das Kleine Rhode — ein Waldteil von 10 Waldmorgen — wies beim Übergang an den Landesherrn noch 63 % Eichen auf, war aber nach knapp 7 Jahrzehnten zum reinen Buchenwald geworden.

Das Nadelholz war im Elm zu dieser Zeit nicht vertreten, seine Einbringung begann etwa ab 1715, wo im Forstorte Hainholz ein Tannen- (d. h. Fichten-) und Fuhren- (d. h. Kiefern-)kamp angelegt wurde, jedoch mag über diese Entwicklung vielleicht ein anderes Mal berichtet werden.

Während v. Langen um die Mitte des 18. Jahrhunderts mit seinem Stangenholzbetriebe, einer Art Mittelwaldwirtschaft, noch Möglichkeiten für die weitere Nachzucht und Erhaltung der Eiche zu schaffen versuchte, neigte der praktische Betrieb mehr und mehr der Buche zu, eine Entwicklung, die am stärksten ihren Ausdruck in den Wirtschaftsrichtlinien der Taxationskommission ab 1816 fand. Allerdings hatte bis dahin auch im Ostelm die Buche bereits das Übergewicht erlangt, da man mit Übergang zur reinen Hochwaldwirtschaft und zur Buchenaturverjüngung, eine Betriebsform, die die forstliche Welt gegen Ausgang des 18. Jahrhunderts lebhaft bewegte und in zahlreichen Schriften ihren Niederschlag fand, zur einseitigen Begünstigung der Buche kam. Noch 1748 wurden z. B. im 232 WMg. großen Schöninger Born noch 1529 Oberholzeichen gezählt, von denen 1816 nur noch 9 alte wenig taugliche vorhanden waren. Der höhere Massenreichtum der Buche, die Furcht vor Brennholznot und die schlechte Qualität der wenigen vorhandenen Eichen ließen um 1816 die weitere Nachzucht letzterer als unzweckmäßig erscheinen, und in dieser Zeit entstanden die ausgedehnten Buchenreinbestände, wie sie sich heute noch auf großen Flächen finden. Wenn sie auch dem Besucher eindrucksvoll erscheinen mögen, ihr wirtschaftlicher Wert ist häufig leider nur gering. Entstanden aus gruppen-, horst- und flächenweise angekommener Naturverjüngung mit großen Lücken, auf denen die Maus — hier auch heute noch Waldfeind Nr. 1 — für weitere Durchlöcherung sorgte, wurden Lücken und Blößen mit bis 25jährigen Buchenheistern angepflanzt. Letztere wurden zum Schutz gegen Winddruck angehäufelt und die Randstämme der vorwüchsigen Horste aufgeschneitelt. Im ganzen ein kostspieliges Verfahren, das nur durch Einsatz von Forststrafarbeiten, d. h. Forstfrevlern, die anstatt einer, meist auch nicht beitreibbaren, Geldstrafe zur Ausführung von Waldarbeiten, insbesondere Pflanz-, Wegebau- und Entwässerungsarbeiten verurteilt waren, in größerem Umfange durchführbar war.

Etwa die Hälfte der Stämme in den heutigen Altbeständen dürften aus solchen Pflanzheistern hervorgegangen sein. Die weitere Erziehung dieser Bestände wurde bis weit in die 2. Hälfte des letzten Jahrhunderts ausschließlich nach den Gesichtspunkten einer reinen Brennholzwirtschaft geführt, wobei Schaftform und -güte überhaupt nicht berücksichtigt wurden. So wurden um 1860 in den alten Buchenbeständen nur 4 % Nutzholz ausgehalten, alles andere verblieb im Brennholz. Auch die Stockrodung, wozu die Stöcke 1 Fuß hoch stehen blieben, fand besonders in Buchenmastjahren zur Bodenverwundung ausgedehnte Anwendung.

Allerdings machten sich um diese Zeit Bedenken geltend, die angesichts der beginnenden Industrialisierung, dem Bau von Eisenbahnen und dem Vordringen der „mineralischen Kohle“ den bisherigen Brennholzabsatz auf die Dauer für undurchführbar erachteten und den Übergang zur Nutzholzwirtschaft forderten. Mit der Abkehr von dem reinen Buchenhochwaldbetriebe sollten zur Nachzucht gemischter Bestände neben dem Nadelholz vor allem wieder die Eiche, auch Ahorn, Ulme, Esche usw. Berücksichtigung finden. Damit näherte man sich, zwar aus anderen Gesichtspunkten, wieder dem früheren Waldaufbau. Allerdings bereitete der Rehwild-, dazu ab 1933 der wachsende Rotwildbestand der Wiedereinbringung anderer Holzarten, insbesondere des Laubholzes, erhebliche Schwierigkeiten, so daß man sich — wie auch heute — zur Eingatterung dieser Anbauflächen genötigt sah. Zwar wird die Buche auch für die absehbare Zukunft die

Charakterholzart des Elmes bleiben, aber nicht allein, sondern wird einen Teil ihrer Fläche — wie einst — an andere Laubholzarten, ferner auch an das Nadelholz abtreten.

Leider verbietet es der Raum, auf die interessante Entwicklung der Eigentumsverhältnisse, den ehemals landesherrlichen und Kloster-, den Genossenschafts- und Privatbesitz einzugehen; davon nur soviel, daß die Waldungen des Elmes mit heute rd. 9000 ha zu 43 % dem Lande Niedersachsen, zu 40 % Forstgenossenschaften gehören und sich mit 17 % in Privateigentum befinden.

## *Bilder aus dem Braunschweiger Stadtteil Altewiek um 1890*

### III. Klint und St. Ägidien

von Ernst Bode

War der Ölschlägern an manchen Tagen eine Heerstraße mit „Klingling, bumbum und tschingdada“, so wurde er ab und zu auch zu einem merkwürdigen Heerlager, ja zu einem Kampfplatz. Da gab sich nämlich die rauflustige Jugend der Altewiek ein auffälliges Stelldichein. Vom Klint her kamen da durch die Ritterstraße zwanzig, dreißig Halbwüchsige und Jungen herunter, mit Latten und Stangen bewaffnet. Von der Friesenstraße, Mauernstraße, Langedammstraße oder Kuhstraße her traten ihnen ebenso viele oder mehr Jungen entgegen, ebenfalls mit Stöcken und Stangen. Und dann kam es auf dem Ackerhofe oder auf dem Magnikirchhofe zu einer richtigen Schlägerei — wenn nicht inzwischen die Polizei eingriff. Weshalb sich die Haufen schlugen, konnte eigentlich niemand so recht in Erfahrung bringen. Rauflust allein war wohl auch nicht die Ursache, aber auch nicht etwa der Standesunterschied oder der Unterschied der Schulbildung. Man rottete sich eben nach Straßenzügen zusammen. Da war von vornherein und von altersher der Junge von der Friesen- oder Mauernstraße schlecht zu sprechen auf den vom Klinte. Es mag sein, daß gerade in den kleinen Häusern oben auf dem Klint eine wenig zuchtvolle, besonders „rauhbeinige“ Jugend heranwuchs. Die „Klinter“ standen mit oder ohne Grund in bösem Ruf als dreiste, freche Menschenkinder. Die Bezeichnung „Klinter“ galt ohne weiteres als Schimpfwort. Im Volksmunde ging damals das uns heute merkwürdig anmutende Wort um:

„Mauernstraße, Klint und Weder, (= Werder)  
davor hüte sich ein jeder!“

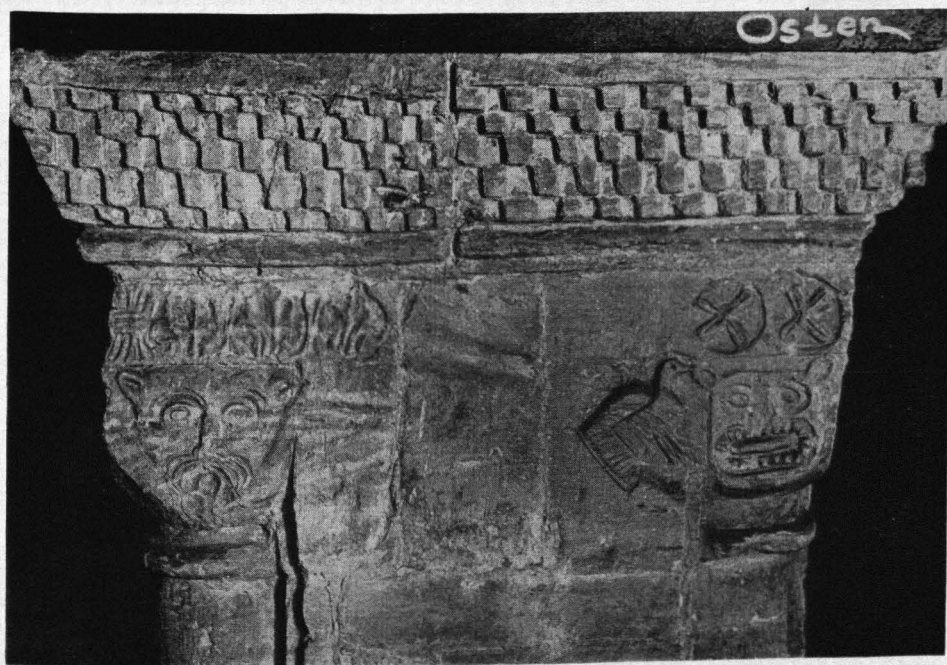
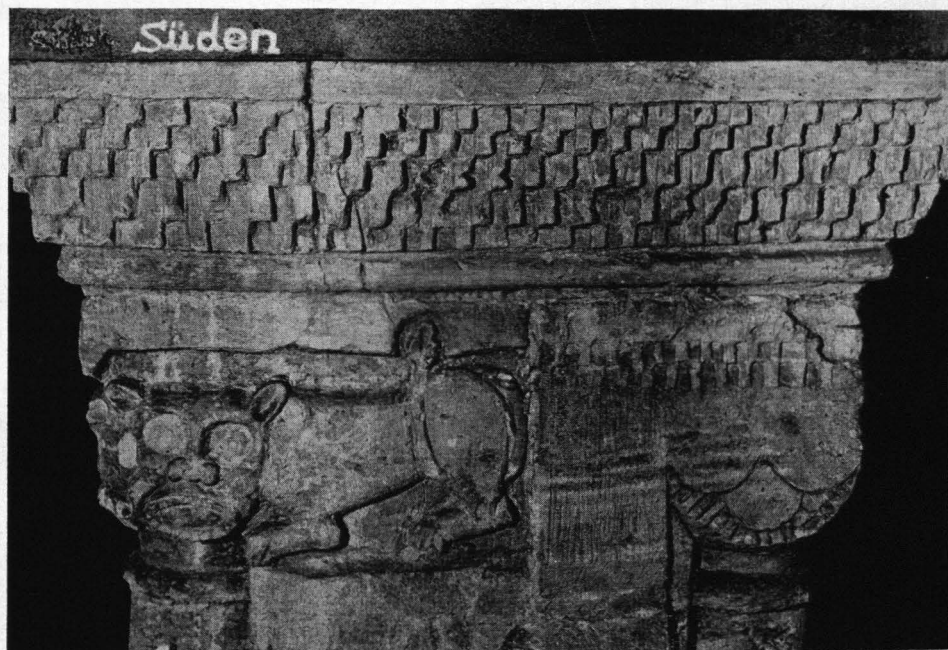
Die Anwohner des Klints litten offenbar unter dieser Schmähung; sie wehrten sich auch mit Recht dagegen. Sie richteten an den Stadtmagistrat das Gesuch, ihrer Straße einen anderen Namen zu geben. Tatsächlich hat die Stadtverordnetenversammlung der Stadt Braunschweig am 27. Oktober 1887 zu dem Gesuch der „Klinter“ um Änderung ihres Straßennamens Stellung nehmen müssen. Nach einer lebhaften Aussprache wurde der Antrag als unbegründet abgelehnt. Der Name „Klint“ ist ohne diesen rauhbeinigen Beigeschmack ja auch wirklich eine treffende Bezeichnung für die Straße. Das niederdeutsche Wort „Klint“ bedeutet soviel wie Anhöhe, Hügel. Alle „Klinte“ in Braunschweig erheben sich mehr oder weniger

über die sie umgebende Niederung, wie ja auch das Wort in den nordischen Sprachen noch heute als Bezeichnung für Kliff und Klippen lebendig ist. Die Dänen kennen einen Möensklint auf Möen, einen Stevensklint auf Seeland. Der Klint in der Altewiek liegt 75 m über dem Meere, ganze 5 m über dem Okerspiegel. Er ist auf dem rechten Okerufer nebst der ihn noch um 2 m überragenden Höhe des Ägidienklosters die bedeutsamste Erhebung im Stadtgebiet, die höchste Stelle der die Okeraue begleitenden Uferhügel innerhalb des Stadtgebietes. Die übrigen Stadtteile liegen nur ganz wenig über dem Okerspiegel, ein großer Teil des Hagens — z. B. der Werder — und der Neustadt — z. B. der Nickelnkulk — liegt tiefer als der Wasserspiegel der Oker. Man staune: Die Klinthöhe bleibt nur um 8 m unter der Höhe des Giersberges und um 18 m unter der Erhebung des Nußberges. Die Klint-Ägidien-Höhe ist von beherrschender Wirkung auf das alte Stadtgebiet, sie überragt in dem Maße die Stadt, daß z. B. der Dachfirst der turmlosen Ägidienkirche der absoluten Höhe nach nur um 13 m tiefer liegt als die Spitze des Andreaskirchturms, des höchsten Turmes der Stadt.

Mit dem Namen „Klint“ wurde übrigens ursprünglich die ganze Anhöhe bezeichnet. Auch die Ritter- und Jedutenstraße wurden zum Klint gerechnet. Erst seit der Mitte des 15. Jahrhunderts kommt der Name Ridderstrate neben dem Namen Klint zur Geltung. Die jetzige Jedutenstraße wurde noch bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts als Klint bezeichnet. Das Wort Jedute oder Jodute gibt Rätsel auf. Man führt es zurück auf einen uralten Not- und Hilfeschrei. Wenn einst durch Feuer oder Überfall auf einer Straße plötzlich eine Gefahr entstanden war, wurden die Bewohner aufgeschreckt und aufgeweckt und zur Hilfe aufgeboten durch den Ruf: Diet (Thiod) ut! d. h. „Volk heraus!“ Vielleicht hat gerade auf dieser Höhe einmal eine große Feuersbrunst gewütet oder ist hier eine aufregende Mordtat begangen worden, von der nichts berichtet ist. In alten Urkunden wird aber ein Jodutenstein am Eckhause Jeduten- und Kuhstraße erwähnt. Er muß wohl mit dem Hilferuf „Diet ut!“ in Beziehung gestanden und vielleicht eine volksrechtlich-symbolische Bedeutung gehabt haben. Da es nämlich auch in anderen vor allem Gerichtsorten Jedutensteine gibt, denkt man an Überfall und an Blutrache.

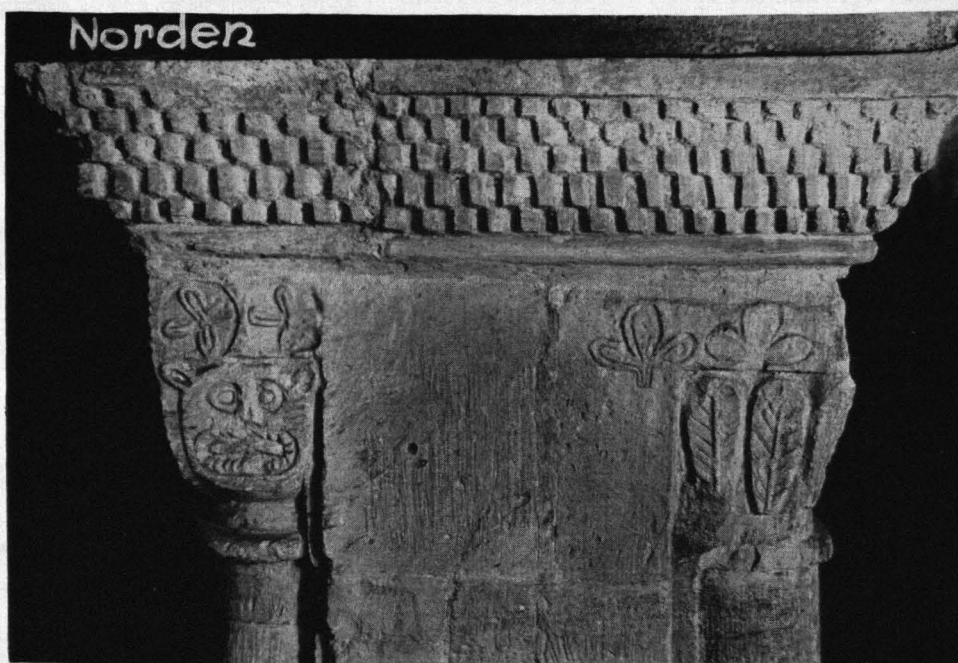
Der Klint erstreckte sich ursprünglich auch nach Osten hin viel weiter als heute. Er umfaßte das Gelände bis an die Stadtmauer. Da zogen sich große Gärten hin, die jetzt zu den Häusern am Monumentplatze gehören. Dieses Gartengelände ist im Anfange des 18. Jahrhunderts vom Kanzler Probst von Wendhausen angekauft und von seinem Nachfolger, dem Grafen v. Dehn, noch erweitert worden. Herzog Karl I., hat 1753 diese Gärten käuflich erworben für seine Gemahlin Philippine Charlotte, die Schwester Friedrichs des Großen. Auf dem Stadtplan von 1758 ist der Garten als „Ihrer Hoheit Lustgarten“ verzeichnet. Der Herzog hatte für seine Gemahlin dort auch ein Schloßchen bauen lassen. Der Sohn Karls I., Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, bestimmte den Lustgarten 1805 zur „Sommerresidenz“ seines Sohnes Friedrich Wilhelm. Nach dem Plan des Baurats Krahe wurde dort nun ein zweites Schloß aufgebaut. Als es bis zum 3. Stockwerk gediehen war, begann 1806 die Fremdherrschaft. Das ohne Dach dastehende Gebäude verfiel, so daß es 1814 wieder vollständig abgetragen werden mußte. Das ältere vom Herzog Karl I. gebaute Schloß wurde dann 1825 dem Husarenregiment als Kaserne überwiesen. Auch das Gebäude wurde später als unzureichend abgebrochen; und in den Jahren





Pfeiler im Turm der St.-Stephani-Kirche zu Schöppenstedt (Süd- und Ostseite)

Aufn. H. Bürkner, Schöppenstedt (2)



Pfeiler im Turm der St.-Stephani-Kirche zu Schöppenstedt (West- und Nordseite)

Aufn. H. Bürkner, Schöppenstedt (2)



Pfeiler im Turm der St.-Stephani-Kirche zu Schöppenstedt  
mit kletterndem „Bären“

Aufn. H. Bürkner, Schöppenstedt



Romanisches Vortragekreuz in der Kirche zu Küblingen

Aufn. H. Bürkner, Schöppenstedt





Teilansicht des romanischen Vortragekreuzes in der Kirche zu Küblingen

Aufn. H. Bürkner, Schöppenstedt  
<http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/64378>



Kruzifix aus Bronze von der Schulterquelle im Elm, jetzt im  
 Heimatmuseum Wolfenbüttel

Aufn. G. Stoletzki, Wolfenbüttel

1857 bis 1859 wurde dann ein neues, richtiges Kasernengebäude aufgeführt, das später zur Kunstgewerbeschule geworden ist. Als 1825 die Husaren dort kaserniert wurden, war mit einem Schlage aus dem herzoglichen Lustgarten, dem so abseits gelegenen paradiesischen Idyll, dem Ort beschaulicher Ruhe, ein dem großen Verkehr erschlossener Tummelplatz jugendlicher Menschen geworden.

Aber der Altwiek blieben doch noch einige „stille Winkel“ erhalten, mit denen auch noch heute der moderne Großstadtverkehr mit Straßenbahn und Auto nichts zu tun hat, abgelegene Plätze, die weder Motorengebrüll noch Autohupe kennen. Als stiller Platz blieb z. B. der mit einem Kranz von alten Linden bepflanzte „Spohrplatz“. Er ist nach Ludwig Spohr benannt, dem bedeutendsten Musiker und Komponisten, den die Stadt hervorgebracht hat, der 1784 in dem Hause Nr. 7 geboren wurde. Dieser idyllische Platz neben der Ägidienkirche führt auffälligerweise in ältesten Urkunden die Bezeichnung „Köpfeberg“. Das gibt zu denken. Sollte hier hoch über dem Okertale vielleicht in altgermanischer Zeit eine Gerichtsstätte, eine Thing- oder Kultstätte gewesen sein? Es ist Tatsache, daß bei der Einführung des Christentums an solchen Versammlungsplätzen besonders gern Kirchen gebaut und christliche Begräbnisplätze angelegt wurden. So scheint z. B. auch der Giersberg eine ganz besondere Bedeutung gehabt zu haben. Es ist kein Zufall, daß der Sage nach Heinrich der Löwe bei seiner Rückkehr aus dem Heiligen Lande vom Vogel Greif ausgerechnet auf dem Giersberge abgesetzt wurde. Der Berg muß wohl damals, als die Sage entstand, eine volkstümliche Bedeutung gehabt haben. Es ist auffällig, daß sich auf dem Giersberge eine christliche Begräbnisstätte befindet und daß auch durch die Jahrhunderte hindurch bis ins 19. Jahrhundert hinein dicht daneben auf der Höhe Volksfeste gefeiert wurden.

So liegt auch vielleicht von der Heidenzeit her über der Ägidienhöhe und dem Spohrplatz etwas von ganz besonderer, feierlicher Bedeutung, die dann durch den Aufbau einer christlichen Kult- und Begräbnisstätte ihren letzten Ausdruck bekommen hat. —

Ein anderer „stiller Winkel“ befindet sich am Fuße der Ägidienhöhe unten an der Oker. Es war ursprünglich eine kleine Insel zwischen zwei Okerarmen. Heute ist es darüber hinaus ein runder Platz, der ganz für sich liegt und nur durch zwei enge, teilweise überbaute Gäßchen erreicht werden kann. Hier an der Oker befand sich früher eine „Wasserkunst“, die das Okerwasser durch die „Piepen“ in die Häuser schaffte. Dieser Platz trägt heute ein Dutzend Häuser und heißt „Ottilienteil“. Er gehörte verwaltungsmäßig nicht zur Altwiek, sondern zur „Klosterfreiheit“. Der Name „Ottilienteil“ ist eine eigenartige volkstümliche Entstellung des Wortes „St. Ägidien“. Aus Sankt Ägidien machte der Volksmund Sante Ylien. Um 1320 wurde in einer Urkunde der Ägidienmarkt Ylien-Platz genannt. Der Abt des Ägidienklosters hielt im Mittelalter dreimal im Jahre satzungsgemäß auf der Okerinsel eine öffentliche Gerichtssitzung, ein Thing oder Thi über die Hörigen des Klosters ab. So bekam diese Stätte die Bezeichnung Ylien-Thi, woraus schließlich ins Hochdeutsche übertragen, abgeschliffen und entstellt, das Wort Ottilienteil wurde.

Ein anderer „stiller Winkel“ von poetischem Reiz blieb auch da erhalten, wo hinter der Magnikirche die buntbemalten Treppenfries-Häuser im Halbkreise die Kirche umstehen. Dieser Raum liegt weitab vom Verkehrsstrom, der ganz fern

vorbeiflutet. Ein befreiender Friede geht um die hohen Kirchenmauern und schaut in die Fenster der alten Häuser. Des Abends, wenn die eine Laterne den dunkeln Pfad um die Kirche erhellt, glaubt man in einer verwunschenen, märchenhaften Welt zu sein. In monddurchglänzten Nächten, wenn die Winde lau um das ehrwürdige Gotteshaus wehen, dann ist es, als ob geheimnisvolle Stimmen wach würden. Beschwingte Phantasie taucht in der Zeiten Schoß hinab und holt sich Licht und Erleuchtung in eine unruhevolle Gegenwart hinein. — Das Haus Olschlägern 29 blickt nun hier an einer neuen Stätte in eine alte, träumerische Gasse und — in eine sorgenvolle Zukunft.

## *Die Ackerböden des Leinetales im Kreis Gandersheim*

von Hermann Müller

Das Leinegebiet stellt eine in der Trias- und Jurazeit dem sedimentierenden Meere entthobene Platte dar, in die durch Schollenbewegungen, Grabenversenkungen und Erosion das Leinetal tief eingeschnitten ist. Gerade das braunschweigische Leinetal zeigt ein scharf geschnittenes Relief. So sehr dieses den Wanderer ergötzt, legt es dem heimischen Bauern schwerste Belastungen auf. Verwitterung des anstehenden Buntsandsteins, Muschelkalks und Juradolomits haben in lehmigen und tonigen Böden einen durchweg tiefgründigen fruchtbaren Boden mit guten physikalischen Eigenschaften hinsichtlich der Erwärmung und Wasserhaltung geschaffen. Bis zum Südrande von Garlebsen haben die Eiszeitgletscher ihren Moränenschutt abgeladen. Seine Bewertung als erste Bonität verdankt der Wiesengrund der Talsohle den diluvialen und alluvialen Ablagerungen, die zu einer Mächtigkeit von 10 Metern aufgetragen wurden. Infolge der jährlichen Überschwemmungen lagert sich eine fürs Jahr mit 2 Zentimetern berechnete Feinschlammschicht ab. Durch die vorfluthemmenden Dämme der Eisenbahn, die das Tal quer durchziehen, wie auch durch den erhöhten Stau des Elektrizitätswerkes haben besonders die Billerbecker Wiesen gelitten. Sie sind häufig versumpft und geben ein saures Futter. Die Berghänge tragen beste Weizen- und Rübenböden, auch Zuckerrüben werden mit gutem Erfolge angebaut. Mit zunehmender Höhenglage nehmen Mächtigkeit und Güte der Ackerkrume ab, und auf den Kuppen geht, soweit sie nicht mit Wald bedeckt sind, manch frischgeschärfte Pflugschar schnell zuschanden. Doch wächst gerade auf dem Greener Berge (Hinteres Feld) „das beste Korn (Roggen) des Kreises Gandersheim“. Das Greener Bauertum hat seit der Jahrhundertwende die schwersten Verluste erlitten; von den damals 32 bäuerlichen Betrieben besteht nur noch ein Viertel seiner früheren Familienzahl. Auch das sich an den Billerberg rückwärts anlehrende Plateau ist tiefgründig und fruchtbar. Die tonigen Äcker (hier „Kleiboden“ genannt) weiß der Bauer als „Stundenböden“ mit Vorsicht zu behandeln, er sorgt für Humuszufuhr, vermeidet zur Schonung der Gare die schwere Zugmaschine und zwingt sie dadurch zur Hergabe guter Erträge. Schwer zu kämpfen hat der Bruchhof mit der großen Wasserplate in seinen Wiesen.

Das Leinetal ist sicher früh besiedelt, wenn auch von seinen stillen Dörfern der Historie keine Kunde zugetragen ist. Beim Umbau der Garlebser Schule wurden auf der ersten Talterrasse in 1 m und 5 m Tiefe je eine prähistorische



Feuerstelle mit Knochenresten und einem Metalltopf freigelegt. Sie beweisen, daß schon damals die Gegend bewohnt gewesen ist.

Der Kreienser- und der Billerberg bilden einen gemeinsamen Rücken, der von Orxhausen bis Oyershausen - Opperhausen zieht. Er führt auf seinen Höhen reinen Muschelkalk, und in der Bismarckzeit bis noch nach 1900 wurde auf der Schnittstelle des Kreienser Berges mit dem Billerberge ein Kalkofen betrieben, der aber noch vor dem 1. Weltkriege stillgelegt wurde. Seine Schutthalden unterbrechen noch heute den Waldsaum des Horizontes. Der auf dem Gestein lagernde Boden dieses Billerbecker „Hinteren Feldes“ (weil es an der Ostseite des Bergkammes liegt) ist gut lehmgemischt, aber er hält sich aus der Kalkverwitterung noch derart stark alkalisch, daß das landwirtschaftliche Versuchsamt jede Düngung mit Kalk und Kali abempfohlen hat.

Erst nach der Neusiedlung Dreilinden zu lagern sich Flächen aus recht kittigem Ton an.

## *Nachrichten über ostfälische Bräuche der Weihnachts- und Neujahrszeit vor fünfzig Jahren*

Schon im Jahrg. 1951 unserer Zeitschrift sind auf S. 72 einige alte Nachrichten über Volksbrauch und Volksglauben der „Zwölften“ mitgeteilt worden, die der Braunschweiger Volkskundler Otto Schütte vor dem 1. Weltkriege in Ostfalen gesammelt hatte, ohne sie zu veröffentlichen. Aus seinem wissenschaftlichen Nachlaß, der sich im Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte und Volkstum befindet, seien hier noch folgende Angaben nachgetragen:

„Am Heiligen Abend geht in Harvesse ausgekleidet, mit möglichst schlechtem Zeuge angetan, der Klödderklaus in die Häuser mit einem Aschensacke auf dem Rücken und mit einer Tasche mit Äpfeln und Nüssen. Seine Begleiter, die vor der Tür bleiben, rasseln mit Wagenketten, um Furcht zu erwecken“ (Harvesse, Landkr. Braunschweig).

„Zu Weihnachten wurden Brätjenkërle auf Draht gezogen und in den Baum gehängt. Wenn ein Mann „nicht mehr konnte“, so sagten die Frauen, er komme als Brätjenkêrl nächste Weihnachten an den Weihnachtsbaum, weil der auch keine Waden hat“ (Lebenstedt, Stadtkr. Salzgitter).

„Zu Weihnachten bekamen die Kinder als Geschenk einen Brätjenkêrl, d. h. es waren Appelbrätjen auf Draht gezogen“ (Hattorf, Kr. Gifhorn).

„In Grasleben wurde vor Weihnachten „de Snurrschimmel ereden“. Unter den Begleitern befand sich auch der Schmied, der ihn öfter beschlug“ (Grasleben, Kr. Helmstedt, 1880).

„Noch vor 15 Jahren wurde in Grasleben am Silvestertage einem Gander ein Strumpf über den Kopf gezogen, und dann wurde er losgelassen. Um ihn herum standen in einem Kreise die Mädchen. Das Mädchen, gegen das er rannte, ließ sich in dem Jahre beschlafen und kriegte ein Kind“ (Grasleben, Kr. Helmstedt).

„In Lelm umwickelt man Silvester die Obstbäume mit Stroh mit folgenden Worten: „Ick bringe dick en Schäl, giff mick op en Sömmmer minen Tâl!“ (Lelm, Kr. Helmstedt).

„In den „drei Dörfern“ (Wendeburg, Wendezelle, Zweidorf) gibt es zwölf *Betknaben*, aus jedem Dorfe vier. Diese gehen am *Neujahrstage* herum und singen das Neue Jahr, einen Gesangsvers in jedem Hause. 10—15 Pfennig bekommen sie dafür geschenkt. Jeder „Klump“ geht nach allen drei Dörfern, denn sie singen zusammen. Sie singen auch auf Wunsch bei Leichenbegängnissen, zunächst im Hause um den Sarg herum zwei Gesänge. Wenn sie aus dem Hause sind, singen sie wieder ein paar Verse und am Grabe auch. Hierfür kriegen sie je 25—30 Pfennige. Sonntags müssen sie abwechselnd vor der Kinderlehre eins von den fünf Hauptstücken beten“ (1899 in Wendeburg).

In der noch unveröffentlichten handschriftlichen Chronik des Elmdorfes *Räbke*, die von Pastor *Karl Böhme* ebenfalls vor 1914 verfaßt wurde\*), findet sich über das schon aus der Reformationszeit für Ostfalen bezeugte Sturmläuten am Heiligen Abend folgende Nachricht:

„Früher wurde Weihnachten am Heiligabend von 11 Uhr zunächst geläutet. Dann gingen junge Leute, wer (von Ihnen) wollte, hinauf zu den Glocken und sangen drei Gesänge, unter anderem „Also hat Gott die Welt geliebt“. Der Lehrer war auch dabei. Dies wurde jedoch zuletzt, infolge des Trinkens, zu wüst. Da blieb der Lehrer weg. Viel Unfug geschah dabei, auch wurde es gefährlich. Sogar die Kirche wurde verunreinigt. Um 1870 etwa hörte das Singen ganz auf. Das Geläut war noch bis 1892. Von 1893 bis zur Einführung der Christvesper hielt es sich.

Früher begnügte man sich mit einem Tannenzweig mit Goldschaum, dazu selbstverfertigten Lichtern und Kohlrabistreifen, durch die Fäden gezogen wurden, und zwei Figuren, „Hänschen und Christinchen“ aus rot gefärbtem Teich mit Zuckerguß.“

\*) Die Herstellung eines zusammenhängenden zweibändigen Manuskriptes aus einer Unmenge von Merktzetteln Böhmes besorgte in mühsamer Kleinarbeit erst jetzt sein Schwiegersonn Rudolf Homann in *Räbke*.

## *Mittel gegen das Verhexen von Gänsen*

*Ein Beitrag zum Hexenglauben unserer braunschweigischen Heimat*

von *Heinz-Bruno Krieger*

Zu dem Federviehbestand eines jeden braunschweigischen Bauernhofes gehört eine muntere Schar schnatternder Gänse. Vom Frühjahr bis in die Wintermonate hinein beherrschen sie das Bild der Dorfstraßen und der Wasserläufe, und alles ist bemüht, wenn Weihnachten naht, eine dieser begehrten Spezialitäten braunschweiger Küche zu erwerben oder zum Feste auf den Tisch zu bringen.

Wie sehr nun diese „Martinsvögel“ jedoch vom Unheil bedroht sind, ersieht man am besten an den beiden folgenden Beispielen, die mir unabhängig voneinander erzählt worden sind, auch zeitlich wohl gut 100 Jahre auseinander liegen mögen. Sie geben einen sichtbaren Beweis, daß der Volksglaube um das Verhexen von Gänsen noch nicht erloschen ist.

Richard Andree kennt diesen Volksglauben auch<sup>1)</sup>. Er kennt als sicheres Mittel das „Götzsche Zitat“, das ja nach der Meinung des Volkes in vielen ähnlichen Fällen helfen soll<sup>2)</sup>.

## 1. Die verhexten Gössel in Rábke

Grotvåder Deneke<sup>3)</sup> vertelle vorr ower fofftich Jähren immer folgende Begäwenhait ut siner Kindertiet, dä sik op sinen väderlichen Howwe in Rábke an'n Elme, vorr nu woll ower hundert Jähren tau edragen harre.

Dä lüttjen Gössel wörren dä! Lustich snaddern se in Howwe mit dä Gausemudder rummer, un et was 'ne wåhre Pracht, wie dä lüttjen Dinger sick ower dä Brennnettel här måken däen un dä Gander, wild unne fuchtelich oppasse, dat ja kain Fremder tau nåhe 'ran komen dä. Dä, — ainet Dåges was et ute! — Dä Gössel fraiten un snaddern nich mehr un laiten dä lüttjen Hålse trurich hängen. Mine Mudder håle dä Lüttjen in ne Kiste op'e Dåle rinder, sä stunnen direkt an 'en warmen Herdfüer, un wat stelle mine laiwe Mudder nich allet mit dä lüttjen Dinger an, åwer et was allet verjebens!

Do kamm aine ole Nåwersche opp'en Hoff, dä sach dä lüttjen Gössel un maine, dat dä ainder wat annedån härre. Sai wußte ok Rat. „Gåt man nå Sonnenundergang stillswigens nå 'en Kerkhowwe un hålt 'ne Hand vull Ere von 'en frischen Graffhüggel! Dä mött je ower dä lüttjen Gössel strauen, un denne wörret se ok wåer weren.“ Use Våder wolle dāvon nüst wetten. Mudder was ganz untröstlich.

As ick mick in dä Nacht sau jejen Klocke Taine ut minen Bedde ruter måken dä, dä Treppe runder un ower dä Dåle wech, dä was et mick, as wenn dä Gausemudder mick tau-snaddern dä „Gå man los un hülp mine Lüttjen!“ Allet lag in daipen Slåpe. Ick husche dä Dorpstrate lang, ower dä Schunter rōwwer un opp'en Kerkhoff ropper. Dat was mick op emål sau unhaimlich gruselick tau Mute. Dä Wind harre sick oppemåket un middenmål hōre ick, wie dä Nachtwächter dä tainte Stunne an tau tuten un tau singen anfang. Ick härre mick balle vor Angest oppen Hosenbodden esett't. Wenn dä man bloß nist marken dä! Ick toiwe noch 'ne ganze Wile, un denn bin ick los 'emåket, bloß nå Huse un nå dä lüttjen Gössel hen! —

In'er Hand harre ick dä Ere von olen Grupen sinen Graffhüggel, hai ward et mick woll nich forr öwwel enomen hebben. Underwåjens wōrre ick balle noch in'e Schunter rinder-fallen. Nu, wie ick inkamm, nist wie op'e Dåle un denn dä Ere sachteken, sau ganz sachte-ken ower dä lüttjen Gössel rowerestrait, damit se ja alle wat afkriejen däen. Dä moßte denn noch wat 'esecht weren, dat hewwe ick åwer nu all längst verjetten.

An'n andern Morjen was dä grote Moment dä! — Dä lüttjen Gössel snaddern wedder wie froier, un bloß ain ganz lüttjet lach in'e Ecke von dä Kiste un was dote, dat hewwe ick hinnen in usen Gåren innegråwen, un oppet Graff hewwe ick en Busch Vergittmeinich eplānt't. Sau wörren dä lüttjen Gössel wåer eworden, ohne dat Våder un Mudder wat emarkt härren<sup>4)</sup>.

## 2. Der verhexte Gander in Lauingen

Lauingen ist von jeher ein Gänседorf. Viele Gänse schnattern einem auf der Dorfstraße entgegen, und Lauinger Gänsebraten ist seit altersher weit berühmt!

Ein Bauer hatte nun für seine Gänseschar einen neuen Gander erworben, den er im nahen Königslutter von einer Frau gekauft hatte. Als nun dieser Gander einige Tage mit der Gänseschar des Bauern zusammen war, stellte der Landmann mit Befremden fest, daß seine sonst so muntere und lustig durcheinander gestikulierende Gänseschar ängstlich in einer Ecke des Hofes zusammenstand und die Köpfe mutlos zur Erde senkte. Der neue Gander aber, dick und wohlgenährt, schnatterte und watschelte des unbekümmert lustig im Hofe hin und her. „Wat is bloß mit dä Goise los?“ frug der Bauer seine Frau, und als man sich schließlich

keinen Rat mehr wußte, weil die Gänse immer mehr in sich zusammenfielen, schickte der Bauer nach Königslutter zu einer Frau, die in dem Rufe stand, mehr zu können als andere gewöhnliche Sterbliche. Frau R... kam gleich mit nach Lauingen. Wie sie auf den Hof kommt, da fährt der Gander wie wild herum und schießt auf die weise Frau los. Hätte diese nicht einen großen „Schwaken“ bei sich gehabt, und mit dem sie dem Wüterich welche übergezogen, das böse Tier hätte die Frau unweigerlich gebissen. „Der Gander ist verhext“, sagte die weise Frau, „wo habt ihr das Tier denn her?“ Der Bauer erwiderte, er habe den Gander von Frau B... in Königslutter gekauft. „Das hilft alles nichts“, sagte Frau R..., „wenn ich euch helfen soll, müßt ihr mir den Gander geben und ich muß versuchen, mit dessen Blut und Fleisch eure Gänse wieder zu enthexen.“ Der Bauer war des auch zufrieden, wenn nur seine Gänseschar wieder in Ordnung käme!

Frau R... nahm nun den Gander mit nach Hause, schlachtete ihn, fing das frische Blut auf und ging mit diesem stillschweigend um Mitternacht zu dem Hause der Frau B... Nun malte sie mit dem Blute drei Kreuze vor die Haustür und entfernte sich wieder stillschweigend. Unterdessen stand auf dem Feuer der weissen Frau R... der Gander und wurde ganz weich gekocht. Mit der Gabel steckte die weise Frau, unter Gemurmel geheimnisvoller Sprüche immer und immer wieder in das Gänsefleisch, bis es gänzlich zerschnitten und zerfetzt, zerkocht und zerbraten vor ihr stand. Sie nahm nun das Fleisch und brachte es an einen abgelegenen Ort, wo sie es wieder unter Gemurmel geheimnisvoller Sprüche tief in die Erde vergrub.

Von Stund an waren die Gänse in Lauingen wieder frisch und munter. Lustig schnatterten sie wie je zuvor im Hof und auf der Gasse umher, und reich belohnt ging Frau R... zurück nach dem nahen Lutter.

Die böse Hexe aber, nämlich eine solche war Frau B..., hatte lange Zeit hindurch ihr Fenster dicht verhangen. Der Zauber war durch das Vorgehen der weissen Frau zurückgeschlagen. Erst nach langer Zeit konnte sie sich von einer schweren Krankheit erholen<sup>5)</sup>.

<sup>1)</sup> Richard Andree, Braunschweiger Volkskunde, II. Auflage, Braunschweig 1901, S. 387.

<sup>2)</sup> vgl. H. B. Krieger, Engelmacher, in Brschw. Heimat, Jg. 1957, S. 45.

<sup>3)</sup> Heinrich Deneke, Rábke, Hof Nr. 18.

<sup>4)</sup> Erzählt von den Geschwistern Bethmann, Lelm (1950).

<sup>5)</sup> Erzählt von Frau Else Dammann, Königslutter (1956).

## *Stippstörecken aus dem ostfälischen Volksleben*

von Otto Lohmann

### **1. Das zweiherrige Dorf Pabstorf**

Pabstorf, liegt südöstlich von Jerxheim am Südrande des Großen Bruches und gehörte früher mit dem ebenfalls südlich des Großen Bruches gelegenen Dorfes Hessen zum braunschweigischen Landkreise Wolfenbüttel. Im Jahre 1940 wurde Pabstorf aber wie Hessen anläßlich einer Grenzberichtigung zwischen den Ländern Braunschweig und Preußen gegen Hornburg und Rocklum ausgetauscht und kam zum Landkreise Oschersleben im Regierungsbezirk Magdeburg.

Bis dahin war Pabstorf ein zweiherriges Dorf. Es gab schon früher einige sogenannte preußische Höfe, deren Erbauer aus den ringsum im späten Mittelalter wüstgewordenen Dörfern des Fürstbistums Halberstadt zugezogen waren

und ihr Land auf preußischem Boden hatten. Man erzählte sich, daß bei späteren Zukäufen die alten Hofgrenzen bestehen blieben, so daß etwa die Grenze durch einen neuen größer gebauten Kuhstall ging. Die Kühe fraßen im Braunschweigschen, standen und misteten aber im Preußischen.

Das Dorf wurde regiert vom braunschweigischen Vorsteher und vom preußischen Schulzen. Nun war auch ein Gasthof zweiherrig. Die Grenze ging mitten durch den Tanzsaal. Festlichkeiten mußten bei beiden Ortsgewaltigen angemeldet werden. Die Musikantenbühne war preußisch.

Eines Abends geht nach der Erzählung meines Vaters, der in Pabstorf Pastor war, der preußische Schulze am Gasthof vorbei und hört drinnen Lärm und Tanzmusik. Was? denkt er, der hat mich ja gar nicht gefragt! Er geht hinein und verbietet dem Wirt die Musik. Der aber, nicht faul, ruft die Musikanten von der Bühne herunter und setzt sie in eine braunschweigische Ecke des Saales. „*Sau, nu spelet man wi'er! Hier hat jüch kain Schulte wat tau befählen!*“

Auch in Pabstorf waren die Naturalabgaben an die Pfarre abgelöst worden, aber nur bei den braunschweigischen Höfen. Die Preußen wollten den braunschweigischen Ablösungssatz nicht anerkennen, weil der preußische niedriger war. So hatten sie ihre Lasten behalten. Und weil mein Vater im ganzen Dorfe beliebt war, kriegte er alle Jahre von den preußischen Höfen die dicksten Würste und immer vom Besten, was die Wirtschaft bieten konnte.

Pabstorf war um 1890 ein reiches Dorf. Die Zuckerrüben hatten viel Geld gebracht. Am meisten dem Gutsbesitzer Nähwie, der seinen Reichtum noch in der großen ledernen Geldkatze um den Bauch geschnallt zu tragen pflegte. Als nun mein Vater mit ihm eines Tages nach Wolfenbüttel zur Synode fahren mußte und sie auf dem Jerxheimer Bahnhof den Zug besteigen wollten, winkten aus einem Abteil der damaligen 2. Klasse andere Pfarrer und Synodal-Vertreter ihnen zu und forderten sie auf, bei ihnen mit einzusteigen. Der alte Nähwie aber zog meinen Vater am Arme: „*Komen Se man, Herr Pastoor, dat sünd luter rike Lüe; wi foiert Drüdder Klasse!*“

## AUS DER HEIMATPFLEGE

---

*Ausgrabungen, Fundbergungen und Einzelfunde im Arbeitsbereich  
des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum,  
Abteilung Vorgeschichte, vom 1.1. bis 31.12.1956*

von Franz Niquet

unter Benutzung der Berichte von W. Bode, Eitzum; Dozent H. Keune, Gielde; Lehrer W. Forche, Reppner; Hauptlehrer H. Kochaneck, Flechtorf; Custos Dr. W. Novothnig, Hannover; Lehrer H. Schrader, Langelsheim; Studienrat i. R. S. Siebers, Helmstedt; W. Wilgeroth, Langelsheim; Stadtschulrat i. R. F. Zobel, Salzgitter-Lebenstedt.

**I. Ältere Steinzeit:** Keine Fundeinlieferungen oder -meldungen.

**II. Mittlere Steinzeit** (etwa 8.—4. Jahrht. v. Chr.).

Fundbergungen:

Grafhorst, Kr. Helmstedt

Wüstung Grabow. Feuersteingeräte- und Abschläge. Oberflächenlesefunde. (Keune.)

## Wolfshagen, Kr. Gandersheim

Schlucht zum Töllebach zw. Kl. u. Gr. Sülteberg. Scheibenbeilchen (Abb. 1, 1). Etwa 0,40 m tief bei Bodenuntersuchungen gef. v. Dr. Lüttig, Hannover. Ber. Dr. Novothnig.

### III. Jüngere Steinzeit und frühe Bronzezeit

(4. Jahrh. — Mitte des 2. Jahrh. v. Chr.).

#### Ausgrabungen:

##### Eitzum, Kr. Wolfenbüttel

Acker Wagenführ. (An der Schliestedter Grenze bei Höhe 170,1.) Hier hatte W. Bode, Eitzum, Scherben der älteren Linienbandkeramik, 2 Stücke von Reibesteinen aus Quarzsandstein, das Bruchstück eines sog. Schuhleistenkeiles und ein kleines Beilchen (wohl nicht bandkeramisch) gefunden. Eine Probegrabung auf einer von Bode bezeichneten dunklen Stelle erbrachte aus einer bis 20 cm mächtigen Kulturschicht und 2 flachen Gruben zahlreiche Scherben der älteren Linienbandkeramik, aus denen bisher 7 Gefäße, meist mit ausgeprägter Standfläche, zusammengesetzt werden konnten. Bruchstücke von 2 Schuhleistenkeilen, Feuersteingeräte und -abschläge sowie Lehmewurf. Ungefähr 3 m hiervon entfernt kamen auf einer dunklen Stelle, die noch nicht ausgegraben werden konnte, Scherben der Stichreihenkeramik zutage. Die Grabung wird 1957 wieder aufgenommen. (Dr. Niquet.)

#### Fundbergungen:

##### Giede, Kr. Goslar

Am Hexenberg. Unverzierte Scherben, Feuersteingeräte und -abschläge. O.-L.-F. (Keune.)

##### Lichtenberg, Stadtkr. Salzgitter

Hinter d. Berge. Unverzierte Scherben, Feuersteinabschläge. (Forche.) Privatbesitz.

##### Schliestedt, Kr. Wolfenbüttel

Totenkamp 2. O.-L.-F. von bandkeramischer Siedlung: Scherben, Hacke aus Diorit, 1 Beilchen, Schneidenteil (wohl von einer Axt), Bruchstücke von Reibplatten aus Quarzitsandstein, Quarzitzeröll mit angefangener Hohlbohrung. (W. Bode.) Privatbesitz.

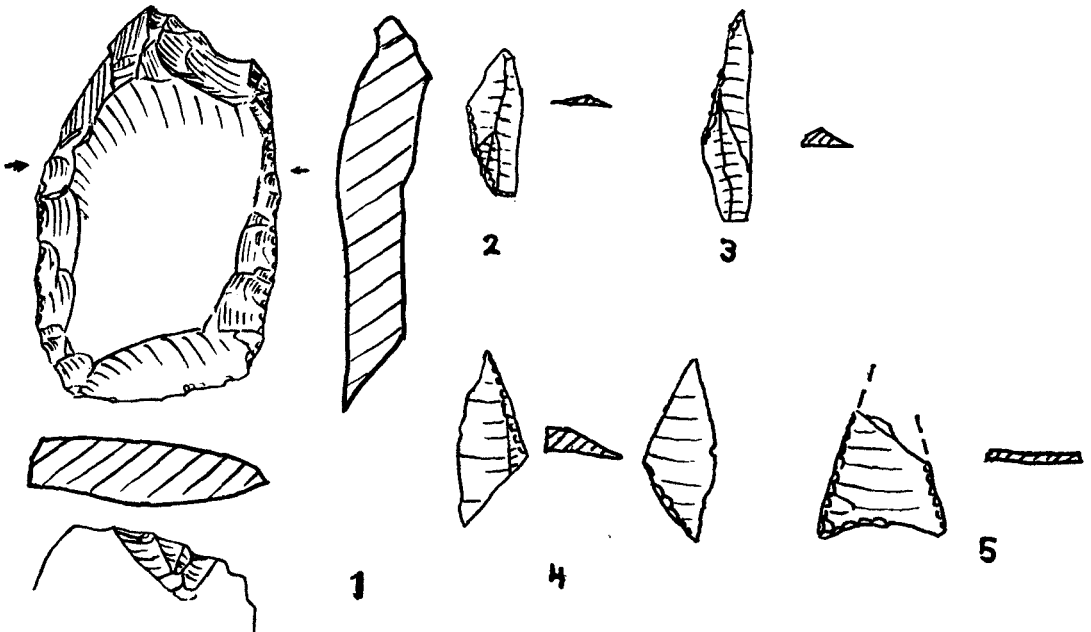


Abb. 1: Geräte der mittleren Steinzeit.  
1 Scheibenbeilchen von Wolfshagen. 2-5 Mikrolithen vom Pfingstberg bei Helmstedt.



Totenkamp 3. O.-L.-F. von bandkeramischer Siedlung: Linienverzierte Scherben, querschnittige Pfeilspitze, Feuersteinabschläge. (Dr. Niquet.)

Einzelfunde:

**Brackstedt, Kr. Helmstedt**

Auf dem Feldweg von Hoitlingen nach der Brackstedter Mühle nahe der Hoitlinger Grenze. Axt der Einzelgrabkultur, Schneidenteil, an der Durchbohrung abgebrochen, mit späterer beidseitiger, flacher, runder Einpickelung. Gef. um 1952 vom damaligen Schüler Helmut Krause, Hoitlingen. Angaben Lehrer Meyerding, Hoitlingen. Schule Hoitlingen.

**Eitzum, Kr. Wolfenbüttel**

Auf der linken Seite der Straße nach Rábke. Breites (Einsatz-) Beilchen. (Bode.) Privatbesitz.

**Langelsheim, Kr. Gandersheim**

Forstort Sangerberg. Bronze-Randleistenbeil vom Veltheimer Typ. Von einem Waldarbeiter beim Stubbenroden in den Neunziger Jahren gef. Ber. Wilgeroth. Oberharzer Bergwerks- und Heimat-Museum Clausthal-Zellerfeld.

**Frellstedt, Kr. Helmstedt**

Wüstung Klein Frellstedt. Pflriemen aus Feuerstein. (Keune.)

**Goslar**

Petersberg, Hang zum Goethesteinbruch. Schneidenteil eines Feuersteindolches. O.-L.-F. Ber. Thielemann. Privatbesitz.

**Helmstedt**

Fasanengehege (östl. von Helmstedt). Bruchstück einer bandkeramischen Hacke, 2 Feuersteinpfeilspitzen. (Siebers.) Privatbesitz.

**Saalsdorf, Kr. Helmstedt**

Schneidenteil eines Dioritbeiles und eines Beiles aus Kalkschiefer.

Kiesgrube am Warberg. Feuersteinklinge mit geringer Seitenretusche. Gef. 1948 von F. Bohnstedt. Angaben Lehrer K. König, Saalsdorf. Schule Saalsdorf.

**Groß Sisbeck, Kr. Helmstedt**

An der Masch. Geschliffenes Feuersteinbeil (dicknackig). Gef. 1925 vom jetzigen Malermeister W. Gehrke.

Am Knechtsmorgen. Kleines Beil aus Felsgestein mit trapezförmigem Querschnitt. Gef. 1925.

An der früheren Hagholzscheune. Unsymmetrische Axt aus Felsgestein (bandker. — Rössen). Gef. 1954 auf einem Lesesteinhaufen von Werner Müller.

Lürs Busch. Spitznackiges Beil aus Felsgestein mit konkaver Schneidenunterseite. Gef. 1956 von H.-J. Pasche. Angaben Lehrer Georg Schultze. Schule Groß Sisbeck.

**Groß Steinum, Kr. Helmstedt**

Acker Juckel. (An der Straße nach Beienrode.) Geschliffenes Feuersteinbeil, Nackenteil abgebrochen. (M. Juckel.) Privatbesitz.

**Gevensleben, Kr. Helmstedt**

Kleines Feld (nordwestlich von G.). Axt der Einzelgrabkultur, Scheide abgebrochen. Gef. von Treckerführer H. Enke bei der Feldarbeit. Eingeliefert von Lehrer H. Schrader, jetzt Langelsheim.

**Vienenburg, Kr. Goslar**

Radauer Holz. Feuersteindolch<sup>1)</sup>. Gef. bei Hackkulturarbeiten. Ber. Thielemann nach Angaben von Revierförster Rottsahl. Privatbesitz.

#### IV. Bronzezeit

(15. Jahrh. v. Chr. — 8. Jahrh. v. Chr.)

Einzelfunde:

**Gr. Bruch (östlich von Jerxheim), Kr. Helmstedt**

Axt aus Hirschgeweih mit viereckigem Schäftloch, verziert mit konzentrischen Kreisen. (Abb. 2.) Vor Jahren gef. bei Arbeiten im Bruch. Erw. von Gastw. Wetterling, Bahnhof Jerxheim.

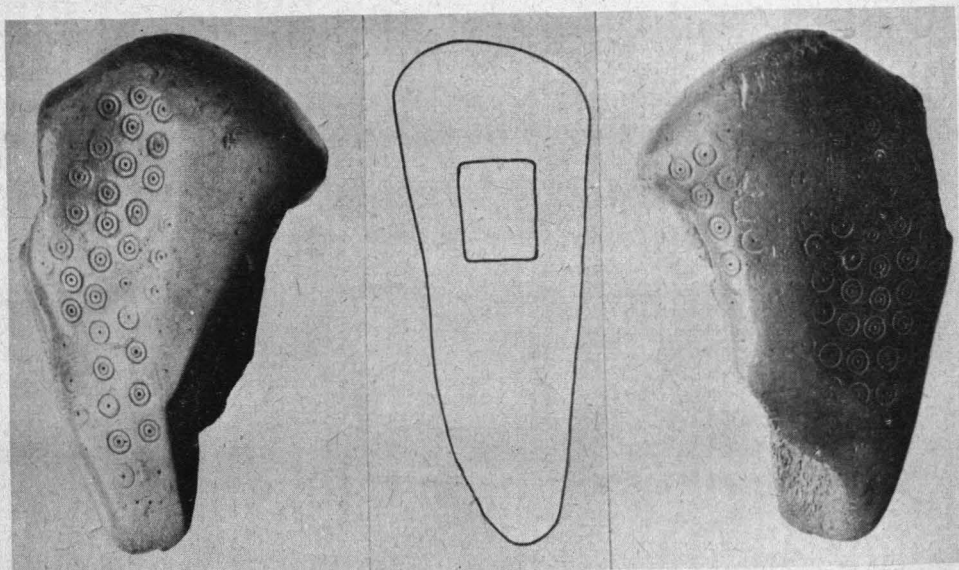


Abb. 2: Knochenaxt der jüngeren Bronzezeit aus dem Großen Bruch bei Jerxheim. 1:2.

## V. Eisenzeit (8. Jahrh. v. Chr. — 500 n. Chr.).

### Ausgrabungen:

#### **Gielde, Kr. Goslar**

Eichberg. (Osthang, östlich der neuen Schule). Bei Ausschachtungsarbeiten für Siedlungshäuser. Siedlung der älteren Röm. Kaiserzeit. Aus Gruben, die z. T. durch Schieberaupe stark zerstört, Scherben, Tierknochen, Lehmewurf. In einer Grube Reste eines Pferdeskelettes mit Schädel<sup>2)</sup>. Fundmeldung Keune. (Dr. Niquet.)

### Fundbergungen:

#### **Badenhausen, Kr. Gandersheim**

Etwa 100 m nördlich vom Posthof. Zwei Schalenurnen ohne Beigaben, von einem Friedhof der jüngeren Röm. Kaiserzeit. (Abb. 3 b u. c.) Fundm. Kreisheimatpfleger des Kr. Osterode Anding. (Dr. Tode.)

#### **Eitzum, Kr. Wolfenbüttel**

Ulmühle. (Frühere Fundstellenbez. „Oberhalb des Dorfes“, „Auf der Aue“.) Siedlung der älteren Röm. Kaiserzeit, angeschnitten durch einen Wasserleitungsgraben. Aus Gruben unverzierte und verzierte Scherben, Pferdetrense aus Hirschgeweih, Tierknochen.

Aue und Im Balken. Als O.-L.-F. der älteren Röm. Kaiserzeit verzierte und unverzierte Scherben.

Hinter dem Weinberg. Als O.-L.-F. Scherben der Zeit um Chr. Geb., der Karol. Zeit bis Mittelalter. (Bode.) Privatbesitz.

#### **Flechtorf, Kr. Braunschweig**

Hasenberg. Beim Ausheben von Fundamentgruben für Siedlungshäuser aus Gruben (Abb. 3 a) der älteren Röm. Kaiserzeit zahlreiche verzierte und unverzierte Scherben, auch von Drehscheibenware, Lehmewurf, Reibplatte, Eisenschlacke<sup>3)</sup>. (Kochaneck.)

#### **Gielde, Kr. Goslar**

Freienberg. Scherben der Vorröm. Eisenzeit als O.-L.-F. (Keune.)

#### **Klein Mahner, Kr. Goslar**

Lahwinkel. Als O.-L.-F. verzierte und unverzierte Scherben der Spätlatène- und älteren Röm. Kaiserzeit, Eisenschlacke, zersprungene Steine. (Keune.)

#### **Saalsdorf, Kr. Helmstedt**

Schulacker im Dorfe. Bei der Feldarbeit Scherben, z. T. mit Beschlickung und verschlackt, wohl von Siedlung der frühen Eisenzeit. (Lehrer K. König.) Schule Saalsdorf.



Abb. 3:

- a Gefäß des 1.-2. Jahrhunderts n. Chr.  
vom Hasenberg bei Flechtorf, Kreis Braunschweig.  
1:6
- b, c Schalenurnen des 3.-4. Jahrhunderts n. Chr.  
von Badenhausen, Kreis Gandersheim.  
1:4

### **Salzgitter-Bad, Stadtkr. Salzgitter**

Kniestedt, Feldwanne Wöpsacker. Beim Bau der neuen Mittelschule Gruben mit Holzkohle und gebrannten Knochen. Brandgrubengräber? (Dr. G. Stelzer.) Ber. Zobel. Slg. der Stadt Salzgitter.

## **VI. Merowinger- und Karolinger-Zeit (500—900 n. Chr. Geb.).**

### **Ausgrabungen:**

#### **Beuchte, Kr. Goslar**

Beuchter Schierk. Fortsetzung der Ausgrabungen auf dem merowingerzeitlichen Friedhof mit Forschungsbeihilfe des Landkreises Goslar. Grab 5: Mädchengrab mit reichen Beigaben, darunter einer Bügelfibel, 2 Ton- und 2 Holzgefäßen. 30—40 m nördlich der Körpergräber 2 Brandgräber (Knochenhaufen) ohne Beigaben. (Dr. Niquet.)

#### **Offleben, Kr. Helmstedt**

Hof des Schwelwerkes der BKB. Baumsargbestattung der Karolingerzeit, Nord-nordwest-Südsüdost, als Beigabe ein Eisenmesser am Becken. Die Grabungsarbeiten konnten nur mit großzügiger Unterstützung des Schwelwerkes (Oberingenieur Lukas, Dr. Munderloh) durchgeführt werden. (Dr. Niquet.)

#### **Schöppenstedt, Kr. Wolfenbüttel**

Sandberg. Körperbestattung der Karolinger Zeit, West-Ost, Eisenmesser am linken Becken. In der Umgebung des Grabes Scherben, Stück von Steingerät, vorwiegend wohl Röm. Kaiserzeit. (Dr. Schultz.)

## **VII. Ausgrabungen und Fundbergungen an wiederholt besiedelten Fundstellen.**

### **Ausgrabungen:**

#### **Burgdorf, Kr. Goslar**

Liet-Sandgrube. Aus Siedlungsgruben (Stelle 228—235) Scherben, Lehmewurf, Tierknochen, vorwiegend der frühen und älteren Eisenzeit. (Ferdinand Nickel.)

Da der Sandgrubenbetrieb sich nicht mehr lohnte, stellte W. Greune, Betriebsleiter der Firma Appel, Vienenburg, die Abraumarbeiten ein. Damit fanden auch die vierjährigen

erfolgreichen Ausgrabungsarbeiten des Braunschweigischen Landesmuseums ihren Abschluß. Der Firma Appel, besonders aber Herrn Greune möchte ich für die Zusammenarbeit mit den Ausgräbern herzlich danken.

Etwa 250 m westlich der Sandgrube (Westrand) wurde ein insgesamt 44,40 m langer Graben gezogen, um festzustellen, ob eine schwache um die Westseite der Sandgrube herumlaufende Bodenwelle eine Wallaufschüttung war, die man mit den Siedlungen auf dem Liefeld in Verbindung bringen könnte. Eine Befestigungsanlage wurde nicht festgestellt. Es fanden sich jedoch stark abgeschliffene, zum Teil jungsteinzeitliche Scherben und Feuersteingeräte, die auf eine vorgeschichtliche Besiedlung, wohl südwestlich des Suchgrabens am sanften Hang, hinweisen.

F. Nickel suchte, teilweise nach Angaben von Leuten, die hier gepflügt hatten, das Gelände zwischen der Sandgrube und der Straße von Burgdorf nach Schladen ohne Erfolg nach Grabstätten der vor- und frühgeschichtlichen Bewohner des Liefeldes ab.

### **Helmstedt**

Auf dem Pfingstberge, dem Nordwestausläufer des St.-Annenberges, waren seit ungefähr 1920 bei Sandgrubenarbeiten Bodenfunde aus fast allen vor- und frühgeschichtlichen Zeitperioden, besonders aus der Jungsteinzeit und der Schalenurnenzeit, zutage gekommen und größtenteils verlorengegangen. Einige Stücke sammelten Landwirt Quelle und Studienrat Siebers, der außerdem kleine Notgrabungen durchführte. Kleine Teiluntersuchungen stellte auch das Braunschweigische Landesmuseum vor und nach dem zweiten Weltkriege an. G. Thaerigen hatte 1937 81 Schalenurnen (3.—4. Jahrh. n. Chr.) ausgegraben<sup>4)</sup>. Da im Sommer 1956 damit zu rechnen war, daß größere Mengen Kies aus dem Pfingstberg herausgebaggert würden, mußte sofort eine planmäßige Rettungsgrabung angesetzt werden. Deren Ziel mußte es sein, die auf dem Westhang noch vorhandenen Siedlungsspuren und Gräber auszugraben, bevor sie der Bagger vernichtete. Das galt besonders für den großen Urnenfriedhof, den vielleicht größten und letzten, der der Braunschweigischen Forschung noch zur Verfügung steht.

Der sofortige Beginn der Rettungsgrabung war jedoch nur möglich durch eine Forschungsbeihilfe, die der Landkreis Helmstedt sehr schnell zur Verfügung stellte. Dafür gebührt der Kreisverwaltung herzlicher Dank, ebenso der Verwaltung des Braunschweigischen Vereinigten Kloster- und Studienfonds und der Stadtverwaltung Helmstedt. Durch deren Forschungsbeihilfen konnten die Arbeiten in dem erforderlichen Umfang weitergeführt werden, so daß auch eine größere Kiesabfuhr im kommenden Jahr keine Gefahr mehr für die vor- und frühgeschichtlichen Bodenaltertümer auf dem Westhang des Pfingstberges bedeuten. Die Ausgrabung soll 1957 wieder aufgenommen werden.

Das Ergebnis der Pfingstberggrabung 1956:

I. Mittelsteinzeit: Feuersteingeräte und -abschläge. (Abb. 1, 2—5.)

II. Jungsteinzeit: Siedlungsreste und -spuren vorwiegend der Bernburger Kultur (Feuerstellen, ein Brunnen, verzierte und unverzierte Scherben, Oberteil einer Kragenflasche, Bruchstück eines Schiefermessers), Scherben der Trichterbecher- und der Schönfelder-Kultur. Auf der Kuppe des Berges Rest eines Hügelgrabes (?) mit Scherben der Baalberger Kultur<sup>5)</sup>.

III. Bronzezeit: Im Rest des Hügelgrabes (?) auf der Kuppe Lanzenspitze vom Lüneburger Typ II<sup>6)</sup>.

IV. Römische Kaiserzeit<sup>7)</sup>: 75 Urnen bzw. Reste. (Dr. Niquet.)

### **Fundbergungen:**

#### **Lichtenberg<sup>8)</sup>, Stadtkr. Salzgitter**

Obere und Untere Sukopsmühle. Mittlere Steinzeit: Zahlreiche Feuersteingeräte und -abschläge. Jüngere Steinzeit (nur Obere Sukopsmühle): Unverzierte Scherben, darunter bandkeramische, Bruchstücke von Geräten aus Felsgestein, Feuersteinspeerspitzen, Röm. Kaiserzeit: Scherben von einer Siedlung.

Hammebeek, westlich des Vorwerks Altenhagen.

„Verschiedene Geräte und Abschläge und Geräte Mesolithischen Charakters.“ Scherben von einer Siedlung der Röm. Kaiserzeit. (Forche.)

Heinrich Keune, Dozent an der Ländlichen Volkshochschule Goslar, sammelte wieder Oberflächenfunde von schon bekannten<sup>9)</sup> und neuen Fundstellen: Börsum, Roter Stein,

Kr. Wolfenbüttel (1 a, 3, 4); Burgdorf, Calenberg, Kr. Goslar (1 a, 1 d, 2, 3), dazu Mantelstück eines Schmelzofens und facettierte jungbronzezeitliche Randscherbe; Helmstedt, Wüstung Hoensfeld (1 a, 2, 3); Hornburg, Kr. Wolfenbüttel: Müncheburg (1 a, 3), Wüstung Tönnierode (1 a, 1 c, 1 d, 3), Wüstung Westrode (1 a, 1 f); Giedde, Kr. Goslar: Am Deireckslah-Beeke (1 a, 2, 3, 4), Unter dem Freienberge (1 c, 1 d, 3, 4), Alter Friedhof (1 a, 1 d, 1 e), Wüstung Hetelde (1 a, 1 d, 2, 3 mit Resten des Ofenmantels); Liebenburg, Kr. Goslar: Wüstung Klein Lewe (1 a, 1 e, 3, dazu Kupferschlacke), Wüstung Saichenkamp (1 e, 2); Steinlah, Kr. Goslar, Hofgarten Keune (Nr. 15) (1 e, 1 f).

#### **Emmerstedt, Kr. Helmstedt**

Diamantberg, Westhang. Tiefstichverzierte Scherben der Trichterbecherkultur (Siedlung).

Diamantberg. Felsgesteinbeil, Feuersteingerät.

Kleiner Heidberg, Sandgrube Rohr. Bruchstück eines Spandolches aus einheimischem Feuerstein, verzierte Schönfelder Scherben.

Kleiner Heidberg, Sandgrube Brünning. Gefäß der jüngsten Bronzezeit bis frühen Eisenzeit (wahrscheinlich Grabfund). (Siebers.)

#### **Erwerb von Sammlungen.**

Das Landesmuseum erwarb 1956 die Sammlung des verstorbenen Apothekers Dr. Kirchhoff von H. Burkhard, Braunschweig. Sie enthält Steinäxte, Beile aus Feuerstein und Felsgestein, Kleingeräte aus Feuerstein und einige Gefäßreste. Nur wenige Steingeräte stammen von der Gemarkung Schandelah, Kr. Braunschweig, die übrigen wahrscheinlich aus dem Gebiet nördlich der Aller.

Das Staatliche Naturhistorische Museum Braunschweig hatte 1952 12 Waffen und Geräte aus Feuerstein und Felsgestein dem Braunschweigischen Landesmuseum übergeben. Die Schneide eines breiten Feuersteinbeiles stammt von Weferlingen, Kr. Wolfenbüttel, die übrigen Stücke mit lesbaren Fundortangaben sind in der ehemaligen Provinz Sachsen gefunden worden.

Lehrer i. R. W. Lampe, früher Harriehausen, Kr. Osterode, jetzt Groß Ilde, Kr. Hildesheim-Marienburg, hatte im Frühjahr 1954 dem Braunschweigischen Landesmuseum aus seiner Sammlung Fundstücke von den Fundstellen auf braunschweigischem Gebiet übergeben. Die Sammlung Lampe werde ich in einem der nächsten Hefte dieser Zeitschrift ausführlicher behandeln.

Auf dem Wurmberg bei Braunlage führte Dr. W. Novothnig, Custos am Niedersächsischen Landesmuseum Hannover, mit Forschungsbeihilfen der Deutschen Forschungsgemeinschaft Untersuchungen durch. Die bekannte Hexentreppe, der sog. Heidenaltar und einige neu entdeckte Anlagen sind das Objekt der Grabungen<sup>10)</sup>, die auch 1957 weitergeführt werden.

<sup>1)</sup> Thielemann, O.: Neuer Dolchfund an der „Alten Straße“. Braunschw. Heimat, 43, 1957, 1—2, 1 Abb.

<sup>2)</sup> Die zoologische Bearbeitung des Skelettes hat Dr. Kleinschmidt, Custos am Staatlichen Naturhistorischen Museum, übernommen. Über die Ergebnisse wird Dr. Kleinschmidt in der Braunschweigischen Heimat berichten.

<sup>3)</sup> Kochanek, H.: Der Spaten stieß auf uralten Hausrat. Braunschw. Zeitung, Ausg. Kr. Braunschw., vom 12. 7. 56.

<sup>4)</sup> Thaeringen, G.: Die Nordgruppe der Elbgermanen bis zur sächsischen Überlagerung, 1939.

<sup>5)</sup> Vergl. B. H. 42, 1956, 153, Abb. 1 auf S. 154.

<sup>6)</sup> Anm. 5, S. 155, Abb. 3.

<sup>7)</sup> Anm. 5, S. 156. Kurz vor Beginn der Grabung war in der Nähe dieser 4 Urnen eine fünfte mit einer Fibel wie Almgren 153 geborgen worden (Privatbesitz). Siebers hatte außerdem hier verzierte Scherben der Trichterbecher- und Schönfelder Kultur gefunden. (Privatbesitz.)

<sup>8)</sup> Vergl. auch Kummer, K.: Eisenzeitliche Siedlungen im Nordwestteil des Stadtgebietes von Salzgitter. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte, 25, 1956, 11—55.

<sup>9)</sup> B. H. 41, 1955, 23—24; 42, 1956, 157—158. Auf Seite 24 der B. H. 41 Erklärungen für die eingeklammerten Bezeichnungen.

<sup>10)</sup> Novothnig, H.: Der Wurmberg und seine Baureste. Ein Vorbericht über die bisherigen Untersuchungen. Harz-Zeitschrift, 8 (89), 1956, 1—20, 12 Tafeln.

## Neues heimatliches Schrifttum

Gesamtübersicht des Landeshauptarchivs Magdeburg, Bd. I u. II, bearbeitet von Berent Schweineköper (= Quellen zur Geschichte Sachsen-Anhalts. Im Namen des Landeshauptarchivs Magdeburg, herausgegeben von Hanns Gringmuth-Dallmer, 1, 3), Halle/Saale 1954/55: VEB Max Niemeyer-Verlag, I, 268 Seiten, 17,85 DM Ost; II, 500 Seiten, 25,70 DM Ost.

Archive sind Denkmale der Geschichte und Kultur eigener Art. Solche Stätten, an denen die aus praktischer Verwaltungs- und Geschäftstätigkeit stammenden Aufzeichnungen aufbewahrt und einer fragenden Nachwelt überliefert werden, gibt es seit alters. Nicht nur der aus archivalischen Quellen schöpfende Historiker braucht gedruckte Hilfsmittel, um sich über den Quellenstand eines Archivs zu unterrichten, auch andere wissenschaftliche Fachrichtungen und nicht zuletzt die heimatgeschichtlich Interessierten möchten die Benutzbarkeit dieser Forschungsinstitute erleichtert wissen.

Über das Magdeburger Landeshauptarchiv, dem früheren Preußischen Staatsarchiv, hat Archivrat Dr. B. Schweineköper vor kurzem zwei Bände der insgesamt auf fünf berechneten Gesamtübersicht vorgelegt. Der erste Band umfaßt die Abteilung Urkunden und Copiare, sowie von der Abteilung Akten zwölf Reposituren des sogenannten Historischen Archivs, der zweite enthält bis zur Repositur 54 die Fortsetzung des Historischen Archivs bis 1807 bzw. 1815. Wenn dieses Archiv im wesentlichen auch nur für die Territorien der ehemaligen Provinz Sachsen zuständig ist, wird der Historiker und heimatgeschichtlich Forschende aus dem Braunschweigischen auf die Benutzung der Archivalien gerade des Landeshauptarchivs Magdeburg nicht verzichten können. Die vielfältigen engen politischen und wirtschaftlichen Beziehungen und Bindungen in einem langen historischen Ablauf sind bekannt. Die Halberstädter Diözese z. B. schloß braunschweigisches Land bis zur Oker ein. Was der Staat trennte, verklammerte auf andere Weise das Bistum wieder. Der braunschweigische Prinz Heinrich Julius wurde Bischof von Halberstadt und später Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel. Oder: 1571 haben die Meister des Schlosser-, Sporer- und Büchsenmacherhandwerks von Braunschweig, Magdeburg, Hildesheim, Hannover, Einbeck, Göttingen, Celle, Hameln usw. in Braunschweig eine neue Satzung aufgestellt, an die alle gebunden sein sollten.

Deshalb findet man z. B. in der Repositur U 11 dieses Archivs Lehnsakten vom Hause Braunschweig von 1352–1732, in der Repositur U 23 zahlreiche Urkunden der Stifter und Klöster Gandersheim, Helmstedt, Königslutter, Schöningen, Marienthal, Marienberg, der Städte Braunschweig, Schöppenstedt, Seesen, Königslutter u. a. Deshalb findet der Benutzer dort in der Repositur A I Erzstift Magdeburg Archivalien über die Fürstentümer Braunschweig, ihre Regenten und die zwischen ihnen und dem Erzstift Magdeburg bestehenden Verhältnisse (1449–1669), darunter auch Korrespondenzen mit Heinrich d. J., Religionsachen, Grenz- und Hoheitssachen. Es werden dort Akten des Stift Hildesheim betreffend aufbewahrt; man kann sich ferner über Lehnsangelegenheiten der Abtei Gandersheim und von Hannover und über v. a. m. unterrichten.

Diese beiden ersten Bände eröffnen somit auch dem Wissenschaftler und Heimatfreund des braunschweigischen Landes ein weites Feld für die Untersuchung rechts- und finanzgeschichtlicher Fragen, aber ebenso für die Bearbeitung wirtschafts- und sozialgeschichtlicher oder allgemeinesgeschichtlicher Themen.

*Dr. Burghardt*

Heinrich Pröhle, Harzsagen. Neudruck der Ausgabe von 1853, herausgegeben, ergänzt und erörtert von Will-Erich Peuckert, veröffentlicht als Beiheft 2 der Harzzeitung im Selbstverlag des Harzvereins f. Geschichte u. Altertumskunde. Bad Harzburg 1957.

Der Harzverein für Geschichte und Altertumskunde und insbesondere sein rühriger und weitblickender Geschäftsführer, K. W. Sanders, hat sich ein großes Verdienst mit dem Neudruck der vor über hundert Jahren zuerst erschienenen Harzsagen von Pröhle

erworben. Die erste Auflage dieser Sammlung von 1853 taucht nur äußerst selten im Antiquariatsbuchhandel auf, und auch die zweite von 1886 ist längst vergriffen. Alle späteren Herausgeber von Harzsagen haben auch dann, wenn sie auf die von Pröhle zuerst gesammelten Sagenstoffe zurückgriffen, weder Pröhles Vollständigkeit noch die Ursprünglichkeit seiner dem Volksmunde abgelauchten Erzählungsweise erreichen können. Es bedeutet daher sowohl für die wissenschaftliche Sagenforschung wie für alle Freunde des Harzes und seiner Volks-



überlieferungen die Erfüllung eines lange gehegten Wunsches, wenn jetzt Pröhles Sammlungen, und zwar zunächst die Sagen des Oberharzes und seines Vorlandes, in der Urfassung wieder allgemein zugänglich gemacht werden.

Der 314 Seiten starke Band enthält die Sagen der Harzburger Gegend, von Goslar, von Gittelde und der Staufenburg, von den 7 Bergstädten, vom Bruchberg, Riefensbeck und Kamschlacken, Buntenbock und Lerbach, aus der Osteröder und Herzberger Gegend, von Förste, Dorste, Lonau, Sieber und Scharzfeld, von der Lauterberger Gegend, aus dem Amtsbezirk Walkenried, von Ellrich, Ilfeld, dem Hohenstein und der Nordhäuser Gegend. Dazu kommen Pröhles ausführliches Vorwort zur 1. Auflage, das mit seinen Bemerkungen über die Geschichte der Harzsagenforschung und den volkskundlichen Wert der Sagen noch heute lesenswert ist, und Pröhles teilweise recht umfangreiche Anmerkungen zu den einzelnen Sagen, die vom Herausgeber Peuckert mit behutsamer Hand bald ergänzt, bald gekürzt worden sind, um sie dem heutigen Stande der wissenschaftlichen Sagenforschung anzupassen. Peuckert, selbst einer der zur Zeit führenden deutschen Sagenforscher, hat mit seiner mühsamen und entsagungsvoll zurückhaltenden Herausgebertätigkeit den Wert des ohnehin schon so vortrefflichen Buches noch weiter gesteigert und seine Benutzung durch Anfügung eines Orts- und Sachregisters erleichtert. Es ist damit dem Volksleben, dem Volkgeist und der Volkssprache des Harzes aus alter Zeit ein Denkmal gesetzt worden, wie wir es uns nicht schöner denken können. Möge das Werk eine recht weite Verbreitung finden, damit es, wie es sich Pröhle schon von der ersten Auflage erhoffte, zu einem wirklichen Volks- und Hausbuch werden kann, eine Quelle der Freude und Heimatpflege für jung und alt!

*Flehsig*

Heimatkalender für den Landkreis Wolfenbüttel 1958, herausgegeben von Oberkreisdirektor Dr. Gleitze. Verlag Oeding, Schöppenstedt.

Zum vierten Male erscheint jetzt dieser Heimatkalender unter der bewährten Schriftleitung von Heinz Ohlendorf, von Jahr zu Jahr verbessert in seiner Ausstattung und seinem Inhalt. Es ist erfreulich zu beobachten, wie die Kreiskalender unserer engeren Heimat nach und nach ein immer ausgeprägteres Gesicht bekommen,

das den Interessen der ländlichen Bevölkerung durch heimatkundliche Aufsätze, Erzählungen und Gedichte, zahlreiche gute Abbildungen und regelmäßige statistische und personelle Angaben über jeden Ort des Kreises gerecht wird. Aus der Fülle der Beiträge des neuen Jahrganges sei hier aus Platzmangel nur eine Auswahl genannt: „Aus der Geschichte der Burgen und Schlösser“ von H. A. Schultz, „Das Wolfenbütteler Kreisgebiet in urgeschichtlicher Zeit“ von A. Tode, „Papier aus Oker“ von H. Günther, „Die Gärtnerstadt Wolfenbüttel“ von W. Böhme, „Westerlinde“ von G. E. Müller, „Die historischen Schloßräume“ (in Wolfenbüttel) von Fr. Thöne und „Die volksverbundene Jägerei“ von W. Hartwig. Erzählungen und Gedichte wurden beigeuert von E. Bergfeld, R. Denecke, Fr. Gröper, R. Lerche, O. Rohkamm und H. Severit. Besonders verdienstvoll sind ein Verzeichnis aller Naturdenkmale, Natur- und Landschaftsschutzgebiete des Kr. Wolfenbüttel und die dem Kalendarium beigegebenen Übersichten über die Mitglieder des Kreistages, die Bediensteten und Dienststellen der Kreisverwaltung, die Bürgermeister, Gemeindedirektoren, Ortsheimatpfleger, Brandmeister und Schulleiter der einzelnen Gemeinden sowie alle anderen statistischen Angaben über die Zahl der Einwohner (mit besonderer Nennung des Vertriebenenanteils), der Haushaltungen und Wohngebäude. Dadurch wird der Kreiskalender zu einem unentbehrlichen Nachschlagewerk für jeden Kreisbewohner. Möge er darüber hinaus auch helfen, die Liebe zur engeren Heimat zu festigen und zu vertiefen! *Fl.*

Heimatbote des Landkreises Braunschweig 1958. Herausgegeben vom Landkreis Braunschweig. Verlag Hans Oeding, Braunschweig 1958.

Alles, was lobend über die Ausstattung und die statistisch-personellen Angaben im Kalendarium des Wolfenbütteler Kreiskalenders gesagt werden konnte, gilt auch für den neuen, ganz ähnlich gestalteten Braunschweiger Kreiskalender. Kreisamtmann B. Butz und Kreisheimatpfleger W. Kellermann haben es sich angelegen sein lassen, für diesen Kalender gute heimatkundliche Beiträge von namhaften Fachleuten zu gewinnen, die manche neuen Erkenntnisse vermitteln, darunter vor allem ein 20 Seiten langer Aufsatz von Th. Müller über „Die Kultivierung der Niederungen im Westteil des Kr. Braunschweig 1743–1832“. Es würde zu weit führen, hier den Inhalt

des Heftes mit seinen belehrenden und unterhaltenden Beiträgen vollständig aufzuzählen. Besondere Erwähnung verdienen aber die Aufsätze über Nutzung und Pflege der Heimatlandschaft von W. Kellermann („Die Flächennutzungspläne für unsere Landgemeinden“, „Unser neues Landschaftsschutzgebiet Reitling“) und G. Schridde („Eine Wanderung zum Kampstüh“). Anlässlich der Übernahme der Patenschaft über den ostbrandenburgischen Heimatkreis Königsberg durch den Landkr. Braunschweig steuerte H. Erdmann einen umfangreichen Bericht über den Landkreis Königsberg in der Neumark bei. Damit kommen auch die Heimatvertriebenen zu Worte. *Fl.*

Wernsdorff, Hans-Georg von: Der für die Kinder Deines Volkes steht. 800 Jahre Geschichte der St.-Michaelis-Kirche zu Braunschweig 1157—1957. Braunschweig, Verlag Appelhaus, 1957.

Zur 800-Jahr-Feier der St.-Michaelis-Kirche hat Pastor von Wernsdorff eine Festschrift zusammengestellt, die Anerkennung verdient. Sie berichtet uns ausführlich von frohen und schweren Ereignissen. Nach einem Grußwort des Landesbischofs D. Martin Erdmann hat der Verfasser nach sehr gründlichen Vorstudien die Geschichte der Kirche behandelt. Zunächst erfahren wir etwas über den „Namen der Kirche und seine Bedeutung“. Dann wird in zwei Hauptabschnitten die geschichtliche Entwicklung der Michaeliskirche vor und nach der Reformation aufgezeigt. Der Text wird durch Zeichnungen von Prof. Rüggeberg und Bildnisfotographien zweier ehemaliger Geistlicher — des Pastors Philipp Julius Rethmeyer und des Generalsuperintendenten Theodor Wilhelm Leopold Degering — unterstützt.

Dem Verfasser gebührt Dank für die sicherlich nicht einfache Herausgabe dieser schönen Festschrift. *Schu.*

Döhnel, Karl Rudolf: Das Anatomisch-Chirurgische Institut in Braunschweig 1750—1869. In Braunschweiger Werkstücke Bd. 19, Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag Br. 1957.

Als Teil einer Dissertation mit dem Titel: Vom Handwerk zur Kunst und Wissenschaft in der Chirurgie — Eine Wanderung durch ein Jahrtausend der Wundarznei in der Stadt Braunschweig: ist dieses Buch herausgegeben. Unterstützt durch eine Anzahl Bilder (z. B. Garnisonlazarett am Fallersleber Tore, Armenkrankenhaus am

Wendentore, Anatomiegebäude am Gaußberge und einiger bekannter Ärzte) vermittelt der Inhalt einen Einblick in die Geschichte der Wundarznei. Eine Behandlung dieses Themas ist gerade für Braunschweig besonders aufschlußreich, da sich hier durch die Gründung eines chirurgischen Lehrinstitutes als Fachschule eine von anderen Orten abweichende Sonderentwicklung vollzogen hat.

Fritz Meyen, Johann Joachim Eschenburg 1743—1820 (Bd. 20 der Braunschweiger Werkstücke, Veröffentlichungen aus Archiv, Bibliothek und Museum der Stadt, herausgegeben v. Bert Bilzer u. Richard Moderhack). Braunschweig 1957.

Das alte Collegium Carolinum, die Vorgängerin der Braunschweiger Technischen Hochschule, hat in den letzten Jahrzehnten des 18. und den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhundert zahlreiche bedeutende Gelehrte als akademische Lehrer besessen, deren Name weit über unsere engere Heimat hinaus Klang und Rang hatten. Unter den Geisteswissenschaftlern ragt besonders der in Hamburg geborene Johann Joachim Eschenburg hervor. Als Bibliothekar und Professor für Literaturgeschichte hat er mit einer uns Heutigen fast unbegreiflichen Schaffenskraft neben eigenen Dichtungen eine kaum übersehbare Anzahl von Veröffentlichungen zur englischen, deutschen, griechischen und römischen Literaturgeschichte und Altertumskunde verfaßt.

Den wirklichen Umfang seines Schaffens hat uns erst Fr. Meyen mit dem vorliegenden Buche vor Augen geführt. Mit erschöpfender Gründlichkeit hat er in mühevoller Kleinarbeit aus Archiven, heimischen und auswärtigen Bibliotheken alles zusammengetragen, was über Eschenburgs Leben und Schaffen auch an den verborgensten Stellen zu finden war. Erst dadurch wurde es möglich, eine zuverlässige Bio- und Bibliographie des bedeutenden Gelehrten zu schaffen, wie sie jetzt auf 130 Seiten mit 396 Titeln seiner Werke vor uns liegt. Dabei treten im biographischen Teile besonders die Verdienste Eschenburgs als Wiederentdecker altenglischer Dichtung und als Shakespeare-Übersetzer hervor. Möge sich bald jemand finden, der, angeregt durch die Hinweise auf Eschenburgs zahlreiche Neuauflagen deutscher Dichtungen des Mittelalters, ihn auch als einen Wegbereiter der Romantiker für die Wiederentdeckung der altdeutschen Literatur würdigt! *Fl.*



1932 - 1957

**MÄNTEL-STEINBACH**

Papenstieg 8

*Elegante* **Damenmäntel**

**Kostüme · Kleider · Röcke und Blusen**

ausgesucht für hohe Ansprüche, aber abgestimmt auf niedrige Preise

Seit Jahrzehnten in Stadt und Land bekannt für gediegenen Schmuck

**Lehler**

DER GOLDSCHMIED NEBEN DER HAUPTPOST

Eigene Werkstatt

**Feinkost-  
MEYER**

G · E · B · E

DAS DELIKATESSENHAUS

mit der großen Auswahl

nur Friedrich-Wilhelm-Straße 43 · Ruf 21977

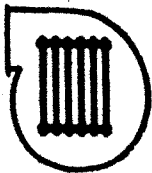
*Weine - Konserven*

*Wild - Geflügel*

*Erstklassige kalte Küche*

*Präsentkörbe*

*in geschmackvoller Ausführung*



**Bernhard Mackels**

**HEIZUNG UND LUFTUNG**

BRAUNSCHWEIG · JASPERALLEE 4 · FERNRUF 21646/47

## **Ein Vertrauen ist des anderen wert**

Jeder 4. Sparer hat ein Banksparsbuch.

Wir bieten Ihnen zwei Möglichkeiten zum Sparen:

### **Das Kontensparen und das Wertpapiersparen.**

Unter bestimmten Voraussetzungen können bedeutende **steuerliche Vorteile** für Sie damit verbunden sein.

## **VEREINIGUNG BRAUNSCHWEIGISCHER BANKEN UND BANKIERS**

### **COMMERZ- UND DISCONTO-BANK**

Aktiengesellschaft  
in Braunschweig

### **DEUTSCHE BANK**

Aktiengesellschaft  
Filiale Braunschweig

### **DRESDNER BANK**

Aktiengesellschaft  
in Braunschweig

### **GEBRÜDER LÖBBECKE & CO.**

Braunschweig

### **NIEDERSÄCHSISCHE BANK FÜR WIRTSCHAFT UND ARBEIT AG**

Filiale Braunschweig

### **C. L. SEELIGER**

Wolfenbüttel